2 1 E 3

Gesammelte

Schriften

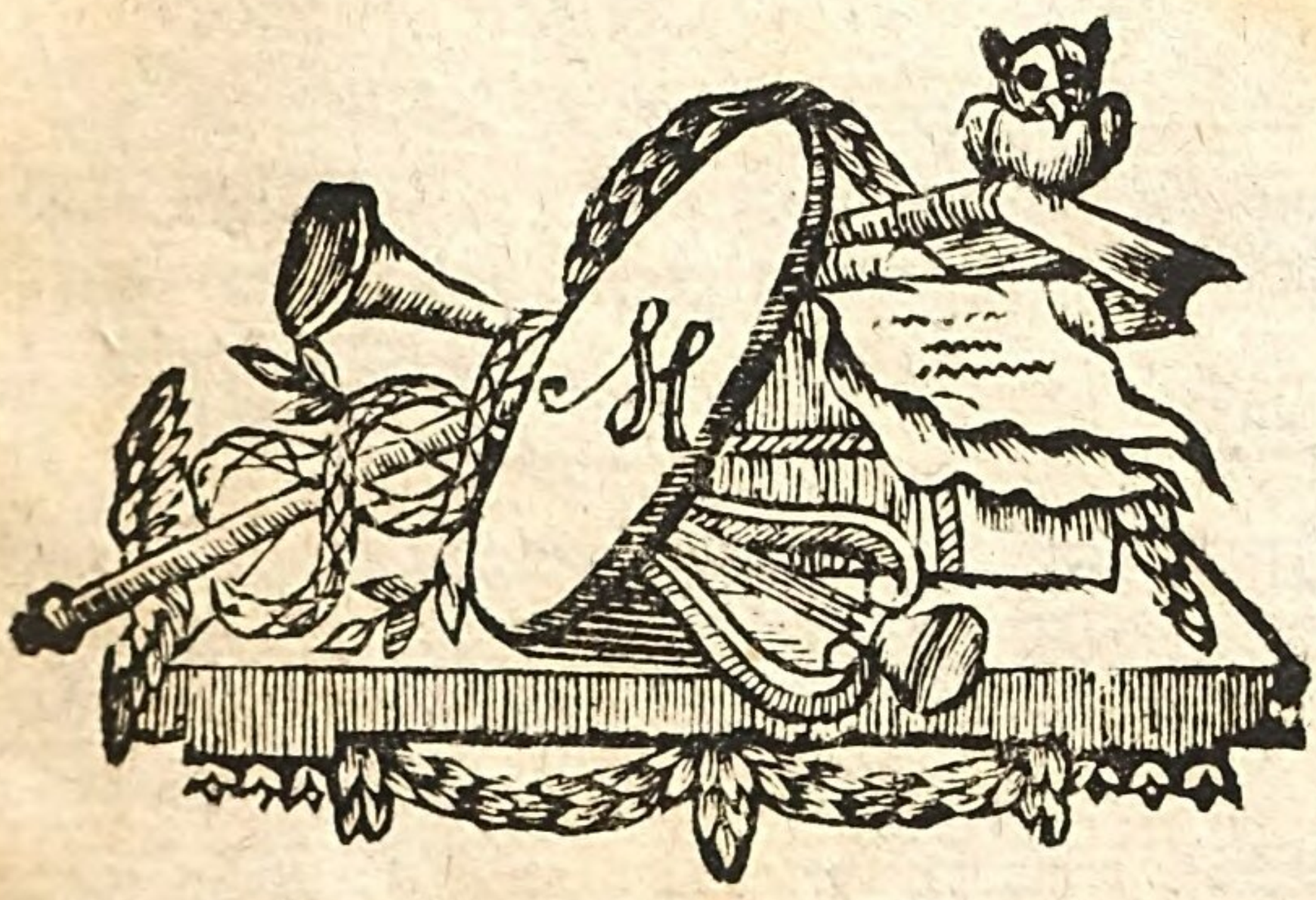
unserer Zeiten

zur

Vertheidigung der Religion

und Wahrheit.

Fünfzehnter Band.



Augsburg,
bey Johann Baptist Balthasar Merz.

1793.

Inhalt.

I.

Der französische Freyheitsbaum in einer Rede vom Senfkörnlein zu Botzen auf öffentlicher Kanzel vorgetragen.

II.

Ermahnungsrede zum eifervollen Gebethe, bey den dermaligen öffentlichen Angelegenheiten. Vorgetragen in der Stiftkirche zu Botzen von P. Albert, Kapuziner.

III.

Predigt von der Nothwendigkeit des göttlichen Beystandes, wenn unsere Bemühungen den erwünschten Erfolg haben sollten. Von Joh. Bapt. Weber.

IV.

Predigt von der unbilligen Geringschätzung der Geistlichkeit. Von Joh. Bapt. Weber.

V.

Von der schuldigen Unterwürfigkeit gegen weltliche Obrigkeiten, dem einreißenden Empörungsgeiste entgegen gesetzt.

VI.

Predigt von der christlichen Pflicht der thätigen Theilnehmung an dem Feldzuge wider die heu-

Inhalt.

heutigen Weltbeglücker. Vorgetragen in der Stadtpfarrkirche zu Hall im Tirol.

VII.

Nothwendige Erwägungen über die jetzt so sehr gesuchte Gleichheit und Freyheit unter den Menschen.

VIII.

Ueber die Ungleichheit der Menschen. Eine Volksrede für alle Menschen der Erde.

IX.

Gedanken über die Freyheit für den deutschen Landmann.

X.

Was ist Gleichheit? Aus dem Wälschen übersetzt.

XI.

Hirtenbrief des Hochwürdigsten Herrn Bischofes zu Antwerpen, bey Gelegenheit der Befreyung Belgiens von dem Joche der Franzosen.

XII.

Von der neumodischen Art jetzt Bischöfe in Frankreich zu wählen. Etwas zur einstweiligen Beantwortung des vermeintlichen Hirtenbriefes des Abbe Brendel.

XIII.

Das Sterbglöcklein der oberdeutschen allgemeinen Litteraturzeitung, geläutet von D. N. jubilirten Meßner zu Ponza.

Dieser Band hat 28 Bogen.

Der französische
Freyheitsbaum,
in einer
Rede
über das
Evangelium vom Senfkörnlein
am 25ten Sonntage nach Pfingsten
von
öffentlicher Kanzel in Bozen vorgetragen,
Im Jahre 1792.

Augsburg,
bey Joh. Bapt. Balthasar Merz.

Nil curo, an laudent, an carpant dicta maligni;
Laus eſt magna, malis diſplicuiſſe viris.

Beſchnarcht man's, lobt man es? — wie menig
mich das quält!
Schon Lob genug für mich; wenn's Böſen nicht
gefällt.

Text.

Matth. am 13. Kapitel 32. Vers.

Es ist der kleinste unter allen Saamen; wenn es aber erwachsen, ist es größer als alle Kräuter, und wird ein Baum.

Eingang.

Nicht alles, was klein ist, muß man verachten. Was ist kleiner, als ein Funke? Spritzt es aber in Schießpulver: so sprengt er Thürme und Pasteyen, Häuser und Paläste in die Luft. Was ist kleiner, als ein Dunst, der von der Erde aufsteigt? Schwingt er sich aber in die obere Luft empor, so wird er zu einem Ungewitter, welches Hagel, Blitze, und Donner ausschüttet. Was ist kleiner, als ein Senfkörnlein? Und doch — wenn es erwachsen ist, sagt der Heiland, ist es größer als alle Kräuter, und wird ein

Baum. Wie mit dem Senfkörnlein, und andern kleinsten Dingen, so geht es auch mit den menschlichen Leidenschaften. Sie sind Anfangs klein und schwach: nehmen unvermerkt täglich zu; und endlich werden sie groß und stark.

Wer hätte doch glauben sollen, daß die thörichte Freyheitsliebe, die der Mensch von seinem Stammvater ererbet hat, so gewaltig anwachsen sollte? Und doch — doch ist sie bereits schon dermassen erstarket, daß sie nun wirklich zu einem hohen und stolzen Baume geworden ist. Zu was für einem Baume? fraget man. Hochansehnliche! Hochwerthe-ste! ich verstehe dadurch — wie man wohl merken wird — jenen verruchten, und hassenswürdigen Freyheitsbaum, den man itzt in Europa an verschiedenen Orten zu pflanzen anfängt. Und eben dieser soll mir auch Stoff zu vorhabender Rede liefern.

Ich frage also: Welche Pflichten hat die Christenwelt, in Rücksicht auf den französischen Freyheitsbaum? Zwey Worte sollen die Frage auflösen.

Christ-

Christliche Staaten sind erstens schuldig, nach allen Kräften zu verhindern, daß dieser verwünschte Baum nirgends aufgerichtet werde. Dieses zeige ich im ersten:

Christliche Staaten sind zweytens schuldig, alles mögliche anzuwenden, daß er dort, wo er schon aufgerichtet ist, wieder niedergerissen werde. Dieses zeige ich im zweyten Theile.

Möchte ich doch so glücklich seyn, allen sämmtlich einen unversöhnlichen Haß wider das ansteckende Freyheitsfieber, und zugleich einen gerechten, einen brennenden Eifer zur Austilgung desselben einzuflösen! — Ich versuche es im Namen des Allerhöchsten.

Erster Theil.

Warum sagte ich so dreiste, christliche Staaten seyen erstens schuldig, nach allen Kräften zu hindern: daß der Baum der Freyheit, dieser verwünschte Baum — nirgends aufgerichtet werde? Aus dreyen höchst wichtigen Ursachen, deren eine schröckbarer als die andere ist.

Weil sein Ursprung von der Hölle kömmt.
Weil sein Schatten die Laster decket; und
Weil sein Gipfel dem Himmel trotzet.

Ja, Hochansehnliche! von der Hölle hat er seinen Ursprung, der französische Freyheitsbaum, und seine Wurzel stammet vom Luzifer. Denn, gleichwie dieser um keine Abhängigkeit wissen wollte, und allen Gehorsam Ausschlug; so führet er auch seine Anhänger auf dem nämlichen Pfade fort; und er hat dabey keine andere Absicht, als sie stolz, widerspänstig und aufrührisch zu machen, so, wie er es selbst war. Und leider! hat es ihm wirklich schon geglücket, wie ehemals unter den Engeln, also itzt unter den Menschen, unzählige Geister zu betäuben. Ein Geist des Schwindels — wie ihn die Schrift nennt, (Isa. 19, 14.) hat sie ganz eingenommen. Sie wollen so, wie ihr unglückselig gestürzter Vater — so wie Luzifer — Selbstherrscher, frey, unabhängig, und pflichtlos seyn.

Es sind bereis schon mehrere hundert, vielleicht einige tausend Jahre, seit dem dieser Baum der Freyheit die ersten Keime zu treiben anfieng. Rastlos hatten die Kinder Belials, die Handlanger der Hölle daran gearbeitet, ihm neues Wachsthum zu verschaffen, und ihn endlich empor zu bringen. Zu solchem Ende was that man nicht, und welche Triebfedern mußten nicht allenthalben in Bewegung gesetzt werden? Die Freyheit im Denken mußte den Saamen legen; die Freyheit *im* Reden trieb seine Hülse auseinander; die Freyheit im Schreiben machte der Welt die Sprossen sichtbar; die Freyheit der Sitten und bösen Beyspiele verhärtete seinen Stammen; und, damit er letztlich zu seiner zweckmäßigen Vollkommenheit gelangen möchte: so both man allen erdenklichen Kunstgriffen, der Wohlredenheit, der Dichtkunst, der Geschichte, der Romane, der Satyre, der vergötterten Philosophie auf; man verlegte sich auf Trugschlüsse, auf falsche Zeitrechnung, auf ungegründete Anekdoten, auf handgreifliche Lügen und Textestimmlungen; man stoppelte ganze Wörterbücher zusammen; man

erschlich und erpreßte die Preßfreyheit, und mißbrauchte sie auf die gewissenloseste Art — man hieß kalte Gleichgültigkeit gegen jede Religion, Toleranz, und nannte sie das holdseligste Himmelskind — man spie die ärgerlichsten Sätze von dem Katheder aus; man lehrte das Sittenverderbniß auf öffentlicher Schaubühne; man verdarb die gutangelegten Pflanzschulen, um die Pflanzen des Heiligthums in ihrer Blüthe zu vergiften; und so gewann dieser satanische Baum so starke und ausgebreitete Aeste, daß er die Halbkugel der Erde zu bedecken anfieng.

Und werden wir noch zweifeln, daß sein Ursprung von der Hölle kömmt? Ey! so hören wir nur einen Augenblick die Sprache derjenigen, die ihn gepflanzt haben. Nach ihren Grundsätzen giebt es weder einen freyen Willen, noch eine Vorsehung; weder ein geistiges, noch ein unsterbliches Wesen; weder eine Zukunft, noch eine Ewigkeit. Die Welt ist weiter nichts, als ein Werk des Zufalls, und ein Spielball des Ohngefehrs. Die Gottheit ist eine Chimäre, die nur im Gehirne schwacher Menschen existirt. Die menschliche

liche Gesellschaft ist eine Versammlung feiger Seelen, die sich vor Priestern beugen, von denen sie betrogen; vor Fürsten, von denen sie unterdrücket; vor Bannstralen, von denen sie, wie schwache Kinder erschrecket werden. Die Vorsteher der Nazionen sind unrechtmäßige Gewaltträger, die die Völker ihren Leidenschaften opfern; die sich nur darum Väter der Völker nennen lassen, um ihren unersättlichen Despotismus desto sicherer ausüben zu können. Kein Fürst, kein Regent *habe* das Recht, andern zu befehlen, *u. s. m. a.*

Ist dieß die Sprache eines ehrlichen Menschen, meine Brüder? Ist es nicht vielmehr die Sprache eines hochmüthigen Luzifers, der keinen ober sich, alle unter sich haben will? — Und darum sagte ich: Dieser Baum der Freyheit, der Aufruhr und der Empörung stamme von der Hölle her.

Was ihn aber noch weit verfluchenswürdiger machet, ist, daß sein Schatten die Laster decket, und jedem Lasterhaften zum Schutze wird. Wenn man der Sache ein

wenig reifer nachdenket: so scheint dieser Baum eine Aehnlichkeit mit demjenigen zu haben, welcher einst dem Könige Nabuchodonosor in einem Traumbilde gezeiget wurde: Es war ein großer und starker Baum mitten im Lande, sagt das Buch Daniel, worunter sich alle Gattungen der wilden Thiere, die aus den Wäldern hervor krochen, zusammen gerottet hatten. (Daniel 4, 8.) Fürwahr, eine ganz lebhafte Schilderung des französischen Freyheitsbaumes! — Rotten sich nicht auch dort alle Gattungen ruchlosester Leute zusammen: solche Leute, die man am allerbesten mit schamlosen Thieren, und grausamsten Bestien in eine Vergleichung setzen kann? — Mit einem blutdürstigen Tiger, der niemals fröher ist, als wenn er Menschenblut fließen sieht; mit einer brüllenden Löwinn, die mit Würgen und Morden ganze Nachbarschaften in Schrecken setzet; mit einer giftigen Natter, die das Eingeweide ihrer eigenen Mutter durchfrißt? —

Oder könnten wohl die allerwildesten Thiere, aus Libiens und Arkadiens Berghöhlen herbey gerufen — könnten sie wohl grausamer mit

einer

einer preisgegebenen Lämmerheerde verfahren, als unter dem Schutze dieses landverderblichen Baumes Menschen mit Menschen umgehen? — Himmel! welch ein Anblick! da werden wehrlose Priester dem hundert nach, wie die Schafe — aufgemetzelt; dort fallen Tausend und Tausende — blos, weil sie noch ehrlich denken — unter dem Schwerte hin; da werden die Kinder einer zärtlichen Mutter, vor ihren eigenen Augen — in hundert Stücken zerhauen; dort reißt man einer blühenden Fürstentochter das warme Herz aus dem Leibe, und trägt es an einer blutigen Lanze die Gassen durch. Um dem Henker die Arbeit zu ersparen, müssen selbst die Laternenpfähle zum Galgen dienen. Und erst jene herzallerliebste Köpfmaschiene — — ich muß schweigen, ich würde sonst die ganze Woche über nicht fertig werden, wenn ich alle die Laster, die Ungerechtigkeiten, die Grausamkeiten, die Räubereyen, die öffentlichen Schändungen so gar auch Gott geheiligter Personen in eine Rechnung bringen wollte. Wer thut das? Wer duldet das? Wer befiehlt das? — Eben jene gepriesenen Menschenfreunde, die

mit

mit Menschenliebe, mit Nächstenliebe, Bruderliebe, mit Duldsamkeit, mit Toleranz — schon lange Zeit her die halbe Welt vollgeschrien haben. So nämlich heißt bey diesen Barbaren alles Liebe, sogar auch Bruder- und Königsmord. —

Wie aber die Laster unter dem Schatten dieses elenden Baumes Schutz finden: so finden ihn auch die Lasterhaften und Böse-wichte. Je weniger einer glaubt; je verdorbener seine Denkensart: je geschickter seine Zunge zum Lästern zugespitzet ist; desto besser taugt er in ihre Bande, und desto mehr wird er beklatschet und angepriesen; und wenn er unter allen Schurken der größte ist: so erhält er ungezweifelt, und zwar von Rechtswegen — den ersten Rang. — Besitzt er auch noch den Unsinn, und jagt sich aus Verzweiflung ein paar Kugeln durch den Kopf: dann bläßt man gar die Heldenposaune, und setzet ihn — Brüder! lachet nicht! — und setzet ihn in das neugeheiligte Pantheon. — —

Ist es Wunder demnach, daß verschiedene deutsche Lehrer und Mamelucken, die schon lange der Abfeim des menschlichen Geschlecht-

schlechtes waren — einen Sprung über die Gränze gewagt haben, um auch dort ihr Glück zu machen, wo die Lügen so theuer verkauft, und Trugschlüsse hochgeschätzet, und die ausgeschämtesten Lästerungen wider Fürsten und Staaten, wider Kirche und Offenbarung mit Ehrenstellen belohnet werden? — Sehet, sehet, wie alle Gattungen der wilden Thiere aus ihren Schlupfwinkeln hervor kriechen, und sich unter dem Schatten dieses ehrlosesten Baumes zusammenrotten!! —

Ich sage: Dieses ehrlosesten Baumes, als welcher nicht nur seinen Ursprung von der Hölle hat: nicht nur mit seinem Schatten die Laster decket: sondern auch noch drittens mit seinem Gipfel dem Himmel trotzet.

Kommet — sagten vormals jene Waghälse zu Babel (Buch der Erschaf. 11, 14.) lasset uns ein ewiges Denkmal unserer Stärke, lasset uns einen Thurm aufführen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche. Wir wollen uns auf solche Art einen unsterblichen Namen machen; und dem donnernden Gotte wird es alsdann nicht mehr gelingen, unser Geschlecht, so, wie ehemals mit einer

Sünd-

Sündfluth zu tilgen. Das heißt freylich, mit einem Worte, sich wider den Allmächtigen auflehnen, und dem Himmel selbst Trotz biethen. Sind aber nicht eben diese die Gesinnungen unserer heutigen Riesenmänner, Naturhelden und Freyheitsprediger? — Sind nicht diese vorgeblichen Hellseher — wirklich so weit geschritten, daß sie dem unumschränkten Gotte selbst die Gränzen bestimmen wollen, wie weit sich seine Rechte über die Menschheit ausdähnen: was er erlauben müsse, und was er verbiethen könne.

Zum Zeichen, daß sie nun völlig frey, völlig losgebunden seyn wollen; zum Zeichen, daß sie keine Gesetze mehr, weder göttliche, weder menschliche — anerkennen: zum Zeichen, daß sie weder den Gott des Himmels, weder die Fürsten der Erde fürchten, schwingen sie den stolzen Gipfel des abgöttischen Freyheitsbaums in die freye Luft, als wollten sie mit Pharao gegen dem Himmel auflästern: Wer ist der Herr, der uns gebiethen kann (Exod. 5, 2.)

Oder ist es zuviel geredet? — Einmal! was thut, was erlaubt man sich nicht alles,

um

um den lächerlichen Gipfel dieses Schand-baumes empor zu bringen? Muß da nicht alles. was das Verehrungswürdigste, das Heilig-ste und Göttlichste ist, recht Himmel trotzend — unter die Füsse getretten seyn? — Braucht man Geld: so müssen die geheiligten Taber-nakel zerbrochen, die Goldenen Monstranzen herausgerissen, und die mit dem Blute Je-su gefärbten Opfergeschirre zusammen ge-schmolzen werden. Welche Gottesschände-reyen! — Braucht man Blut: so muß der *Unschuldige*, wie der Schuldige; der Geist-liche, wie der weltliche; der Priester, wie der Levit, und selbst der Bischof — über die Klinge springen. Welche Unmenschlichkeit! — Braucht man Verräthereyen: so müssen Dolche unter dem Rosenstrauche, heimliche Komplotte, Giftmischungen, Aquatoffana-fläschchen, himmelhohe Betheurungen, und die heiligsten Eidschwüre zur Decke dienen. Welche Entheiligung des Naturgesetzes! —

Alles dieses auf einen Schock zusammen, heißt, es wohl etwas anders, als dem ewi-gen Gesetzgeber, und seiner Vorsehung, und seiner Gerechtigkeit, und seiner Heiligkeit selbst

Trotz biethen? — Der Allmächtige spricht: Es soll ein jeder seinen rechtmäßigen Fürsten ehren, (Petr. 2.) und ihm geben, was ihm gebührt; (Matth. 22, 21.) und man entreißt ihm das geheiligte Diadem, macht ihn zum Gegenstande der Pöbelwuth, und der Verachtung — heißt das nicht dem Himmel trotzen? — Der Ewige hat befohlen, man soll die eingeweihten Kirchen, als seine irdischen Wohnstätte — in Ehren halten; (Matth. 21, 13.) und man setzet die Gebeine ruchlosester Leute auf den Altar, stellet Dagon neben die Arche hin, und macht das Haus Gottes zum heidnischen Götzentempel; heißt das nicht dem Himmel trotzen? — Der Erlöser sagt uns ausdrücklich, wir sollen die Kirche hören, sie sey der Pfeiler. und die Grundfeste der Wahrheit; (1. Tim. 3, 15.) und man schimpft dieser bedrängten Mutter in's Angesicht, hält ihre Aussprüche für Fabelwerke, und stößt ihr so den schmerzlichen Dolch bis an das Heft in die Brust hinein, immer tiefer hinein; — heißt das nicht dem Himmel trotzen? — — Wer ist der Herr, der uns gebiethen kann? wir wissen um keinen Herrn, wir

wir kennen keinen, er schreibe sich, wie er wolle.

Wo sind denn also jene unbesonnenen Schwätzer, die besonders in den Schenkhäusern, und bey der Weinkanne so gerne — wie es scheint — den schwarzen Hut mit der rothen Freyheitskappe vertauschen möchten? — Die Flatterhaften! geben sie nicht offenbar an den Tag, daß sie entweder nicht wissen, was sie plaudern; oder daß sie schon Freydenker und Fürstenfeinde geworden sind? — *Aber* geben sie acht, recht wohl acht! die Worte sind itzt nicht mehr, wie die Gedanken zollfrey; und leichtfertige Schwätzer können sich eher, als sie geglaubt hätten, ein Schloß auf den Mund verdienen. Denn christliche Staaten sind schuldig, und zwar — wie wir gehört haben — aus dreyen höchst wichtigen Gründen schuldig, nach allen Kräften zu verhindern, daß dieses verfluchte Holz, dieser Baum des Aufruhrs, und der Empörung, der die Schande unsers Jahrhunderts ausmachet, — nirgends aufgerichtet werde. Allein das ist noch nicht alles: Sie sind auch schuldig, alles mögliche beyzutragen, daß

er dort, wo er schon aufgerichtet ist, wie-
der niedergerissen werde.

Zweyter Theil.

Der schon gemeldte Baum des Nabucho-
donosors, so prächtig derselbe auch immer
war, — mußte doch bald zersplittert werden.
Ein heiliger Wächter — sagt die Schrift —
stieg vom Himmel herab, und rief mit starker
Stimme: Hauet ihn um den Baum, zer-
hacket, zerstöret ihn — — auf daß die wil-
den Thiere, die sich darunter versammelt
haben, zerstreuet werden. (Daniel 4, 11.)
Eine fast gleiche Stimme ruft, wie mich
deucht, allen christlichen Staaten zu: Auf ihr
Starken Israels! setzet die Axt an diesen
wurmstichigen Freyheitsbaum; hauet ihn um,
auf welchem Platze er immer stehet.

Dieß fodert erstens die Sicherheit der
Staaten;

Dieß fodert zweytens die Aufrechthal-
tung des Glaubens;

Dieß fodert drittens die christliche Bru-
derliebe.

Ich

Ich sage erstens, die Sicherheit der Staaten. Man darf es nun nicht mehr verhehlen. Fürchterlich ist die Gewitterwolke, die ober unserm Haupte hängt, und sowohl Thronen, als Staaten den Umsturz drohet. Mitten im Christenthume hebet eine schwarze und gottlose Sekte ihr vielköpfiges Haupt empor, die sich selbst den täuschenden Namen der Philosophie beylegt; und ihr unruhiger Geist, der ein Feind aller Abhängigkeit ist, — kennt keinen andern Zweck, als die *ganze* politische Verfassung der Staaten *übern* Haufen zu werfen.

Die Proben von dieser tollsinnigen Absicht sind gar zu auffallend, als daß man daran noch zweifeln könnte; und ihre abentheuerlichen Grundsätze sagen es noch viel deutlicher. Denn hören, und staunen wir. Das Recht, Menschen zu regieren, sagen sie, hat nur derjenige, der die Kraft des Geistes dazu besitzt; denn, wer die Macht hat, der hat das Recht. — Die Kraft des Geistes aber besitzt Niemand, als sie allein; denn sie allein sind die Kraftgeister, die starken Geister, die durchdringenden Geister: folglich

haben nur sie allein das große Recht, Welten zu regieren, Revolutionen zu bewirken, Fürsten und Königsstühle zu zerbrechen, und alles nach ihrem Kopfe umzuschmelzen. — Welch ein nagelneues und allerliebstes Evangelium ist nicht dieses? — Ein Evangelium, welches weder dem allerweisesten Sohne Gottes, noch seinen Aposteln jemals zu Sinne gekommen war. Sie können sich selbst nicht ganz enthalten, diese Wirbelgeister, ihre so menschenfreundliche Absicht den Sterblichen kund zu machen. Noch zehn Jahre — schrieb unlängst Einer öffentlich in die Welt hinaus, und er sagte es zween großen Monarchen von Europa in's Angesicht: Noch zehn Jahre; und dann sind wir alle frey.

Aber was für eine Freyheit soll diese seyn? Worinn soll sie bestehen? Ach! meine lieben Brüder! es schauert mir, wenn ich daran denke. Ihr werdet nachmals, so wie itzt, eure Beherrscher haben; aber nicht mehr wohlthätige Fürsten, sondern philosophische Tyrannen werden eure Beherrscher seyn; und wenn der goldene Scepter einmal zerbrochen seyn wird: so wird der eiserne, der unmensch-

liche —

liche — mit seinem ganzen Gewichte — über euern Nacken hinfallen. Nur Wir — werden sie sagen — nur Wir sind zum regieren gebohren. Wir sind Herrscher, und ihr seyd Sklaven; Wir sind Götter, und ihr seyd Würmer; Wir setzen uns auf die Thronen, und euer Platz ist unter unserm Fußschemel: Die Natur selbst räumet uns das Recht ein, daß wir euch wie Lastthiere behandeln. Und ihr, redlichen Leute! ihr redlichen Weltbürger! was werdet ihr alsdann *thun*? Ihr werdet die Hände zum Himmel *ausstrecken*; und man wird euer spotten: ihr werdet die Gerechtigkeit, und die Gesetze anflehen; und es wird keine mehr geben, und Niemand wird euch vertheidigen: ihr werdet die zertrümmerten Bildsäulen eurer Regenten umfassen, ihre geheiligte Asche segnen, und wehmüthig gen Himmel aufrufen; **O Gott! so handelten Fürsten nicht.** —

Sehet meine Brüder! so groß sind einerseits die Gefahren, die den Thronen und Staaten drohen; und so entsetzlich würde andererseits das Elend und der Jammer seyn, wenn es wirklich dahin käme, und man es

kaltblütig dahin kommen ließe, daß Philoso-phen den Scepter führten. Er muß also, wo er immer Platz greift, niedergerissen wer-den der philosophische Freyheitsbaum; Dieß fodert die Sicherheit der Staaten. Nicht genug; auch die Aufrechthaltung des Glau-bens fodert es.

So ist es theure Zuhörer! Der Glau-be selbst, dieses köstlichste unter allen Him-melsgeschenken — läuft Gefahr, wenn es ein-mal unter den Todesschatten dieses flammen-würdigen Baumes zu stehen kömmt. Denn die verschmitzten Urheber der heutigen Welt-verbesserung haben eine doppelte Absicht zu ihrem Zwecke. Sie strecken die eine Hand aus, um die Thronen zu erschüttern, und die andere um die Altäre umzustürzen. Sie verschwören sich unter einander, die Reli-gion auszureuten, die Unschuld zu verderben, und jedes Gepräge der Tugend in fühlbaren Seelen unkennbar zu machen, inden sie wohl wissen, daß, so lange der Mensch von dem Lichte des Glaubens geleitet wird, so lange er Christenthum besitzt, und Liebe zur Tu-gend im Herzen nähret, sie ihre gewissenlo-

sen

sen und heydnischen Grundsätze nicht an den Mann bringen; folgsam auch die Fürstenstühle nicht würden zerbrechen können. Den Glauben also, die Hauptstütze der Thronen, vollkommen zu untergraben ist die wesentliche Beschäftigung dieser herkulischen Staatenumwälzer; um sodann, wenn einmal der Grundpfeiler wanket, einen gänzlichen Umsturz zu bewirken.

Und fürwahr! wenn man allen den Wirwar der Skribeleyen, die Plane der Journalisten, die Ausgeschämtheit der Rezensenten, und ihre Wuth, ihre Tobsucht, ihren Geifer, womit sie wider alles loszihen, was Christenthum heißt — betrachtet: so sieht man überzeugend, daß die Religion zu stürzen, alles, was heilig ist, zu vertilgen, alle Furcht Gottes aus den menschlichen Herzen heraus zu reißen, und alle Gemeinschaft zwischen dem Himmel und der Erde ganz abzuschneiden, der große Plan ihrer so hochgepriesenen Freyheit sey.

Und wie schreckend, o mein Gott! wie unübersehbar sind nicht die traurigen Niederlagen, und der Gräuel der Verwüstung,

den diese verpestete Sekte in deinem heiligen Sion — in der wahren Kirche — schon angerichtet hat!! — Wie sehr ist nicht seit einigen Jahren das Gold der Liebe an dieser heiligen Stadt verdunkelt, und ihre beste, ihre auserlesenste Farbe verändert worden (Klaglied Kap. 4.)? An allen Orten, in allen Ständen, in jeder Stadt, schon auch in Dörfern — weinet Rachel über ihre Kinder; und sie sind nicht mehr (Matth. 2, 18.)!

Bemerke man da nur obenhin die antichristischen Machtsprüche, die diese unberufenen Glaubensprediger, Religionsfeger und Kirchenstürmer — aus ihrem Aufklärungshorne ertönen lassen. Der Katholik ist — ihrem Urtheile nach — das allerdümmste Thier, das der Erdboden jemals getragen hat. Bloß Herzensreligion, Vernunftreligion machen — wie sie aus vollem Halse schreyen — den Menschen selig. Wer sich an Offenbarung, an Glaube und an die Kirche hält; ist abergläubig; hängt noch am Schlendrian, läßt sich am Gängelbande der Dummheit schleppen: muß Schwärmer, Fanatiker, Enthusiast: und weis nicht was — noch alles seyn.

seyn. Um die kirchliche Verfassung in ihrem Grunde zu erschüttern, wie charakterisirt man die größten Lehrer der Christenheit? Als niederträchtige Dumköpfe: die Millionen Blutzeugen als empörende Staatsverbrecher; die heiligen Büßer als stille Selbstmörder; den Cölibat, die Jungfrauschaft Entheiligung des Naturgesetzes. — Christus selbst — staunet ihr Himmel; Christus — selbst und seine Apostel müssen feine Komplottenschmiede, Weltbetrüger gewesen seyn. — Scheint es nicht, selbst das Kind der Bosheit, der Antichrist würde in jenen letzten Zeiten kaum noch einen heftigern Sturm wider die Kirche Jesu erwecken können, als dieser ist? —

Und Warum will man dann itzt auf einmal alle rechtbeordnete Priester von Gottes Erdboden getilgt wissen? — Braucht es wohl hier viel Nachdenken? — Ihr wisset, meine Freunde! was für eine Gesandtschaft die Wölfe an die Hirten haben ergehen lassen; es werde Friede, ewiger Friede seyn, falls man sich nur entschliessen möchte, die Hunde todt zu schlagen. Schlaget die Hunde todt: so

werden die Wölfe Meister über die Heerde seyn; das ist es, was sie wollen.

Es ist demnach, um den Glauben aufrecht zu erhalten — eine unumgängliche Nothwendigkeit, daß dieses Holz der Aufwieglung, dieser Baum, der so giftige Früchte bringt — mit vereinigter Macht aller christlichen Staaten frühzeitig aus seinem Grunde gehoben werde. Man grabe ihn aus! man haue ihn um! für was nimmt er die Erde ein (Luk. 13, 7.)!! —

Wie nun dieses die Sicherheit der Staaten, und die Aufrechthaltung des Glaubens fodert: so fodert es nicht minder die christliche Bruderliebe.

Es ist für jeden Christen Gewissenspflicht, daß er sich seines bedrängten Bruders, besonders wenn sich dieser in geistlichen Nöthen befindet — annehme. Nun ist es vollkommen gewiß, daß sich in jenen großen und weitschichtigen Provinzen Frankreichs, wo die Freyheitskappe am Baume hängt, viele Tausende, und man darf sagen, Millionen Menschen aufhalten, die in der Stille noch bestdenkende Christen, warme, ächte Katholiken

ken sind. Man kann es aus dem schließen, daß von 121 Bischöfen nicht mehr als vier oder fünf, und von andern in Verrichtung stehenden Priestern kaum der zehende Theil — den Eid geschworen haben. O wie sehnlich werden nicht diese um Rettung, um Erlösung von ihrer sklavischen Freyheit seufzen —

Es deucht mich, als höre ich einige dieser christlichen Bürger in Deutschlands Gegend herüber wimmern, und zwar mit eben jenen Klagworten eines weinenden Jeremias: **O denket, denket doch, was uns begegnet ist! — Uebersehet mit einem Blicke unsern Jammerstand** (Klagl. Kap. 5.)! Unsere rechtmäßigen Hirten und Seelsorger sind uns mörderisch von der Seite gerissen worden. Wir sind nun Kinder ohne Väter, Schafe ohne Hirten; und das mitten unter den Wölfen, mitten in einem gottlosesten Babylon.. Die wenigen Geistlichen, die den Eid abgelegt haben, was für Leute sind sie? Schurken vom ersten Range, gewissenlose Bursche, deren Namen gebrandmarket — in jedem Bisthume auf der schwarzen Tafel geschrieben stehen; die sich von den Grundsätzen

sätzen eines Voltairs räuschig getrunken ha=
ben, und derer Seele einem Hunde glei=
chet. — Und diese — o wie elendig sind wir
besorget! — diese sollen itzt unsere Seelen=
hirten, unsere Wegweiser zum Himmel seyn?
— Diese wollen uns in ihre geschändeten
Tempel, in diese Mördergruben — hinein
zwingen; wollen uns die Lehre Jesu predi=
gen; wollen die zarte Jugend unterweisen; —
wollen uns von Sünden lossprechen, da sie
doch selbst mit den Banden des Fluches ver=
stricket sind, und keine Gewalt, weder zu lö=
sen, weder zu binden haben! Diese, diese
sollen uns beym Sterbebette zur Seite ste=
hen; sollen uns Trost einsprechen; sollen uns
zu jenem Gott hinführen, den sie selbst nicht
kennen; — Zu jenem Gott, an den sie so=
gar nicht einmal glauben? —

Ach, in welche tiefe des Jammers und
der Schande sind wir gesunken! — — Man
schreyt uns immer: Freyheit, Freyheit! um
die Ohren: und man läßt uns sogar in dem
allervichtigsten Punkte, in der Religion —
keine Freyheit mehr. Man sagt, man wolle
uns glücklich machen; und raubt uns alles,

was

was uns wesentlich glücklich machen kann — die wahre Kirche, die Sakramente, den Glauben — weg. — Auf! — deutsche Brüder! christliche Staaten! großmüthige Fürsten! auf! — erbarmet euch über Millionen unglückseliger Glaubensbrüder; zertrümmert unsere Sklavenketten! zeiget euere christliche Bruderliebe! — und denket, was ihr in diesen thränenwürdigen Umständen euch selbst — wünschen würdet.

Beschluß.

Sollten euch aber — so schließen sie ihre und ich meine Rede — sollten euch aber Muth und Kräfte, oder wohl gar die Erlaubniß mangeln, uns aus dieser jammervollesten Lage — heraus zu reißen; o! so gebet wenigstens auf euch selber acht! — — Wollet, oder könnet ihr den Baum der Freyheit in fremden Landen nicht umhauen: so lasset ihn wenigstens in eurer Gegend, auf deutschem Boden — nicht Wurzel fassen. Ersticket sorgfältig die ersten Keime dieses aufwachsenden Lasterholzes; wenn ihr nicht ehestens,

so

so wie wir in einem unbegränzten Elende schmachten wollet. — Trauet doch keinem Aufklärer, keinem Religionsverbesserer, keinem heutigen Modegelehrten! — Lasset euch von ihrer holdseligen Miene, von ihrer scheinheiligen Wahrheitsliebe, von ihrem Gerechtigkeitseifer, sogar von ihrer thätigen Hilfleistung, die nicht selten das Köder — seyn muß — täuschen. Zittert, wenn Leute von dieser Gattung in einer Gemeinde, in euerm Staate am Ruder sitzen. — Machet jene besoldeten Miethlinge, die sich erfrechen, euch Freyheit und Gleichheit zu predigen — ungesäumt stumm. — Verabscheuet jene ärgerlichen Clubbe, die man mitten in euerm Lande errichtet hat, als die eigentlichen Werkstäte — worinn die Waffen zu euerm Untergange geschmiedet werden. — — Mit einem Worte: Wenn euch euer Habe, eure Güter, eure Kinder, euer Glaube, eure Kirche, eure Religion, eure zeitliche und ewige Glückseligkeit, und ihr euch selbst — lieb seyd: so stehet von allen Seiten auf bester Hut; schliesset euch fest an eure Souvraine, und eure Kirche: verlasset euch nicht blos auf den fleisch-

lichen Arm (Jerem. 17, 5.) sondern tretet, so wie David, im Namen des Herrn — wider die trotzenden Feinde auf. Bethen und Streiten — sind noch die einzigen Rettungsmittel. Wer streiten kann, der streite bis auf das Blut; und — wer nicht streiten kann, der bethe mit vollem Eifer. Denn die Tage sind böse (Ephes. 5, 16.); Und der Freyheitsbaum, wo er immer steht, ist aus dem kleinsten Keime — so hoch gewachsen. Es ist der kleinste unter allen Saamen, und — wenn es erwachsen ist, wird es ein Baum.

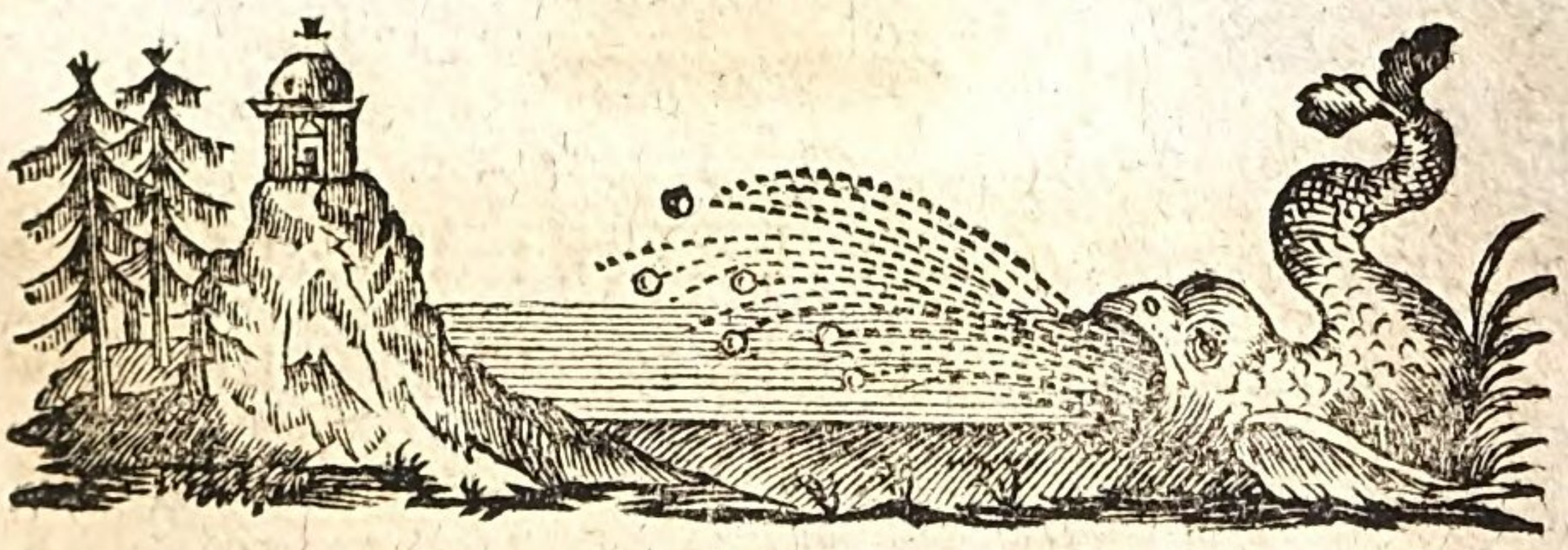
ENDE.

Ermahnungsrede
zum
eifervollen Gebethe,
bey den dermaligen
öffentlichen Angelegenheiten.
Vorgetragen
von P. Albert, Kapuziner
am letzten Sonntage des Jahres 1792.
da auf hohen Befehl
die 10stündige Anbethung des Hochwürdigsten Guts
in der Stift- und Pfarrkirche
zu Botzen
abgehalten wurde.

Ein Nachtrag
zu der Rede
vom Freyheitsbaume.

Mit hoher Erlaubniß.

Augsburg,
bey Johann Baptist Merz. 1793.



Text.

Luk. am 2. Kapitel 37. Vers.

Sie war eine Wittwe, die nicht vom Tempel kam, und Gott mit Bethen und Fasten Tag und Nacht diente.

Eingang.

Das Gebeth muß doch wahrhaftig in den Augen Gottes eine höchst wohlgefällige Handlung seyn, weil uns das heutige Evangelium eine Wittwe anpreiset, die ihrem Gott mit eifervollem Gebethe Tag und Nacht in seinem heiligen Tempel diente. Tag und Nacht bethen fodert man nicht von uns, Hochwertheste in Christo Versammelte! Aber oft und viel bethen, ist und bleibt eine unerläßliche Pflicht für alle Christen, indem uns selbst der Sohn Gottes sagt:

Man muß allzeit bethen: und niemals aufhören. Besonders sollten wir uns alsdann mit vollem Eifer beym Gebethe einfinden, wenn uns, so wie selbst heute, allgemeine und öffentliche Bethstunden bestimmet werden. Es ist bekannt, welche höchstdringende Ursachen zum Bethen wir bey diesen dermaligen traurigen Zeiten haben. Es ist um die öffentliche und allgemeine Ruhe, sowohl der Kirche, als auch des Staates zu thun. Es ist zu thun, um eine Pest von den Gränzen des Vaterlandes zurück zu halten, wovor es jedem ehrlich denkenden Bürger grauen und schaudern muß, und die man beynahe nicht viel weniger, als die Hölle selbst zu fürchten hat; Es ist zu thun — — Aber lasset uns die Bewegursachen, die uns zum eifervollen Gebethe antreiben, noch etwas besser in's Helle setzen, und sie in dieser anverlangten Ermahnungsrede aus einem zweyfachen Gesichtspunkte unter die Augen fassen. Ich sage demnach:

Alle haben wir dringendste Ursachen mit vereinigten Geisteskräften zu bitten und

zu

zu bethen, daß die giftige Sekte unserer heutigen Freyheits=und Gleichheitsprediger nicht weiter greife; und besonders unser christkatholisches Vaterland niemals anstecke. Denn: werferne uns der barmherzige Himmel nicht bewahret, und diese fürchterliche Pest inner die Gränzen des Vaterlandes eindringen läßt; so macht sie uns zeitlich, und ewig unglückselig.

Sie macht uns unglückselig für die gegenwärtige Lebenszeit; sehet die erste Ursache zu bethen — den ersten Theil.

Sie macht uns unglückselig für die künftige Ewigkeit; sehet die zweyte Ursache zu bethen — den zweyten Theil.

Anbethungswürdigster Erlöser! der du als das wahre Licht zur Erleuchtung der Völker gekommen bist, gieb, daß wir mit unbefangener Seele die Wahrheit von der Lüge, und das Licht von der Finsterniß zu unterscheiden lernen; dann wird sich das Herz von sich selbst zum Bethen und Weinen auflösen.

Erster Theil.

So ist es, Hochansehnliche! Wenn uns der barmherzige Himmel nicht bewahret, und diese fürchterliche Pest der heutigen Freyheits = und Gleichheitsprediger inner die Gränzen unsers Vaterlandes eindringen läßt; so macht sie uns erstens zeitlich unglückselig. Ich sehe wohl, daß Freyheitsfreunde und Fürstenfeinde bey diesem Vortrage nur lachen werden. Wie? denken sie in der Stille, — soll das Unglück für uns seyn, wenn wir einmal von dem verhaßten Joche eigenmächtiger Despoten losgebunden, der süßen Früchte der Freyheit genießen könnten? — Ja, meine Brüder! ein Unglück, das größte zeitliche Unglück würde es seyn. Höre man meine Gründe!

Um ein Volk zeitlich glückselig zu machen, werden besonders, und damit ich nur recht wenig sage, — zwey Stücke erfordert; Es muß erstens unter den Bürgern Friede und Eintracht herrschen; und es muß Zwey-

Zweytens unter ihnen auch Treue und Glauben blühen. Keines von beyden läßt sich bey der neuphilosophischen Freyheit finden, mit der man uns täuschen und blenden will.

Es kann erstens dabey unmöglich Friede noch Eintracht herrschen. Friede und Eintracht in einem Staate zu unterhalten, muß es nothwendig ein Band geben, welches die Bürger unter einander verknüpfet; ein sittliches Band, kraft dessen einer von dem andern abhänge, der Kleine sich dem Größern unterwerfe, und sich von demselben ohne Widerspruch — führen, und leiten lasse; ein geheiligtes Band, welches nicht nur das äußerliche Betragen ordnet, sondern auch in der Seele, und im Gewissen bindet. Ohne dieses Band wird jeder Staatskörper, und wenn er gleich ein goldenes Haupt, eine silberne Brust, einen Leib von Erz, und ganz eiserne Schenkel vorweiset; — nichts desto weniger allzeit noch irdene Füße haben, allzeit noch auf lockerstem Grunde stehen. — Dieß sagt uns

die Vernunft, und die Erfahrung aller Zeiten bestättigt es. Sogar in einem Hause, wie man es immer sieht, — wird keine Eintracht herrschen, wenn alle gleich seyn wollen, wenn ein jeder befehlen, und keiner gehorchen will. —

Wo findet man es nun aber dieses geheiligte Band, das die Glieder eines Staates so trefflich aneinander schließt? Nur allein in der Religion; nur die Religion, und besonders die christliche, — hat die Kraft, so ein gesellschaftliches Band zu wirken. Ich sage: Besonders die christliche Religion; denn darinn findet man wirklich alles, was zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe, und des allgemeinen Beßten nicht nur heilsam und ersprießlich, sondern auch nothwendig und unumgänglich ist. Ich will nur einige Stellen anführen.

Sie, die heilige Christusreligion, verpflichtet alle Bürger ihren rechtmäßigen Obrigkeiten, nicht nur aus Furcht der Stra-

Strafe, sondern auch des Gewissens halber unterthänig zu seyn. — Eine jede Seele, heißt es, unterwerfe sich der höhern Gewalt; denn es ist keine Gewalt, als nur von Gott. Sie, die heilige Christusreligion, schreibt uns auch die Pflichten gegen den Nächsten vor; und verbiethet uns alles, wodurch der Friede, oder die Eintracht könnte gestöret werden; denn sie ruft einem jeden zu: Du sollst nicht ehebrechen, nicht tödten, nicht stehlen, nicht falsche Zeugschaft geben; du sollst sogar kein Verlangen tragen, weder nach dem Weibe, noch nach den Gütern deines Nächsten; du sollst Niemanden verläumden, Niemanden unterdrücken, die Unbilden vergeben, die Feinde lieben, keine Rache fodern. — Sie, die heilige Christusreligion, setzt endlich die Pflichten fest, welche die Kinder gegen die Aeltern, die Diener gegen die Herrschaften; und diese hinwieder gegen jene, — zu erfüllen haben. Kinder! sagt sie uns, gehorchet euern Aeltern in dem Herrn; und ihr Väter! reizet euere Kinder nicht zum Zorne. Ihr Diener! leistet euern

Herren Gehorsam; und ihr Herren! beobachtet ein Gleiches gegen jene: seyd nicht hart mit ihnen, sondern wisset, daß ihr und euer Herr im Himmel ist.

Was für ein göttlich schönes Band, meine Brüder! Was für eine liebenswürdigste Ordnung, um Friede und Eintracht in jedem Staate zu unterhalten, und so das Glück und die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft fest zu setzen? —

Allein dieses Band, dieses goldene, dieses geheiligte Band, welches die Bürger gegen einander, und jede Klasse der Menschen so glückselig verbinden soll, — wird es nicht von der heutigen Philosophensekte auf das erbarmungswürdigste zerstücket und zertrümmert? — Denn, da man jetzt diese göttliche und volkbeglückende Religion ganz und völlig zu stürzen sucht, und über den Trümmern derselben nur Freyheit und Gleichheit, — und zwar, wie wir es wirklich sehen, eine ganz heidnische Freyheit — pflanzen will; kann man noch Ruhe,

Frie-

Friede, Eintracht, Glückseligkeit in einem so umgewandelten Staate hoffen? — Denn, entweder glauben solche Leute noch einen Gott: oder sie glauben gar keinen. Glauben sie an einen Gott; so sagen sie, er nehme sich um die Menschen nicht an, und lasse die Welt ihrem Schicksale über. Es heißt also bey ihnen: — Nur mir wohl, — andern wie immer! — Glauben sie keinen Gott; so macht ohnehin die Befriedigung ihrer Leidenschaften, der Eigennutz, und die Selbstliebe den ganzen Hauptzweck ihres Daseyns aus. Im ersten Falle ist das Band, welches sie mit ihren Mitmenschen verknüpfen soll, ein dünner Faden, den die schwächste Kraft zerreißt: im zweyten Falle ist es gar nur ein Spinnengewebe, das der mindeste Hauch zernichtet. Muß also der Staatskörper, muß der Koloß, der auf so lockerm Grunde steht, nicht eher, als man es glaubt, einstürzen, und Millionen unglückselige Bürger machen? — Wahrhaftig! wer hier noch Friede, Eintracht, politische Wohlfahrt, und zeitliches Menschenglück hoffen wollte, der müßte zum Fantasten geworden

seyn,

seyn, der nur gerne mit goldenen Träumen sich lustig macht; o vielmehr, was, was muß nicht nothwendig daraus erfolgen? Eben jenes, was ich zweytens sagte: Daß nämlich auch alle Treue, und aller Glaube aus der menschlichen Gesellschaft allmählig verbannet seyn wird.

Die Ursache dessen liegt am Tage, und sie ist ganz natürlich. Denn, so bald es einmal dahin kömmt, daß die Bürger eines Staates die Religion aus ihren Herzen verbannet haben; welche Treue, welchen Glauben werden sie alsdann noch wechselseitig beobachten? — Wird wohl derjenige, der seinem Gott meineidig geworden ist, — seinem Nächsten, seinem Bruder, die Treue halten? —— Doch was sage ich, Bruder? dieser Name wird weiter nichts, als ein täuschendes Wort mehr seyn. Menschen werden einander, wie sie nur können, wie die Harpien anfallen, einander betrügen, verleumden, verrathen, bestehlen, morden, ausrauben und plündern; und man wird anstatt der goldenen Zeiten, die man uns vor=

vorspiegelt, — die barbarischen Zeiten des alten Faustrechtes — wieder eingeführt sehen müßen.

Rede ich etwa ohne Grund? Ach! Liebste Brüder! Wenn ihr hievon die Beweise mit Augen sehen wollet, so werfet einen Blick auf die traurige Schaubühne des unglückselig zerrütteten Frankreichs hin. Welche Auftritte zeigen sich nicht daselbst? Gewaltthätigste, — blutigste, — tiegerartigste Auftritte, die ein lautredendes Zeugniß meiner Behauptung sind. Um eine rasende Freyheit und Gleichheit einzuführen, mußten die Privatgüter dem Eigenthümer auf die widerrechtlichste Art entrissen, die Habschaften verdienstvoller und blühendster Familien confiszirt, die würdigsten Männer abscheulich erwürget, berufene Böse-wichte an ihre Stelle gesetzet, Tempel und Altäre, und selbst der königliche Pallast — ausgeraubet, und bis — zum Schrecken der Menschheit, vollständig geplündert werden. Und, o wie viele, wie viele Tausende, die ehemals täglich ein goldenes Pokal an

die

die Lippen ſetzten, irren jetzt als elende Flüchtlinge, in fremden Landſchaften herum, und haben gar oft nicht einmal des Tages — ein ſchwarzes Stück Brod zu eſſen! — —

Sehet, meine Geliebteſten! ſo eine Treue, ſo einen Glauben beobachten diejenigen, die euch immer die Ohren vollſchreyen, daß ſie euch glückſelig, ganz glückſelig — auf dieſer Erde machen wollen; Sehet hier die goldenen Paradiesäpfel, die man im Lande der Gleichheit, und von dem Baume einer ſo tollſinnigen Freyheit ſammelt! — Begreifet ihr noch nicht, wie groß euer Unglück, auch nur das zeitliche Unglück — ſeyn würde, wenn ihr jemals unter das Sklavenjoch dieſer abſcheulichen Sekte gerathen ſolltet? — —

Und ſage man nur nicht: Die abgefoderten Eidſchwüre würden das Volk in Schranken halten, und es bezwingen, Treue und Glaube zu beobachten. Betrügliche Hoffnung! elende Einwendung! Sehen wir es nicht immer, daß Menſchen, die

die keine Religion mehr haben, und ihre Taufgelübde verläugnen, — auch mit Eidschwüren, so wie Kinder mit Puppen, — spielen? Hat man nicht auch in Frankreich unlängst zu einer gesetzmäßigen Constitution geschworen, — hoch geschworen, — feyerlich geschworen? — Und doch, eben diejenigen, die die wärmsten Eidesformeln herausschrieen, — eben sie waren die allererſten, die diese feyerlich beschworene Constitution nach ungefähr dreyen Jahren wieder umstürzten, und durch die blutigsten Mordszenen übern Haufen warfen. Und wird man noch zweifeln, daß Leute ohne Religion auch mit Eidschwüren nur Scherze treiben? — Gerechter Himmel! Eines Bittens bitten und flehen wir: Nur vor solchen Volksbeglückern, nur vor so einer Zusammenrottung der Menschen bewahre uns! — Sonst sind wir schon jetzt, schon auch zeitlicher Weise — erbarmungswürdig.

Ich gebe es gerne zu, daß diese Staatsverderblichen Freyheitshelden, dem Scheine nach, — und was das Aeußerliche betrift, —

einige Regeln der Sittlichkeit und des Wohlstandes beobachten, um so das leichtgläubige Volk desto unvermerkter in ihre Schlinge zu locken. Unterdessen bleibt es bey ihrem abentheuerlichen Grundsatze: **Thu, was du willst; wenn es nur Niemand sieht.** Wenn es nur Niemand sieht; so mögen sie stehlen, rauben, mordbrennen und beutelschneiden. Wenn es nur Niemand sieht; so kann der Sohn seinen Vater, die Tochter ihre Mutter, der Bruder seine Schwester, und jeder Nachbar seinen Nachbar metzeln. Wenn es nur Niemand sieht; so mögen sie die Unschuld verführen, Jungfrauen schänden, Ehebette beflecken, euer Haus und Hof, und alles, was euch das Liebste ist, — mit Feuer und Schwert verheeren. **Thu, was du willst; wenn es nur Niemand sieht.** Denn: — was solche Leute, Leute ohne Religion, — im Verborgenen treiben, das, sagt der Apostel (Eph. 5.) wäre schändlich auch nur zu melden.

Urtheilet nun selbst, Hochwertheste! ob ihr in einer solchen Bürgergemeinde, in ei-

einer so losgebundenen Freyheitsbande, — nicht schon zeitlicher Weise unglückselig, — äußerst unglückselig und elend seyn würdet? — — Unglückselig die Reichen; denn ihre Schätze würden und müßten versplittert werden, um Gleichheit einzuführen: Unglückselig der Adel; denn seine Wappenschilde und Ehrentitel, die seine Ahnen mit Blut errungen haben, — — würden im Rauche aufgehen: Unglückselig die Aeltern; denn ihre Kinder würden die Schlachtopfer eines fortdauernden, theils innländischen, theils auswärtigen Krieges werden. Unglücklich, mit einem Worte, wären wir alle miteinander, weil weder Friede noch Eintracht, weder Treue noch Glaube, weder Ruhe noch Sicherheit, weder Belohnung der Tugend, weder Bestrafung des Lasters im Vaterlande mehr herrschen würde; denn — wo alles gleich ist, läßt man Niemanden empor kommen; auch nicht einmal den Verdienstvollesten, — und wo alles frey ist, hat die Zuchtruthe die Kraft verloren. — Oder wer doch, wer würde sich alsdann von einem andern, der ihm gleich ist, strafen lassen? — B Nein!

Nein! ohne Religion kann es unmöglich auch nur zeitlich — glückselige Bürger geben. Schon der ehrliche Plutarch hat es der Nachwelt kund gemacht, daß es viel leichter seyn würde, eine Stadt ohne Grund und Boden, als eine friedfertige Menschengesellschaft ohne Götter und Tempel ausfindig zu machen.

Sehet hier, Wertheste Zuhörer! die erste Ursache, die euch heute, und immerhin zum eifervollen Gebethe auffodert; denn, wenn Gott diese gewaltig um sich fressende Pest von uns nicht abwendet; so macht sie uns unglückselig für die gegenwärtige Zeit. Kein Vernünftiger kann es in Zweifel ziehen. Dieß wäre nun freylich allein schon genug, um unsre Andacht in helle Flammen aufbrennen zu machen. Aber hören wir noch mehr, hören wir etwas unendlich Wichtigers: Sie macht uns auch unglückselig für die künftige Ewigkeit.

Zweyter Theil.

Wenn ich sage, daß uns die Sekte dieser heidnischen Freyheits = und Gleichheitsgaukler, wofern sie Gott von uns nicht abwendet, auch ewig unglückselig mache; so will ich dieses nicht von allen ohne Ausnahme verstanden haben. Denn ich weiß, auch mitten im Babel gi:bt es rechtschaffene Daniel, und sogar im prasselnden Feuerofen findet der Herr noch Diener, die ihm getreu verbleiben. Allein wie viele unter uns — ewiger Gott! — wie viele würden so standhaft seyn, daß sie sich von dem einbrechenden Strome des privilegirten Sittenverderbnisses nicht fortreißen ließen? — Denn

Erstens die bösen Beyspiele;

Zweytens der Mangel an geistlichen Hilfsmitteln; und

Drittens die überaus harten Verfolgungen — würden auch Felsenherzen dahin bringen, daß sie sich brechen ließen.

Ich sage erstens die bösen Beyspiele. Christen! ihr wisset die Kraft der bösen Beyspiele, und ihr erfahret sie alle Tage. Sie sind nicht nur anzügig, sondern reißen das Herz mit einer stillen Gewalt dahin. Nicht umsonst spricht der Erlöser: Wehe der Welt wegen der Aergerniß! (Matth. 18, 7.) Wehe auch uns, meine Brüder! und ewig wehe! wenn wir das Unglück haben sollten, in Mitte solcher Heiden, Naturmenschen und Gotteslängner unsere Lebenstage zu schließen. Welch' eine heimliche Magnetskraft würde nicht auf unsere Herzen wirken, wenn ringsumher hundert Hände, und tausend Mäuler gemiethet wären, das Christenthum zu verschreyen, die ächte Erblehre zu tilgen, und Arius, Sozins und Crells Gift an allen Ecken auszuspritzen? — Ach! ihre Gespräche, ihre Sitten, ihre Stachelschriften, ihre Trugschlüsse, ihre ruchloseste Aufführung, und ihre Hottentottischen Ausgeschämtheiten — würden uns, — wie ehemals die Kinder der Menschen die Kinder Gottes — gewiß verführen; (3. B. d. K. 10, 2.) entweder ganz, oder doch zum Theile.

Nun

Nun gilt es aber gleich, um ewig unglückselig zu werden, ob man einen Glaubensartikel, oder alle zugleich verläugnet, weil die ewige Wahrheit eben so wenig einmal als hundertmal lügen kann; und ihr — in einem einzigen Punkte — nicht glauben, schon eine höllenwürdige Bosheit ist.

Prüfet euch also selbst, liebe Christen ob ihr im Glauben seyd! (2. Cor. 13, 5.) Prüfet euch selbst, ob ihr im Stande seyn würdet, so einem Strome der Aergernisse auch euch unerschüttert zu widersetzen; und ob ihr folgsam nicht Ursache über Ursache zu bethen habet! —

Freylich wohl: wenn ihr alsdann noch jene geistlichen Hilfsmittel an Handen hättet, die ihr jetzt habt; so dürfte man von der Sache ein Bessers hoffen. Wenn ihr so wie jetzt, — mit Anhörung des göttlichen Wortes, und der christlichen Unterweisungen; mit dem öftern Gebrauche der heiligen Sakramente; mit allgemeinen und öffentlichen Andachten, und besonders durch die

Kraft des hochheiligsten Meßopfers, — euch wider den tödtlichen Stachel der Verführungen ausrüsten könntet: und wenn ihr noch überdieß, so wie heut zu Tage, — die frommen Beyspiele auferbaulicher Christen vor Augen hättet; dann, ja, dann hätte man nicht so viele Ursache, eueres Heils wegen zu zittern. Aber was werdet ihr thun, — denket hier selber nach, meine Brüder! — — was werdet ihr thun, wenn ihr an allen derley geistlichen Hilfsmitteln den äußersten Mangel leiden werdet? — — Wenn man euch die Seelsorger und Priester wegnimmt, — das reine Wort Gottes verfälschet und verdrehet, — die geistlichen Bücher, als Werkzeuge des Aberglaubens, — aus euern Händen reißt; — wenn, anstatt der Prediger des Evangeliums, falsche Propheten auf Rednerbühnen sich hören lassen, — wenn gründlichste Andachten verspottet, — die heiligsten Meßopfer vermindert, — die Sakramente der Kirche nur gar selten, und auch alsdann nur von eingedrungenen, — unrechtmäßigen, — excommunizirten Seelsorgern, folgsam ohne Kraft

und

und Wirkung gottesschänderischer Weise — ausgespendet werden? — Was, — saget doch, meine Geliebtesten! was werdet ihr alsdann thun? — Ach! es wird sich dasjenige erwahren, was Jeremias klagt: Die Kleinen haben um Brod gerufen, und es war Niemand, der es ihnen gebrochen hätte. (Klaglied. 4, 4.) Ihr würdet, wie Israel in der Wüste, nach erquickendem Wasser lechzen; und nirgendwo eines finden. (B. d. Erschaf. 21.) Schon jetzt, da man euch das Wort Gottes, und die heiligen Sakramente so reichlich ausspendet, zeigt sich bey sehr vielen eine recht unglaubliche Lauigkeit; — schon jetzt werden galgenwürdige Blätter, schandvolle Broschüren und Lästerschriften weit begieriger aufgefangen, — durchgelesen, — verschlungen, — als die trifftigsten Vertheidigungen der edlen Wahrheit; — schon jetzt glaubt man zehnmal lieber einem leichtfertigen Schwätzer, Satyrenschreiber und Pasquillanten, als einem rechtbeordneten Lehrer des Evangeliums; — Schon jetzt — ich muß schweigen. Gesunde Menschenvernunft! mache hier selbst den Schluß,

was erst alsdann, — in diesen besorglichen Zeiten der Finsternisse, — in diesen Tagen des Mangels und des Hungers, — von sehr vielen Christen, und besonders von lauen Christen, — geschehen würde? — — Muß man nicht billig fürchten, daß das Bischen Religion, so sie noch übrig haben, wie dünnes Schneegestöber vor der Gewalt des brausenden Nordwindes verfliegen würde? — Und ist es also nicht abermal auffallend, daß alle und jede unter uns, und besonders die lauen Christen — dringendste Ursache zu bethen haben? —

Was aber die bösen Beyspiele, und der Mangel an geistlichen Hilfsmitteln noch nicht vollends zu Stande brächten; das würden letztlich die überaus harten Verfolgungen bewirken, die wir alsdann würden zu leiden haben. Denn, o was sagt uns nicht die Alltaggeschichte! — wer die Plane und Grundsätze dieser Freygläubigen nicht gut heißt; wer ihre Staatsreform nicht, als die heiligste — anerkennt; der ist eben darum auch schon der Gegenstand ihres

Ver-

Verfolgungsgeistes. — Bleibt er im Innlande; so muß er sich eidlich — an eine Gesellschaft anschließen, die mit der Kirche in Spaltung steht: geht er in's Ausland, so veräußert man seine Güter und Habschaften; wirft das Blutgeld in die hungerige Volkskasse, und macht ihn so zum armen Bettler: widersetzt er sich himmelschreyenden Ungerechtigkeiten, so brüllt man: Aristokrat! — und jagt ihm die Seele aus.

Euch frage ich hier, die ihr so stark an den Gütern dieser Erde klebet; die ihr euch selbst und euere Gemächlichkeiten weit mehr, als euern Gott und euere Seele liebet; — wäret ihr wohl entschlossen, so eine Verfolgung auszustehen? ? — Seyd ihr Helden im Christenthume? — traget ihr so viele Hochachtung gegen den Glauben euerer Väter, daß ihr eher bereit wäret, den Verlurst euerer Güter, — den Umsturz euerer Familien, — die traurige Landverweisung, — oder wohl gar den Tod, — einen gewaltthätigen Tod — zu übertragen, als von der Reinigkeit euers Glaubens,

und euerer göttlichen Religion, — nur im mindesten abzuweichen? — — Wichtige Fragen! — was spricht euer Herz dazu? — Sagt es euch nicht abermal: Bethet, damit euer Glaube nicht abnehme: — Bethet, damit ihr nicht in Versuchung fallet. (Matth. 20, 41.)

Doch sey es, ich will es einsweilen zugeben, daß ihr, meine Lieben! die ihr noch ächt katholisch denket, noch immer gute, rechtschaffene Christen seyd, — all' dieser so harten Verfolgungen ungeachtet, — durch Gottes Beystand, vom wahren Glauben nicht würdet getrennet werden. Aber — o denket weiter, — werfet einmal einen Blick auf die Zukunft hin! — Habt ihr nicht auch Kinder, — vielleicht auch Kindeskinder, — hoffnungsvolle Familien, die gleich den Blumen in Frühlingstagen heranwachsen, und euern Namen und Stammen fortzusetzen berufen sind? — Und was würde wohl, — o mein Gott! ein Stich fährt mir durchs Herz, wenn ich daran gedenke, — was würde wohl aus diesen jugendlichen

Sprös-

Sprossen, aus diesem zarten Nachwachse — aus euern aufblühenden Kindern, — Söhnen, — Töchtern, — Enkeln, — aus diesem euerm Fleische und Blute — einsmals werden? — — Würden sie wohl beym ganzen Strome der bösen Beyspiele — beym größten Mangel an geistlichen Hilfsmitteln — und besonders beym brausenden Ungewitter so überaus harter Verfolgungen — aufrecht stehen? — Würden sie standhaft im Glauben bleiben? — o wie wenig — nehmet es mir nicht übel, — wie wenig könnet ihr dieses hoffen! besonders wenn ihr sie jetzt an keine Furcht Gottes gewöhnet; sie so zärtlich und weich erziehet, ihnen die schlechten Bücher und giftigen Charteken nicht aus der Tasche, und aus den Händen reißet, und noch dazu kein Bedenken traget, sie so zügellos unter alle Gesellschaften ungläubiger und ruchloser Leute hineinzuwagen? — o wie viele, wie viele Mütter würden einst, so wie Rebecca — klagen müßen: Mich Unglückselige! warum bin ich doch Mutter geworden, wenn es mir so ergehen sollte? (B. d. Ersch. 25. 22.)

22.) Wenn ich, anstatt Kinder des Segens, nur Kinder des Fluches; anstatt Himmelsbürger nur Höllenbrände — gebähren mußte? —

Beschluß.

Aber genug. Es bleibt bey meinem Vortrage; er ist zu wichtig, als daß ich ihn am Ende meiner Rede nicht ganz wiederholen dürfte. Alle, meine Geliebtesten! alle haben wir dringendste Ursachen, mit vereinigten Geisteskräften zu bitten und zu bethen, daß die giftschäumende Sekte unserer heutigen Freyheits- und Gleichheitsprediger nicht weiter greife, und besonders unser christkatholisches Vaterland niemals anstecke: denn, woferne uns der barmherzige Himmel nicht bewahret, und diese fürchterliche Pest — inner die Gränzen unsers Vaterlandes eindringen läßt; so macht sie uns zeitlich und ewig unglückselig, — wie wir nun Beydes gesehen haben.

Diese

Diese angeführten Beweggründe, die so einleuchtend als wichtig sind, — sollten nun freylich zum Ueberfluße erklecken, alle gutdenkende Bürger aufzufordern, um die Gränzen des Vaterlandes, — wenn es je nöthig werden sollte, — — herzhaft zu vertheidigen. Oder wie? meine Brüder! höret ihr nicht ein Wolken durchbrechendes Geschrey der Verzweiflung von Millionen Menschen, denen man Gott und Himmel, Religion und Tugend, Pflicht und Gewissen, Glück und Ruhe, Ehre und Redlichkeit, allen Trost des Lebens und alle Freuden des Himmels, theils schon wirklich geraubet hat, und theils noch täglich zu rauben droht! — Werden wir etwa unthätig bleiben, und die Hände müßig im Schooße halten, bis auch aus unsern vaterländischen Gebürgen so ein wehemüthiges Zettergeschrey bis an die Wolken steigt?

Allein was rede ich? Menschenkräfte sind hier zu schwach. Wenn der Herr die Stadt nicht beschützet, sagt der königliche Prophet, — wenn nicht er es ist, der Länder

der und Königreiche mit seinem allgewaltigen Vatersegen beglückseliget; so wacht man umsonst darüber. (Psal. 126, 2.) Zu dir demnach, Allherrschender! Vater der Erbarmungen! — der du mächtig in Feldschlachten bist, — (Psal. 23.) Zu dir erheben wir Augen, Herz und Hände. Segne die schon bereits gezückten Waffen derjenigen, die du zu Fürsten deines Volkes gewählet hast; und besonders die Kriegsmacht Seiner k. k. apostolischen Majestät! — demüthige den Trotz ihrer Feinde, und zerstreue die Horden der Wagehälse, die wider dein Heiligthum und deine Gesalbten aufstehen. Zwar wir selbst sind es, die wir die Strafruthe, die uns drohet, mit unsern Sünden geflochten haben. Aber gedenke, o Herr! deiner alten Erbarmungen, und vergieb einem Volke, das sich reumüthig — zu deinem geheiligten Thron hinwirft. Und, — wenn du ja doch — wie wir es billig verdienen, — — uns züchtigen und strafen willst; o so strafe uns vielmehr zeitlich: — Nur das Licht des Evangeliums, die Religion, den Glauben,

den allein seligmachenden Glauben — entzieh uns nicht, damit nicht auf das zeitliche Unglück zuletzt auch noch ein ewiges folge. Nur nicht zeitlich und ewig unglückselig! — — nur dies nicht!! —

Predigt
von
der Nothwendigkeit
des
göttlichen Beystandes,
wenn
unsere Bemühungen
den erwünschten Erfolg haben sollen.

Vorgetragen
am dritten Sonntag im Advent
von
Johann Baptist Weber,
der Gottesgelehrtheit Doktor, und akademischen
Prediger in Wien.

Augsburg,
bey Johann Bapt. Balthasar Merz.
1793.

Medius vestrum stetit, quem vos nescitis.

Er ist mitten unter euch gestanden, den ihr nicht kennet. Johann. 1, 26.

Wunderbar ist es freylich wohl, daß die Juden, die den verheissenen Meßias mit größter Sehnsucht erwarteten, und aus dem, was die Propheten von ihm vorgesagt hatten, so leicht erkennen konnten, dennoch, nachdem er gekommen ist, ihn verkannten: aber noch mehr Ursache haben wir uns zu verwundern, wenn wir sehen, wie so manche Christen dergestalt an der Erde kleben, daß man von ihnen mit Wahrheit sagen kann: Gott stehe mitten unter ihnen, ohne von ihnen gese-

hen, ohne von ihnen erkannt zu werden. Anstatt alles, was sich hienieden zuträgt, auf Ihn zu beziehen, und durch das Gefühl des Dankes, der Ehrfurcht, der Liebe, und der vollkommenen Ergebung in seinen allerheiligsten Willen ihr kaltes Herz zu erwärmen, gehen sie in ihrer Blindheit auf dem Wege, den ihnen ihre Eitelkeit, und ihr Leichtsinn angezeiget hat, getrost fort, gleich als ob es möglich wäre, ohne Gott glücklich zu seyn; gleich als ob sie hoffen könnten, ihre Wünsche se erfüllt zu sehen, wenn Gott sie nicht segnet. Werden sie nach der Zeit gewahr, daß die Sache anders ausfällt, als sie sich vorgestellet hatten, so spüren sie zwar den Mittelursachen nach: daß aber Gott dieser Mittelursachen sich bediene seine weisen Rathschläge auszuführen, daß er mit seiner Allmacht überall zugegen sey, und in alles, was immer geschieht, den stärkesten Einfluß habe, daran denken sie nicht.

Die Frömmigkeit unsers Monarchen, und unsers geistlichen Oberhauptes, die uns aufrufen bey diesen gefahrvollen Zeiten heute und nachfolgende Sonntage den Allmächtigen um Hilfe und Beystand durch andächiges Gebeth, und Uebung guter Werke anzuflehen, muntert mich auf wider diesen Unfug zu sprechen, und bey dieser Gelegenheit anzuzeigen, wie wir denjenigen antworten sollen, die etwa kühn genug sind dergleichen Verordnungen zu tadeln.

Es ist in der That sehr unweislich, und auch sehr unchristlich gesprochen, wenn man sagt: man sollte nicht leichtlich in kritischen Umständen öffentliche Andachten anstellen, weil man hiebey Gefahr läuft das Volk kleinmüthig und verzagt zu machen. Ein christliches Volk (und ein solches ist Gottlob! das unsrige) ist gewöhnt, den Willen seiner Vorgesetzten nach den Grundsätzen der Religion zu beurtheilen. Weit entfernt über eine

Verordnung, wodurch Gott für den Herrn der Heerschaaren feyerlich erkläret wird, sich zu betrüben, freuet es sich vielmehr darüber, indem es sieht, daß man zum allgemeinen Beßten solche Vorkehrungen mache, die man machen soll, und muß, wenn man des göttlichen Schutzes versichert seyn will. Der Mensch ist viel zu schwach, viel zu elend, als daß er den göttlichen Beystand in was immer für Umständen entbehren könnte. Er vermag nichts, wenn Gott seine Bemühungen nicht segnet, gleichwie er im Gegentheil alles vermag, wenn er sie segnet. Dieß ist der Stoff meiner Rede. Ich bitte um Aufmerksamkeit und Geduld.

Die, welche den Einfluß Gottes in alle großen und kleinen Begebenheiten, wenn nicht mit dem Munde, wenigstens im Herzen läugnen, werden dadurch irre geführt, daß sie die Natur ohne die Verbindung mit ihrem Urheber zu betrachten gewohnt sind. Finden sie in dem Vergangenen eine Ursache ihres gegenwärtigen Schicksals,

so

sn gehen sie mit ihren Gedanken nicht mehr weiter, und verlieren denjenigen, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupt fällt, ganz aus dem Gesichte. Dieß ist aber wahrhaftig nicht die Art zur Weisheit zu gelangen, und den ersten Ursprung der Dinge auszuspähen. Man schließt sehr unrichtig, wenn man sagt: Die Sache ist natürlich; sie hat einen zureichenden Grund in dem, was sich vor unsern Augen zugetragen hat; folglich hat Gott keinen Theil daran. Man muß vielmehr eben darum, weil die Sache natürlich ist, auf Gott zurückkommen, welcher der einzige Urheber und Erhalter der Natur ist.

Wir mögen im Reiche der Natur hinsehen, wohin wir wollen, so erblicken wir überall Gott, als unsern höchsten Gebiether, und als den Schöpfer unsers Glücks, und unsers Unglücks. Das Licht, und die Wärme der Sonne, der Wechsel der Jahrszeiten, die Eigenschaften und Veränderungen der Luft, die Fruchtbarkeit

der Erde, die Erzeugung und das Wachsthum der Thiere und Pflanzen, kurz: Die ganze Einrichtung unsers Erdballs, die zum Nutzen, und zum Vergnügen der Menschen gereicht, überzeugt uns von dieser Wahrheit. Von wem hat die majestätische Sonne ihr Feuer erhalten? Wer giebt uns durch ihren Glanz, Licht und Wärme? Wer läßt sie unsere Erde erleuchten, erwärmen und fruchtbar machen? Von wem kömmt der mannigfaltige Reichthum an Nahrungsmitteln und Freuden, die uns die verschiedenen Jahrszeiten gewähren? Wer stützt die Wolken des Himmels, bis sie von Feuchtigkeit überladen in einen heilsamen Regen sich auflösen, und den Erdboden erquicken? Wer erschüttert die Erde durch den Donner, und schleudert die Blitze? Wer giebt Gras für das Vieh, und Getreide, Baumfrüchte, und andere Gewächse zur Nahrung der Menschen? Von wem erhält das Thier sein Futter, und der Mensch seinen Unterhalt und Kleidung? Gott ists,

der

der alles dieses wirket, und der uns jezt durch eine reiche und völlige Ausspendung seiner Gaben zur Liebe, und ein anders= mal durch eine sparsamere Mittheilung derselben zur Besserung ermuntert. Es ist kein Himmelsstrich, kein Land, kein Win= kel auf Erde, aus welchem nicht die Stim= me erschallete: Von Gott sind alle Dinge.

Wenn nun aber alle Dinge von ihm sind, so sind auch die menschlichen Ge= danken und Handlungen von ihm; denn auch diese gehören zum Reich, und zum Gang der Natur, deren Urheber er ist. Er hat uns mit der Freyheit ein Geschenk gemacht, und es ist dem Menschen na= türlich davon Gebrauch zu machen: er würde aber von dieser vortrefflichen Gabe keinen Gebrauch machen können, wenn Gott nicht seine Geistesfähigkeiten stets un= terstüzte. Wir haben die Wahl weislich oder thöricht zu handeln, Gutes oder Bö= ses zu thun, und es ist sehr natürlich, daß

aus weisen Entschliessungen und Handlungen gute, aus thörichten hingegen böse Folgen entstehen; sehr natürlich, daß eine stete Wachsamkeit, und Aufmerksamkeit auf alles das, was uns glücklich, oder unglücklich machen kann, große Vortheile verschaffe, und im Gegentheile die Saumseligkeit und Nachläßigkeit zum Schaden und Nachtheile gereiche. Soll aber der Mensch in allen Umständen einen weisen Entschluß fassen; soll er durch seine Wachsamkeit und Aufmerksamkeit allen Schlingen entgehen, die ihm seine Feinde legen, so muß ihm Gott besonders beystehen; denn ohne diesen Beystand gleichet er einem Schilfrohre, das ein jeglicher Wind beweget; ohne denselben müssen nicht allein seine thörichten, sondern wohl auch seine gegründetsten Hoffnungen vereitelt werden.

Wenn der Herr das Haus nicht bauet, so arbeiten jene umsonst, die daran bauen. Wenn der Herr die Stadt nicht be-

behütet, so wachet der Wächter umsonst, der sie bewahret. Der heilige Verfasser dieses Psalms seßet das Haus und die Wache statt alles dessen, was zu unserm zeitlichen Wohl erforderlich ist, und lehret, daß alle unsere Anstalten, alle unsere Mühe, und ängstliche Sorge vergeblich seyn würden, wenn Gott sie nicht segnete. Und stimmt denn nicht unsere Erfahrung vollkommen damit überein? Wie vielmal hat die allergrößte Macht, welcher menschlichem Ansehen nach nichts widerstehen konnte, ihren Endzweck doch nicht erreichet? Wem sind nicht Menschen bekannt, die mit aller ihrer Weisheit, mit aller ihrer Mühe und Arbeit, doch nichts ausgerichtet haben? Wie oft haben nicht die besten Aussichten, zu denen alles auf das weislichste war eingerichtet worden, dennoch fehlgeschlagen? Wie oft nehmen sich Menschen etwas vor, und denken, wie gut sie es machen, und es gelingt doch nicht? Wie oft verläßt sie die Vernunft, da sie es am wenigsten vermuthen?

Wie

Wie oft gerathen sie von Scheingründen betäubet auf Abwege, die ein jeder Alltagskopf in eben denselben Umständen aufs sorgfältigste vermeiden wird? Man kann ihnen weder Witz, noch Wissenschaft, noch Klugheit, noch auch guten Willen absprechen: dem ungeachtet begehen sie manchmal Fehler, worüber Jedermann erstaunet, nothwendiger Weise erstaunen muß. Wie geschieht dieses? Kommen sie auf einmal von Sinnen? Verlieren sie alle Kraft zu denken? Werden sie plötzlich in andere Menschen umgeformt? Dieß eben nicht, aber Gott entzieht ihnen aus weisen Absichten seinen Beystand; und ist einmal der Mensch dieses Beystandes beraubt; wird er unglücklicher Weise sich selbst überlassen, so tappet er im Finstern herum; er versteigt sich in seinen Gedanken; verliert die Gegenwart des Geistes; verliert den Leitfaden in der Reihe seiner Begriffe und Urtheile, und die natürliche Folge hievon ist, daß seine Entwürfe scheitern. Daß hieben ein förmliches Wunder geschehe-

schehe, läßt sich wohl nicht denken; daß aber Gott die wirksamste Triebfeder bey dergleichen unvermutheten Zufällen sey, ist Jedermann, der gesunde Augen hat, einleuchtend. Das Herz des Königs ist in der Hand des Herrn, spricht der göttliche Geist, und was hier von Königen gesagt wird, läßt sich wohl auch auf alle übrigen Sterblichen ausdehnen; denn auch ihre Gesinnungen und Empfindungen sind unter der Herrschaft des Allwissenden, der sie der Freyheit unbeschadet dorthin neiget, wohin er will. Alle Veränderungen auf Erden, die von physischen Ursachen nicht können hergeleitet werden, alle Begebenheiten, wovon einige ein so grosses Aufsehen machen, sind Geburten und Folgen der Untersuchungen und Betrachtungen, die von Menschen angestellet werden, und welche Gott, wenn sie zu seiner Ehre gereichen, durch den Einfluß seiner Gnade wirket, und wenn sie auf etwas Böses abzielen, oft vorsezlich zuläßt, um seinen Plan auszuführen, der

uns

uns nicht selten sehr lange verborgen bleibt, aber am Ende allzeit ein neuer Beweis der göttlichen Vorsicht ist, die aus jedem Uebel etwas Gutes hervorzubringen weis.

Er, dieser allwissende und liebenswürdigste Gott ist derjenige, der von Ewigkeit her die Schicksale aller Menschen gelenket hat, der jede Begebenheit ordnet, der das Glück oder Unglück ganzer Königreiche, und jedes einzelnen Menschen bestimmt. Er ist der Allmächtige, dessen Befehl alle Kräfte der Natur, alle Elemente, alle Himmel, alle Welten, und alle Bewohner derselben vollziehen müssen. Er ist der verborgne Gott, der in einem Lichte wohnet, wozu Niemand kommen kann. Er ist unser Schöpfer, unser Erhalter, unser Wohlthäter, und was noch mehr als alles dieses ist, er ist unser versöhnter Vater. Wir dürfen uns, so lange wir gelehrige, und folgsame Kinder sind, auf seinen Beystand verlassen: Aber wehe dem,

dem, der sich von ihm abgewendet, und in der Trunkenheit seiner Leidenschaft zu sich selber spricht: Ich bin mir selbst genug. Er wird es früher oder später recht sehr bereuen; denn der Mensch vermag nichts, recht gar nichts, wenn Gott seine Bemühungen nicht segnet: segnet er sie aber, so ist er im Staude alles durchzusetzen, und allen Feinden, so zahlreich, und so grausam sie auch immer seyn mögen, Troz zu bieten. Eine einzige Geschichte aus der göttlichen Schrift soll uns hievon hinlänglich überzeugen.

Wer hätte in der Zeit, als Nabuchodonosors Reich zu einer Größe anwuchs, worüber Jedermann erstaunte, wohl geglaubt, daß Jemand vermögend seyn würde, es zu zerstören, und gänzlich umzustürzen? Dieser Tyrann der Juden war, wie der Prophet Jeremias sich ausdrückt, der Hammer der ganzen Welt geworden. Die Geschwindigkeit seiner Siege wird von Männern, die der Geist

Got-

Gottes beseelt hat, unter dem Bilde eines Adlers vorgestellet, den er hatte Mohrenland, Arabien, Palästina, Persien, Meden, Aegypten, Idumäa, Syrien und mehr andere Länder eben so bald erobert, als er sie mit seinem Heere durchstrich. Unterdessen weckte Gott den Cyrus diesen Strom aufzuhalten, und über die Babylonier aufs herrlichste zu siegen, nachdem sie so viele Nationen bestritten, und glücklich überwältiget hatten. Dieser Gesalbte des Herrn, den man schon in seiner ersten Kindheit aus dem Wege räumen wollte, ward durch eine Reihe von sehr wunderbaren Begebenheiten beym Leben erhalten, und durch eine Folge von noch wunderbarern Ereignissen empöret er die Perser wider die Meder, zieht an ihrer Spitze wider den grausamen Astyages ins Feld, schlägt ihn, macht sich Meister von seinem Reiche, und faßt den Entschluß, Babylon zu belagern. Nabuchodonosor hatte eine dreyfache Mauer um diese Stadt herum aufgeführet, und

an=

anstatt der Ziegel hatte er sie mit gehauenen Steinen eingefaßt, welche, wie Dio Cassius sagt, mehr zur Ewigkeit des Reiches, als zur Pracht dienen konnten. Diese Mauern waren hundert Schuh hoch, und fünfzig breit, so daß man von dieser großen Stadt sagte, es scheine auf gleiche Art unglaublich zu seyn, daß sie die Kunst hätte bauen, und die Kunst hätte zerstören können. Allein welche Bollwerke, welche Mauern können wider die Anfälle eines Arms bestehen, den das Vermögen, und die starke Kraft des Allmächtigen bewaffnet? Alles weicht dem tapfern Cyrus. Er nimmt Babylon ein, und kaum hat er es erobert, so verehret er mit innigstem Dankgefühle denjenigen Gott, der ihm diese Siege durch seinen Propheten vorhergesagt hatte, und giebt dem jüdischen Volke die Freyheit. Heidnische Schriftsteller erzählen uns die Geschichte, und Gott hat gewollt, die größten Feinde unserer Religion sollten selbst uns jene Denkmale erhalten, die ein so

kräftiger Beweis von der Göttlichkeit der heiligen Schrift, und ein eben so starker Beweis von der Wahrheit sind, daß der Mensch alle Schwierigkeiten zu überwinden im Stande ist, wenn Gott seine Bemühungen, und Unternehmungen segnet.

Haben wir nicht also alle Ursache zu hoffen, der Herr der Heerschaaren werde unsere Feinde, die zugleich seine Feinde sind, ganz gewiß beschämen, wenn wir ihn um seinen Beystand mit wahrer Inbrunst anflehen? Es ist wahr, wir haben uns im Anfange des Krieges die Sache weit leichter vorgestellet, als wir jetzt erfahren, und manche unter uns haben sich hieran geärgert, und so ziemlich geneigt gezeigt wider die göttliche Vorsehung zu murren. Wir streiten doch, sagen sie, für die gute Sache, und hierinnen wird ihnen wohl kein vernünftiger Mensch widersprechen. War je ein Krieg unsrer Seits gerecht, im strengsten Sinne gerecht, so ist es dieser. Allein Gott verlangt,

langt, und erwartet von uns etwas mehrers, als daß wir gerechte Kriege führen. Er will, daß wir ihn für den Herrn der Heerschaaren, für den höchsten Gebieter Himmels, und der Erde erkennen, und als solchen verehren sollen. Er will, daß wir mehr auf seine Hülfe, als auf die Anzahl, und Stärke unserer Kriegsheere vertrauen, uns zu ihm wenden, unsere Sünden bereuen, und zur ernstlichen Buße schreiten sollen. Können wir uns dessen, überhaupt zu reden, wohl rühmen? Können wir uns das Zeugniß geben, wir hätten die erfoderlichen Vorkehrungen gemacht die Ruthe, womit Gott uns schlägt, (denn dafür ist jedweder Krieg, sollte er auch der glücklichste und gerechteste seyn, anzusehen) von uns abzuwenden, und uns durch christliche Weisheit, und stetes Aufstreben zu ihm über den Lärm der Welt zu erheben? Allenthalben geht der Würgengel herum; allenthalben blinkt das vom Menschenblute triefende Schwert; allenthalben wanket die Religion, und das

Glück redlicher, und treuer Unterthanen. Klägliche Seufzer so vieler Elenden im Auslande, die wie Schaafe, deren Hirt geschlagen und verscheuchet wurde, aller Orten herumirren, steigen hoch über die Erde gen Himmel empor; edle, und Gott ganz ergebene Seelen tragen die eiserne Kette der Mishandlung, und der Barbarey, und Menschen, oder besser zu sagen Unmenschen, denen Irreligion Weisheit, und die sträflichste Zügellosigkeit Freyheit zu seyn dünkt, rasen im Reich Gottes wie Raubthiere, und treten auf den Trümmern der Bedauernswürdigen herum, die sie unglücklich gemacht haben. Sind das nicht Erscheinungen, worüber unser Herz bluten sollte? Und welchen Eindruck haben sie denn bey uns gemacht? Hat man sich auch nur einen Theil seiner Vergnügungen abgebrochen? Hat man sich irgend einer lustigen Gesellschaft entzogen? Hat man die eitle Pracht, welche allezeit Hochmuth, oder wenigstens Leichtsinn, und Muthwillen voraussezt,

auch

auch nur einigermaßen eingeschränkt, und durch Werke der Demuth, und Selbstverläugnung die beleidigte Gottheit zu besänftigen getrachtet? Sind es Seufzer, Thränen, Bußsack und Asche, was man unter uns sieht? Sollte man nicht, wenn man uns in der Nähe betrachtet, Lust haben zu sagen: es gehe uns alles nach Wunsch, und wir hätten recht gar nichts zu besorgen?

Lassen Sie uns hierüber einen Schleier werfen, und heute solche Vorsätze machen, die den Umständen, in denen wir uns befinden, angemessen sind. Was soll ich würdiges dem Herrn geben, und opfern? riefen einst die tief gebeugten, und reumüthigen Israeliten auf, als ihnen der Prophet Michäas die bittersten Vorwürfe machte. Eben diese Frage stelle Jedermann an sich selbst: Was soll ich thun, was soll ich würdiges dem Herrn geben, um mit meinem Gebethe die Himmel zu durchdringen, und ein geneigtes Ge-

hör vor dem Throne seiner Allmacht zu finden? Wie soll ich der Thorheit so vieler Menschen, die nicht wissen, was sie verlangen, nicht wissen, was sie thun, entgegen arbeiten; wie die tobenden Fluten aufhalten, welche der christlichen Welt schreckliches Unglück androhen, und sich bereit halten uns zu verschlingen? Das Gewissen wird hierauf antworten: Demüthige dich vor deinem Gott, der seine vernünftige Geschöpfe durch zeitliche Plagen bessern, und an sich ziehen will. Versöhne dich mit ihm durch Seufzer und Thränen, durch heilige, feste, unveränderliche Entschließungen, durch Ergießung und Verdoppelung wahrer kindlicher Liebe. So darfst du hoffen, der Herr der Heerschaaren werde deine Wünsche erfüllen, und dein Vaterland, dem du so viel zu verdanken hast, reichlich segnen.

Wie, liebe Zuhörer! sollte nicht diese die Stimme des Gewissens, die Stimme der Wahrheit seyn? O ja, mein

Herz

Herz sagt es mir (vorausgesetzt, daß wir das thun, was Gott in gegenwär=tigen Umständen von uns fodert, und erwartet) mein Herz sagt es mir, der Sturm werde bald vorüber gehen, und die heitersten, frohesten Tage hinter sich herbeyführen. Ich sehe schon jene be=glückte Zeit, in welcher unsere Helden mit Lorbern bedeckt, und alle Schritte unserer tapfern Krieger mit neuen Sie=geszeichen bemerkt seyn werden. Ich se=he die beglückte Zeit, in welcher unser Flehen in Danksagungen, unsere ängst=liche Sorge in Freude verwandelt seyn wird. Und alle die Gläubigen, die sich heute versammeln, den Beystand des Gottes der Kriege zu erbitten, diese sehe ich öf=fentlich in unsern geheiligten Tempeln zusammen kommen, den Gott der Sie=ge, und des Friedens zu preisen, mit innigster Ruhe an seine Fürsorge zu den=ken, und im Gefühle der wärmsten Lie=be mit dem gekrönten Propheten auszu=rufen: **Die Rechte des Herrn hat uns**

erhöht; die Rechte des Herrn hat Stärke bewiesen. Es ist besser auf den Herrn vertrauen, dann sich auf Menschen verlassen.

Dank, unendlicher Dank sey dir, o Gott! für diese herzerhebende Hoffnung, die sich nicht auf unsere Verdienste, auch nicht auf die Stärke unsers Arms, sondern bloß auf deine Erbarmungen gründet. Dir sey Lob, Preis, Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Predigt

von der

unbilligen Geringschätzung der Geistlichkeit.

Vorgetragen

am zweyten Sonntag nach Ostern

vom

Johann Baptist Weber,

der Gottesgelehrtheit Doktor, und akademischen Prediger in Wien.

Augsburg,

bey Joh. Bapt. Balth. Merz. 1793.

Ego ſum Paſtor bonus.

Ich bin ein guter Hirt. Joh. 10, 11.

Das Gleichniß, deſſen ſich der Heiland im heutigen Evangelio bedienet, ſeinen liebenswürdigen Charakter zu ſchildern, iſt eben ſo verſtändlich, als reitzend. Der eingebohrne Sohn Gottes legte ebendenſelben Pilgerrock an, den wir tragen; er ward Menſch, wie wir, eilte dem verlornen Schaafe, dem Sündergeſchlecht über Berg und Thal nach, und nahm es freundlich auf, und legte es ſanft auf ſeine Schultern, und trug es jauchzend hin in ſeinen Schaafſtall. Nie brauchte er ſeine höheren Kräfte um Aufſehen zu machen; nur wo er den Leidenden helfen, die Kranken heilen, gebeugten Vätern und Müttern Söhne und Töchter wiedergeben, den Tauben das Ohr für die Stimme der Freude, den Blinden das Auge für Gottes Schöpfung öffnen konnte, da war ihm kein Weg zu entlegen, kein Auflauf des

Volkes zu beschwerlich umherzuziehen und wohlzuthun und zu helfen, wo Hilfe verlangt ward: Im großen und im kleinen Kreise sah man ihn, bald den Schwachen stärken, bald den Traurigen trösten, bald den Unwissenden belehren, bald den Leichtsinnigen warnen, bald den Verirrten zurückführen.

Nachdem er nun das Leben, das er aus Liebe zu uns angenommen, zu unserm Besten verwendet hatte, so blieb nichts übrig, als daß er es aus Liebe zu uns wieder hingab, daß er in den Tod hingieng, um die zerstreuten Kinder Gottes in eine Heerde zusammeln, daß er starb, um uns das ewige Leben zu verschaffen. Das ist denn freylich die zärtlichste Liebe, und wir müßten ein sehr verwildetes Gemüth haben, wenn wir frostig genug seyn sollten, ihm unsere Gegenliebe zu versagen. Aber auch seine Nachfolger, auch die, die sich im geistlichen Stande fester an ihn anschließen, und fleißig in seinem Weinberge arbeiten, sind unserer Hochachtung und Liebe werth. Deß bin ich so überzeugt, als man von einem evangelischen Grundsatze überzeugt seyn kann.

kann. Daß man heut zu Tage ganz anders gesinnt sey, und den verdientesten geistlichen Personen kaum mehr die Ehre erweisen wolle, die man ehemals jedem schwarzen Rocke erwies, daß man es als ein Probstück hellerer Einsichten ansehe, hinter jedem geistlichen Kleide einen Betrüger oder Schwachkopf zu finden, weiß ich nur gar zu wohl, aber ich weiß auch, daß diese fast allgemeine Stimmung der Menschen die größte Satyre auf unsere Zeiten sey; denn die Ungläubigen, die hiezu das Meiste beygetragen haben, uud noch beytragen, widersprechen sich selbst, und die Gläubigen, die sich von ihnen gängeln lassen, verrathen eine Sinnesart, welche den Lehrsätzen der Religion, zu der sie sich feyerlich bekennen, gerade zuwiderläuft. Möchte es mir doch gelingen diese Wahrheit, die von der größten Wichtigkeit ist, und den größten Einfluß auf die Sitten der Menschen hat, recht anschaulich zu machen!

Nichts ist auffallender, als der Widerspruch, womit Nichtchristen und Scheinchristen ihre Vernunft entehren, wenn sie mit vollen Backen Nachsicht, Duldung

und Menschenliebe predigen. Sie verlangen, wir sollten nicht allein unsere Glaubensgenossen, nicht allein die, derer Gesinnungen und Handlungen mit den unsrigen übereinstimmen, sondern auch Irrgläubige, Juden, Heiden, Mahometaner, Mörder, Strassenräuber, Tugendfeinde und Gotteslaugner als unsere Mitmenschen und Brüder ansehen und lieben. Davider habe ich nichts einzuwenden; denn diese Lehre stimmt mit der Lehre meines göttlichen Meisters überein. Irrthum und Laster soll man hassen, aber die Personen, die denselben ergeben sind, soll man bemitleiden. Die sich so nennenden Aufklärer unserer Zeiten sind also recht daran, wenn sie auch denen, die das Licht nicht sehen wollen, auch denen, welche Sklaven ihrer Leidenschaften sind, stets wohlwollen, was ihnen gut ist, aufrichtig wünschen, und zu ihrem Glücke, so viel sie können, beytragen. Aber sind denn nicht auch die katholischen Geistlichen, sind nicht auch die, die der ehrwürdige Stand, den sie angetreten haben, von dem Getümmel der großen Welt absondert, und mit Gott genauer ver-

vereiniget, ihre Mitmenschen, ihre Brüder? Warum werden denn gerade diese so unmenschlich von ihnen verfolgt? Warum können sie denn keine Geschichte, keinen Roman, keine Rezension, kein Volksblatt schreiben, ohne irgend einen Bischof, einen Mönch, eine Nonne als das verabscheuungswürdigste Ding über dem ganzen Erdball zu schildern? Warum suchen sie denn in ihren Gedichten unter dem Bilde lächerlicher Derwische, oder selbstsüchtiger Bonzen und Braminen dem witzelnden Volke glaubwürdig zu machen, daß die Gott geweihten Personen der Auswurf des Menschengeschlechts und gerade diejenigen sind, die allenthalben Unruhen stiften, und durch ihre Ränke und Bosheiten alles in die größte Unordnung bringen? Verhält man sich so gegen Menschen, die man wirklich liebet, die man als seine Brüder ansieht? Daß die Welt, anstatt ein solches Benehmen zu verabscheuen, demselben Beyfall zuklatschet, ist wahr, aber gerechtfertigt wird die menschenfeindliche Handlung dadurch nicht; denn wir wissen, daß die Menschen von der Wuth ihrer Leidenschaf-

ten hingerissen größtentheils das thun, was sie nicht thun sollten. Es hält daher freylich wohl nicht schwer, den Ruhm eines Menschenfreundes bey Irdischgesinnten sich zu erwerben: ihn aber auch zu verdienen, braucht es mehr, als daß man Almosen unter die Nothleidenden austheile, und es nachher aller Orten ausposaune, um sich und seinen Bundesbrüdern Ansehen und Ehre dadurch zu verschaffen.

Alles, was unser Herz verengt, alles, was uns auf gewiße Klassen und Gesellschaften einschränkt, alles, was zur Verachtung irgend eines Standes hinführt; es verberge sich unter noch so täuschenden Gestalten, ist, und bleibt doch Entfernung von dem großen Muster, dem wir uns nachbilden sollen. So lange wir nur die lieben, die irgend ein näheres Band mit uns vereiniget; nur für die Herz und Gefühl haben, die ihr Stand, oder ihre Denkens- und Lebensart uns näher rückt; nur denen gut wollen, die zur Ausführung unserer Entwürfe etwas beytragen können; so lange Einseitigkeit und Parteygeist unser Wohlwollen leitet, und nur die, welche von

eben

eben dem Geiste beseelet sind, unser freundschaftliches Betragen anrühmen, indeß andere über Haß, Neid und Verleumdung mit allem Rechte klagen, so sind wir noch höchst unähnlich demjenigen, vor dem kein Ansehen der Person gilt. Und trift denn nicht dieser Vorwurf hauptsächlich diejenigen, die unaufhörlich von Duldung, Aufklärung und warmem Menschengefühle sprechen? Zeigen sich nicht eben diese den Dienern der Religion so abgeneigt, als ob sie nicht ihres Geschlechts, nicht gleicher Abkunft mit ihnen wären, und nicht eben dieselben Ansprüche auf Gottes Güte hätten, der unser gemeinschaftlicher Schöpfer und Vater ist?

O Christliche Nächstenliebe, holdselige Tochter des Himmels, wie hat man dich herabgewürdiget! Man nennt dich jetzt Menschenliebe, und das gilt mir gleich: aber fast möchte ich sagen, daß von dir nichts mehr übrig sey, als dieß Nachtwort, das man zu Erreichung seiner boshaften Absichten täglich mißbraucht. Nein! man liebt überhaupt zu reden die Menschen nicht; man liebt nur sich selbst, seine bösen Nei-

gungen, seine Irrthümer und Thorheiten. Man will seine falschen Meinungen, seine teuflischen Lehrsätze geltend machen, und da man weiß, daß das gesammte Volk zurückbeben würde, wenn man geradezu sagte, daß man Jesum und seine Lehre hasse, so tritt man zuerst die Geistlichkeit unter die Füsse, um hernach das christliche Lehrgebäude einzureissen, und auf dessen Trümmern dem Unglauben und der Zügellosigkeit Altäre zu bauen. Gelingt es, denkt man, daß die Diener der Religion von dem geißelnden Hasse verfolgt, um ihr Ansehen gebracht werden, so wird das Volk kein Bedenken tragen, die Religion selbst zu verachten. Sind einmal die, welche für die Religion streiten, mit Sch nach bedeckt, so darf man es sicher wagen, die Lehre Jesu lächerlich zu machen, die Vernunft als die einzige Gottheit aufzustellen, und ihren Triumph über alle Strecken des Erdbodens zu verkündigen. Daß dieser Gedanke sehr boshaft und in der Hölle ausgebrütet worden sey, darf ich nicht erst sagen, aber gegründet und richtig ist er doch auch; denn seit der Zeit, als man anfieng

nach

nach diesem Plane mit vereinigten Kräften zu arbeiten, auf unbeschränkte Preßfreyheit zu dringen, die Geistlichkeit mit den schwärzesten Farben zu schildern, und ihnen die schwärzesten Greuelthaten aufzubürden, hat sich das Sittenverderbniß und die Gleichgültigkeit gegen die Religion in allen Theilen der christlichen Welt recht sichtbarlich verbreitet.

Aber es läßt sich doch nicht läugnen, wird man sagen, daß hiezu die Geistlichkeit selbst Anlaß gegeben habe; denn es gab zu allen Zeiten Priester, und Ordensleute beyderley Geschlechts, die des Namens, den sie trugen, nicht werth waren, und auch heut zu Tage giebt es Geistliche, deren Betragen nichts weniger, als Ehrfurcht und Hochachtung einflößt. Leider giebt es solche, und ich zittre, so oft ich an die Rechenschaft denke, die sie deshalb dem unerbittlichen Richter einst werden geben müßen. Weh! Weh! denjenigen, die durch Verbreitung religionswidriger Meinungen, oder durch grobe Ausschweifungen dem Volke, das sie, gemäß ihres Berufs durch Worte und Beyspiele erbauen sollten, Gelegen-

heit

heit zur Sünde geben. Ist es denn also billig einen Stand, der an und für sich ehrwürdig ist, darum zu hassen, oder zu verachten, weil ihn einzelne Personen durch ihre schlechte Aufführung entehren? Macht man wohl aus der Treulosigkeit des Judas den Schluß, daß alle übrige Jünger Verräther des Heilands waren? Beweißt wohl die Heucheley Simons des Zauberers, daß die Bekehrung aller derer, welche den christlichen Glauben annahmen, weiter nichts, als ein Kunstgrif war, womit sie ihre gottlosen Absichten zu erreichen suchten, und daß sie eben so wenig als er auf den Wegen Gottes aufrichtig einhergiengen? Was ist ungerechter und thörichter, als wenn man die Fehler einzelner Personen einem ganzen Stande, besonders einem solchen, der zu Aufrechthaltung der Religion höchst nothwendig ist, anrechnet? Es hat zu allen Zeiten so viele treulose Ehegatten gegeben: ist denn also in dem Ehestande gar keine Treue, gar keine Schamhaftigkeit mehr anzutreffen? So viele obrigkeitliche Personen haben ihre Ehre und ihre Gewissensruhe um Geld verkauft: ist denn also keine

Ge=

Gerechtigkeit, keine Redlichkeit mehr bey den Gerichtsstellen zu finden? Oft saß die Wollust, die Ueppigkeit, der Menschenhaß auf dem Throne, geißelte die Rechtschaffenheit, spottete der Tugend, und mästete sich mit dem Schweiße und Blute schmachtender Menschen: sollte man deßwegen nach den Grundsätzen der Neufranken und ihrer stillen und lauten Verehrer, deren Blindheit über alle Begriffe ist, Gift und Galle über alle Fürsten aushauchen, ihre erhabene Würde unter die Füße treten, und der lächerlichen Volksmajestät das Wort reden? O man sehe doch auf unsern beßten Monarchen hin, von dessen Throne Vaterliebe, Sanftmuth, Milde und Weisheit ausfließt, und sich in alle seine Staaten verbreitet: Man betrachte seine Züge, wovon jeder die Güte seines Herzens unverkennbar bezeichnet, und lese auf seiner Stirne, daß er keine andere Größe kenne und suche, als das Wohl seiner Unterthanen; dieser Anblick wird Jederman die Lust benehmen, eine so elende Schlußfolge zu machen. Es hat zu allen Zeiten Unterthanen gegeben, die von ihrem Gebieter mit Wohlthaten über-

überhäuft wurden, aber dem ungeachtet das Vaterland verriethen, und mit den Feinden ein strafbares Verständniß unterhielten: Sollte darum unser Landesfürst auf uns alle ein Mißtrauen setzen, die ungeheuchelte Liebe, die wir gegen ihn tragen, und bey jeder Gelegenheit äußern, gering schätzen, auch seine wackern Krieger schimpfen, und seine Staatsbeamten, wovon viele durch ihre rastlose Anstrengung seine und seiner Völker Glückseligkeit fördern, durch allerley Neckereyen ermüden? Würden wir ihm, wenn er so unbillig seyn könnte, von ganzem Herzen zugethan, und unser Vermögen, Blut und Leben für ihn aufzuopfern noch länger bereit seyn? Jeder Knabe würde im Stande seyn, diese und andere dergleichen Fragen richtig zu beantworten. Und warum sollte denn eine Folgerung, die in allen Fällen und nach der allgemeinen Meinung lächerlich ist, nur alsdenn nicht dafür gehalten werden, wenn es die Clerisey oder die Mönche angeht?

Wäre man von einem wahren Eifer beseelet, so würde man nicht anders, als mit Betrübniß an das Aergerniß denken,

das

das einige Religionsdiener in der Kirche anrichten; man würde wünschen, daß ihre Fehler bey den Menschen in ewige Vergessenheit kommen möchten: Nun macht man aber dieselben nicht allein mit Vergnügen bekannt; man geht noch weiter, und tastet auch Unschuldige, auch solche, die das Stück Feld, das ihnen auf dem großen Acker Gottes angewiesen wird, fleißig umackern, und mit guten Saamen besäen, und mit dem Schweiße ihres Angesichts fruchtbar machen, auf die unmenschlichste Weise an, und dichtet ihnen Laster an, die sie jederzeit verabscheuet hatten. Dem ungeachtet ist man kühn genug, mit eben den Lästerungen unaufhörlich auszurufen, man müße alle Menschen ohne Ausnahme als seine Brüder ansehen, und als solche herzlich lieben. Der Weise lacht dieses Widerspruchs und bleibt seiner Pflicht getreu. Die Menschheit, in jeder Gestalt und in jeder Abstuffung, ist der Gegenstand seiner Liebe und seines Wohlthuns, er hält aber dabey, wie es Vernunft und Religion gebeut, eine gewiße Ordnung, und weiß Irrthum und Wahrheit, Laster und Tu-

gend,

gend, reissende Wölfe und zahme Schaafe, Miethlinge und gute Hirten von einander zu unterscheiden. Suchet Jemand seine Bekanntschaft, so sieht er hauptsächlich darauf, ob er die Pflichten seines Standes und Berufes genau erfüllet. Zeichnet er sich durch Gottesfurcht, durch Redlichkeit und durch eine unverbrüchliche Treue gegen den Landesfürsten aus, so hält er ihn seines Umganges werth, unbekümmert, ob er ein Geistlicher, oder ein Weltmann sey: äußert er hingegen eine verkehrte Denkensart, und ein boshaftes Herz, so schließt er ihn aus dem engen Kreise seiner vertrauten Freunde aus, ohne auf den Rock zu schauen, den er etwa tragen mag.

Zum Unglücke machen solche Weise die größere Zahl bey weitem nicht aus; eben darum ist der Haß gegen die Geistlichkeit bereits so allgemein geworden, daß manche christliche Eltern, von denen man eben nicht sagen kann, daß sie vom Glauben abgefallen sind, sich für beschimpft halten würden, wenn eines ihrer Kinder ohne Hoffnung, sogleich, oder in kurzer Zeit eine reiche Pfründe zu genießen, sich entschlöße, den

geist-

geistlichen Stand anzutreten. Man erwäge nun aber, ob eine solche Sinnesart mit den evangelischen Grundsätzen übereinstimme. Was sagt eigentlich ein Vater oder eine Mutter, wenn sie sich äußern, sie könnten und würden nie zugeben, daß eines ihrer Kinder in der Absicht Gott eifriger zu dienen, und ihr Seelenheil desto gewißer zu wirken dem Altare sich widme, oder wohl gar in eine Kutte einhülle, und von der Welt gänzlich absondere? Sie sagen: Wir wollen nicht, daß einer unserer Söhne den Herrn Himmels und der Erde je in seinen Händen trage, ihn von der Höhe seines Thrones zu der demüthigen Hülle eines kleinen Brodes herabrufe, und den Gläubigen zur Nahrung ihrer Seele ausspende. Wir wollen nicht, daß er je im heiligen Richterstuhle die Stelle Jesu Christi vertrete, mit männlicher Entschlossenheit das Wort des Herrn verkündige, ein Freund und Wohlthäter des Christenvolks, der Segen der Frommen, und das Schrecken des Lasters werde. Wir wollen nicht, daß er durch Lehren unterweise, durch Beyspiel erbaue, durch heilsame Drohungen die Men-

schen vom Bösen abhalte, durch evangelische Tröstungen die Niedergeschlagenen aufrichte, und durch öftere Mittheilung seiner wahrhaft christlichen Gesinnungen und Empfindungen es endlich dahin bringe, daß viele hundert Seelen ihre Aussöhnung mit Gott, ihre Ruhe, ihre Tugend, ihre Seligkeit ihm sollen zu verdanken haben. Wir wollen nicht, und werden nie zugeben, daß eine unserer Töchter in der Einsamkeit, in der Verlassung der Welt, in der Anhänglichkeit an Gott und in dem vertraulichen Umgange mit ihm schon hienieden ihre Glückseligkeit suche, daß sie in einem solchen Stande die Reinigkeit und Heiligkeit der Engel nachahme', daß sie anders denke, rede und handle, als die große Welt zu denken, zu reden und zu handeln gewohnt ist, daß sie mehr auf das Unsichtbare, als das Sichtbare, mehr auf das Zukünftige, als auf das Gegenwärtige ihr Augenmerk richte, eine Leidenschaft nach der andern besiege, von einer Tugend zur andern schreite, und das unschätzbare Glück habe', einst aus dem Munde ihres göttlichen Bräutigams zu hören, sie habe den besten Theil gewählet.

Sage

Sage ich etwa zu viel? Ist man gegen einen Wanderer oder Wettläufer gut und freundschaftlich gesinnet, wenn man ihn hindert, den geraden und nächsten Weg nach dem Ziele zu laufen? Kann man seine Kinder abhalten, den geistlichen Stand anzutreten, ohne in ihre Rechte einen Eingriff zu thun, und ihnen die Krone zu rauben, die sie sich erwerben würden, wenn sie in demselben ihre Pflichten genau erfüllten? Wie verderbt müßen nicht die Zeiten seyn, wenn christliche Eltern so gesinnet sind, und eine so profane Sprache führen? oder wissen sie etwa nicht, daß Jesus, zu dessen Lehre sie sich bekennen, dem Jünglinge, der ihn gefragt hat, was er thun soll, um vollkommener und Gott gefälliger zu werden, gerathen habe, alles, was er hat, zu verkaufen, das Geld hievon unter die Armen auszutheilen, sich auf solche Weise Schätze im Himmel zu sammeln, und dann ihm nachzufolgen? Mich jammert des Volkes, das nach guten Hirten seufzet, sprach ein andersmal dieser erhabene Menschenfreund; mich jammert der Erndte, der es an Schnittern fehlt. Und hören wir denn nicht eben

diese Klage aus dem Munde unserer Mutter der Kirche? Spürt sie nicht wirklich einen Mangel an Seelsorgern, und würde nicht dieser sich noch weit mehr äußern, wenn, was Gott verhüte! dem Uebel, woraus er entstanden, nicht bey Zeiten gesteuert, und der Bosheit derjenigen, die der Geistlichkeit so übel begegnen, kein Damm entgegengesetzet würde? Wir, die wir schon abgehärtet sind, können es leiden, daß uns die Welt mit scheelen Augen ansehe, daß sie uns verachte, und unser spotte. Der tröstliche Gedanke, daß Gott selbst gemäß seiner Verheißung unser Lohn seyn werde, hält uns schadlos, und stellt uns auf eine Höhe, von der wir auf unsere Verächter, Spötter und Verleumder mit mitleidigem Auge herabsehen können: Aber wenn unsere Zahl, wie es natürlich ist, immer kleiner wird; wenn Jünglinge theils von ihren Eltern, Vormündern und andern Vorgesetzten abgehalten werden, theils wegen der fortdauernden Geringschätzung der Geistlichkeit sich selbst nicht entschließen können, einen Stand anzutreten, in welchem sie sich gefaßt machen müßten, um Jesu willen

len zu dulden, daß man ihre Talente nicht achte, ihr edles Betragen nicht sehe, und sie schlechterdings in die verdammte Masse der Pfaffen herunterwürdige, was wird nach einer kurzen Zeit aus unserer Kirche werden? Wird sie nicht wie eine halb umgestürzte Bildsäule verunstaltet, unkenntlich mit Koth beworfen, und aller ihrer Zierde beraubt da stehen? Werden nicht viele Christen des geistlichen Hungers sterben; werden nicht andere in eine solche Lauigkeit hinsinken, daß sie am Ende selbst nicht wissen werden, was sie glauben? Oder scheint es etwa, daß hieran nicht viel gelegen sey? Wie? Wird man noch nicht die Augen aufthun, noch nicht erkennen, daß die Religion nicht nur zur Seligkeit, die wir jenseits des Grabes erwarten, sondern auch zum Wohl des Staats, zur Erhaltung der guten Ordnung, und zur Abhaltung schädlicher Empörungen und schrecklicher Verwüstungen unentbehrlich sey? Wird man sich noch nicht schämen, einer Nation nachzugaukeln, die uns nur gar zu oft faule Früchte des Verstandes für gute feilboth, und jetzt mit dem Dolche in der Hand, mit füs-

sen Worten auf den Lippen, mit den schwär-
zesten Lastern im Herzen Verscheuchung der
Finsterniße predigt, und Gesetz, Ordnung,
Menschengefühl, Majestätsrechte, Reli-
gion, Sittlichkeit im Schimmer der Mord-
fackel ersäuft? Wird man noch immer fort-
fahren, die Hierarchie niederzutreten, die
ehrwürdigsten Begriffe unserer Väter zu
entstellen, sie gegen seine Lieblingsideen zu
vertauschen, anstatt das Herz von groben
Mackeln zu reinigen; die Flecken der Geist-
lichkeit künstlich zusammen zu suchen, neue
aus seiner Einbildungskraft hinzuzusetzen,
dann die zusammengestellten dem Stande,
dem Rocke anzuheften, und nach diesem
selbst gemachten Bilde jede einzelne Person,
die sich dem Herrn besonders geweihet hat,
mit Schimpf und Schmach zu bedecken?
Ist wohl ein solches Betragen, ich will nicht
sagen christlich und gottgefällig, sondern
auch nur vernünftig und menschlich?

O göttlicher Hirt! erbarme dich deiner
geliebten Schaafe, die an diesem Aergerniß-
se keinen Theil haben, und bewahre sie vor
der Wuth der Herolden des Satans, die
ihre grimmige Wolfsnatur durch den sanf-

ten

ten Schein der Menschenliebe und der Aufklärung verdecken. Du kennst sie, diese deine Schaafe, die das Gift des Unglaubens und des Sittenverderbnißes noch nicht angehaucht und verdorben hat. Du kennst sie, und dein Erkennen ist Liebe, dein Wissen ist Hilfe. Erhalte ihnen jeden guten Keim, auf daß er aufwachse, und noch in der Ewigkeit Früchte trage. Sieh herab auf ihre stille Tugend, die oft im Gedränge der verblendeten und irregeführten Menschen weint, sich niederbeugt, und schweigt. Gewöhne sie an deine liebliche Stimme und an die wohlthätige Hand, womit du deine Auserwählten wie die zärtliche Mutter ihr gleitendes Kind wider alle Unglücksfälle schützest, dann werden sie ohne Zweifel gegen den Strom schwimmen, der so viele hinreißt, und sich nimmermehr von dir entfernen, wenn gleich der Tadel der ganzen sie umgebenden Welt dieser Ursache wegen auf sie fallen sollte. Amen.

Von
der schuldigen Unterwürfigkeit
gegen
weltliche Obrigkeiten,
dem einreißenden Empörungsgeiste
entgegen gesetzt.

Eine Homilie
über
Röm. XIII. K. 1. — 8. V.

1793.

Röm. XIII. v. 1 — 8.

1. Jedermann soll den Vorstehern unterthan seyn, denn eine jede Obrigkeit ist von Gott, und er hat sie verordnet.

2. Wer also der Obrigkeit widersteht, der widersteht Gottes Verordnung, und wer dieser widersteht, zieht sich selbst das Verdammniß zu.

3. Die Gutes thun, haben die hohen Obrigkeiten nicht zu fürchten, sondern die Böses thun. Willst du die Vorgesetzte nicht fürchten, lebe recht, so wirst du Lob von ihnen erhalten,

4. Weil sie Diener Gottes sind dir zum Guten. Wenn du aber unrecht handelst, so fürchte sie; denn sie tragen das Schwert nicht vergebens: weil sie Diener Gottes sind, zörnen sie auf den Uebelthäter, und bestrafen ihn.

5. Darum müßet ihr euch nothwendig unterwerfen, nicht nur ihren Zorn zu vermeiden, sondern euers Gewissens halber.

6. Deßentwegen entrichtet ihr ihnen auch die Steuern, als Gottesbeamten, die ihren Dienst thun.

7. Gebet also einem jeden, was ihr ihm schuldig seyd: wem Steuer und Zoll gehört, dem bezahlet Steuer, und Zoll: wem Furcht, und Ehre gebührt, den fürchtet und ehret.

8. Bleibet keinem schuldig, sondern liebet einander. Denn, wer seinen Nächsten liebet, hat das Gesetz erfüllet.

* * *

Die verwirrte Lage, die schreckliche Aussicht in die Zukunft bey der jämmerlichen Zerrüttung, in welcher wir leben, die augenscheinliche Gefahr, die der Religion, und dem Vaterlande drohet, bewegen mich, mit euch, liebe Brüder! über diese Worte des Apostels zu reden, welche er bey einer fast ähnlichen Gelegenheit schrieb; denn Judas von Gamala a) hatte schon unter dem Landpfleger Cyrenius mit Zuthun des Pharisäers Zadock das jüdische Volk empört, und gelehret, die Juden dürften nur Gott allein, und keinem andern Herrn unterworfen seyn, weder Steuern, Abgaben, und Zölle, die ein feyerliches Bekenntniß der Oberherrschaft des Kaisers wä-

a) Joseph. L. 18. Ant. c. 1.

wären, entrichten, welcher falschen Lehre halber Christus, und seine Jünger, die meistens Galiläer waren, der Verdacht traf. Diesen Vorwurf abzuwenden, und zugleich dem zügellosen Stolze der Juden, und anderer Afterapostel, welche Zwist in den Gemeinden der Gläubigen erregten, Einhalt zu thun, schrieb Paulus zur Befestigung der Ruhe, zur Bildung der Sitten, zur Erhaltung der Ordnung in den glaubigen Gemeinden die schicklichsten Regeln vor, deren eine der Gehorsam gegen was immer für weltliche Obrigkeiten ist, dessen Joch das übermüthige Judenvolk verabscheuete, und am Ende gänzlich abwarf, der aber im Gesetze der Christen vom Anfange her für eine heilige Sache, und der Vernunft ganz angemessen gehalten wurde. Ich sage, der Vernunft ganz angemessen: schreyen heut zu Tage die Philosophen dawider, wie sie mögen, und prahlen sie mit ihrer Vernunft, wie sie wollen. Man sieht die Wirkungen an den Trauerszenen, die Jedermann weis, ein großer Theil selbst fühlt. Doch, liebe Brüder! ich will euch jetzt nicht an selbe weisen. Seyd etliche Augenblicke ruhig, und höret unbefangen den Apostel.

Jedermann, das ist, alle, seyen sie reich, oder arm, vornehm, oder gering, Bischof, Priester, Mönch, oder Welt-

mann, *) gar alle sind jenen, welche Macht und Gewalt zu regieren haben, wie der geistlichen Obrigkeit in geistlichen, so der weltlichen in bürgerlichen, und zeitlichen Dingen zu gehorsamen schuldig, jedoch die Geistliche ohne Nachtheil ihrer Immunität. Paulus hatte zuvor in diesem Sendschreiben die christliche Freyheit und Unabhängigkeit vom mosaischen Gesetze angerühmet. Damit nun von seiner Lehre kein Mißbrauch gemacht würde, (denn er kannte des Menschen Hang zu schlimmen Auslegungen) ermahnet er hier die Glaubigen, dieser Freyheit ungeachtet gegen die Könige, und Obrigkeiten gänzliche Unterwürfigkeit zu bezeigen: und unter den Obrigkeiten versteht er nicht nur Kaiser, Könige, und hohe Obrigkeiten, sondern jede rechtmäßige Gewalt, sie mag ungebunden, oder untergeordnet seyn. Diesen unbedingten Gehorsam empfahl er den Gläubigen zu einer Zeit, zu welcher ihnen die grausamsten Verfolgungen von Juden, und Heiden, die größten Beschimpfungen, die äußerste Armuth, der schmerzlichste Tod allenthalben drohte, und er war nicht nur der Lehrer, sondern auch das Muster. Er wollte, und befahl, daß der wahre Schüler Jesu Christi, der Katholik vorzüglich durch diesen

*) Theod. in h. l.

Gehorsam von allen Sekten sich unterschei-
de. Ich weiß wohl, daß ungezogene Ver-
Vernünftler, elende Sklaven des schänd-
lichen Eigennutzes, die nicht das gemeine
Beßte, sondern nur ihre Vortheile suchen,
diese Religion als dem Staate schädlich,
und ihre eifrige Anhänger als Ruhestöhrer
verleumden; sie bürden aber denen, die
sie nicht kennen, oder aus schalkhaftem
Herzen nicht kennen wollen, nur ihre Laster
auf. Sehet, liebe Brüder! auf die trau-
rige Lage Frankreichs, und die unerhörte
Gräuelthaten, vor denen die Menschlichkeit
zurückbebt, und ihr habt sattsame Bewei-
se, ihre Lästerungen damit zu widerlegen.
Doch derley Vorwürfe sind nichts neues.
Wie ich schon im Eingange dieser Erklärung
sagte, wurde Christus und seine Jünger
deßwegen angefochten. Die Herodianer, ein
Völkgen, wie die Philosophen, und die
unter ihren Flügeln ruhende Sekten, wel-
che sich ihres Namens schämen, und doch
Christen, katholische Christen heißen wol-
len, die Herodianer, denen nach den Re-
geln einer feinen Politik, welche nur sich
selbst sucht, und den, so ihr im Wege steht,
beneidet, oder, wenn sie kann, unterdrückt,
eben so wie den Pharisäern daran gelegen
war, daß sie Jesum verleumdeten, seine
Lehre verdächtig, seine Beyspiele, und
Wunder kraftlos bey dem Volke machten.

Diese Herodianer legten Jesu die Falle um ihn in seiner Rede zu fangen. Ist es erlaubt, sagten sie, oder unzulässig, dem Kaiser Zins zu geben? sag uns deine Meinung: sollen ihn wir abstatten, oder nicht? a) Die abgesäumte Gleißner! sie kannten Jesum, daß er wahrhaft sey, aufrichtig rede, Gottes Wege ohne Falschheit lehre, und Niemanden achte: sie hofften durch geheucheltes Lob ihm abzulocken, was ihnen taugen könnte, ihn entweders als einen Aufrührer bey dem Landpfleger zu klagen, oder bey dem Volke verhaßt zu machen. Sie dachten, der die Freyheit des Reichs Gottes predigte, würde den Gehorsam gegen weltliche, ja gar heidnische Obrigkeiten nicht billigen, und sie betrogen sich. Jesus, die ewige, unveränderliche Wahrheit und Weisheit, begehrte den Zinnsgroschen zu sehen, und nicht, als kennete er ihn nicht, sondern den Versuchern das eigene Bekenntniß abzuzwingen, fragte er sie: Wessen ist dieses Bild, und seine Umschrift? sie antworteten: des Kaisers. Gebet also, erwiederte der Heiland, dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Als Unterthanen, für welche ihr euch bekennet, da ihr diese Münze führet, müßet ihr nach aller Billigkeit ent-

a) Matth. 22. Marc. 12.

entrichten, was Untergebene ihren Herren schuldig sind. Schützet nur die Religion nicht vor, der Kaiser verlangt blos zeitliche Dinge, die so zu sagen ihm angehören; denn diese Münze trägt ja des Kaisers Bild und Name; und er verlangt den Zins, weil es das gemeine Beßte fodert. Dinge, die Gott allein gebühren, euere Seele, Gottes Ebenbild, göttliche Verehrung, göttlichen Dienst, dieß alles verlangt der Kaiser nicht von euch. Gebt also dieß Gott, jenes dem Kaiser: so werdet ihr beyden genug thun, und keinen beleidigen. O elende Politik, o unselige Arglist! so sind euere spizfindige Griffe zu kurz gekommen! die Herodianer zwar schämten sich, und verließen Jesum stillschweigend: aber in unsern Tagen scheint der Lärmen ärger zu werden, wenn man Gehorsam prediget: empörende Schriften werden angehäuft, und — finden Bewunderer ihres vernünftigen Innhaltes, gleich als will man dem Gottmenschen, der gerade das Gegentheil lehret, die Vernunft absprechen. O Zeiten! o Sitten! o Christenthum!

So sehr nun Jesus besorgt war, den Verdacht, welcher die Juden nicht ohne Grund traf, von sich, und den Seinigen abzulehnen, so sehr empfahl er ihnen auch den Gehorsam gegen weltliche Obrigkeiten, wenn sie auch Heiden waren: und, was

er lehrte, bestättigte er durch seine Beyspiele sowohl im Leben, da er die Zollgebühren entrichtete, als in seinem Leiden, da er sich den, obschon ungerechten, weltlichen Richtern unterwarf: ja noch in Mutterleibe entzog er sich dem Edikte der Beschreibung nicht. Dieser göttlichen Lehre, und den Beyspielen ihres Meisters gemäß drangen die Apostel Petrus und Jakobus bey den Gläubigen auf genaue Unterwerfung gegen alle weltliche Obrigkeiten. Seyd allen menschlichen Obrigkeiten unterthänig, — sowohl den Königen, weil sie das Oberhaupt sind, als den Vorstehern, weil sie von ihnen geschicket sind. a) So schrieb Petrus, und machte keinen Unterschied unter Obrigkeiten, und Obrigkeiten, sie mögen ungebundene, oder untergeordnete Gewalt haben. Jakobus sagt: Erwartet mit Geduld die Ankunft des Herrn; — seyd auch ihr geduldig, und stärket euere Herzen, — seufzet nicht wider einander, damit ihr nicht verurtheilet werdet. Sehet! der Richter steht vor der Thüre. b) Was endlich Paulus den Römern einschärfte, hieß er den Titus, die Glaubigen erinnern, den Fürsten, und Obrigkeiten unterthänig zu seyn, ihrem Befehle gehorsam, zu allen guten Wer-

---

a) I. Petri II. 13. 14. b) Jac. V. 7. 8. 9.

Werken bereit sich finden zu lassen; a) und an den Timotheus schrieb er: Vor allem bitte, und ermahne ich euch, ihr wollet Gott euer Gebeth, gute Begierden, Fürbitte, und Danksagungen im Namen aller Menschen vortragen, für die Könige, und alle Standespersonen. b)

Du mußt also, lieber Bruder! bereit seyn in allem zu gehorchen, nur alsdann bist du es nicht schuldig, wenn des Fürsten Befehl wider die Gerechtigkeit, und das Gesetz Gottes läuft. Da muß der Gott schuldige Gehorsam den Vorzug haben. Urtheilet selbst, ob es vor Gott billig sey, daß man euch mehr gehorsame als Gott, c) sprachen Petrus und Johannes zu Annas dem Hohenpriester, und dem jüdischen Rathe, als ihnen verbothen wurde, im Namen Jesu zu reden oder zu lehren: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, d) antworteten die Apostel, da sie des Ungehorsams beschuldiget wurden, weil sie auf den Befehl des Engel, welcher sie aus dem Kerker geführet hatte, in den Tempel giengen, und dem Volke die Worte des Lebens verkündigten. Auch du darfst nicht gehorchen, sa-

ge

---

a) Ad Tit. 3. 1. b) 1. Timoth. II. 1. 2.
c) Act. 4. 19. d) ibid. 5. 29.

sage ich dir, lieber Bruder! du darfst nicht gehorchen, wenn die Gerechtigkeit, und das göttliche Gesetz leiden müßten, aber auch nicht wider die Obrigkeit murren, sie nicht verleumden, nicht die Waffen ergreifen, nicht Aufruhr stiften, nicht zu Aufrührern dich gesellen. Geduld, Gut und Blut hast du in deiner Gewalt: dieß kannst, und mußt du lieber daran setzen, als gehorchen. Aber in allem Uebrigen, sey es noch so schwer, mußt du gehorchen. Wäre es ungerecht, und höchst drückend, ist doch niemal Widersetzlichkeit, noch weniger Gewaltthätigkeit erlaubt. Dieß aber ist hart, saget ihr mir, liebe Brüder! o nein, es ist nicht hart, wenn man die Gründe betrachtet, aus welchen der Christ auch den weltlichen Obrigkeiten gehorchet.

Nun aber warum gehorcht der Christ? Paulus löset die Frage: Eine jede Obrigkeit ist von Gott, und er hat sie verordnet. Der erste Grund also seines Gehorsams ist Gott. Nicht die Menschen allein, noch weniger der böse Geist führten die fürstliche und oberherrliche Gewalt ein, sondern Gott selbst hat sie verordnet, und eingerichtet, den Lastern Einhalt zu thun, die Gerechtigkeit, und Ordnung handzuhaben, den Frieden, und die Ruhe dauerhaft zu erhalten. Von der geistlichen Macht

ist

ist es allen bekannt, daß ihr Ursprung unmittelbar göttlich, ihre Einrichtung von Christus selbst sey. Die weltliche ist es wenigstens mittelbar; denn die Natur, und gesunde Vernunft, welche von Gott kommen, fodern und rathen sie. Man kann freylich nicht läugnen, daß der Mensch von seiner ersten Schöpfung her vollkommen frey, und außer Gott Niemanden unterworfen war. Wäre durch Adams Uebertretung die Sünde nicht in die Welt eingegangen, hätten die Menschen ihre wechselseitige Gleichheit, und Freyheit unversehrt erhalten. Da sie aber alle in Adam ihre Freyheit mißbrauchten, hat sie Gott verurtheilet, jenen unterthänig zu seyn, denen er die Oberherrschaft über sie geben würde, und dieß zur billigen Bestrafung ihres Stolzes, der sie verleitete, daß sie dem Schöpfer gleich seyn wollten. a) Sey also Obrigkeit, wer immer mag, wenn sie rechtmäßig ist, hat sie ihre Gewalt von Gott; ja sollte es eine unrechtmäßig angemaßte Herrschaft seyn, müßten die Unterthanen, die sie unterjochet hat, so lange die rechtmäßige Obrigkeit sich nicht vertheidigen kann, und durch solche Anmaßung in Uebung ihrer Gewalt gehindert, der Tyrann aber in ruhigem Besitze ist, nicht des Rechtswegen, (denn der Tyrann

a) Gen. 3. v. 5.

rann hat kein Recht) sondern des gemeinen Besten halber gehorchen: Ich sage, so lange ein rechtmäßiger Herr in so gewaltsamer Lage sich befindet, in welcher er auf den Eid der Treue nicht dringen, noch verlangen kann, daß sein Volk ehender zu Grunde gehe, als sich unterwerfe. Kann er aber die Unterthanen schützen, so sind diese schuldig ihm wider den Tyrannen anzuhangen.

Allein dem Uebermuthe des fleischlich denkenden Menschen wollen diese unerschütterlichen Grundsätze nicht behagen: er sucht Scheingründe, und will durch Trugschlüsse von den Pflichten des Unterthanen sich loswinden. Man weis ja Reiche, heißt es, welche ihren Ursprung, und ihr Wachsthum offenbarem Unrechte, ehrgeizigen, herrschsüchtigen Absichten verdanken müßen. Sollen Nemrod, Ninus, Nabuchodonosor, und noch mehrere weltliche Fürsten von Gott ihre Gewalt haben? ist es nicht wahrscheinlicher, daß die Zwangreiche von der Herrschbegierde entsprungen sind? und die freye Reiche, wo rühren diese her? nicht wahr? von der Furcht, weil die Menschen sich den Drückungen, und dem Unrechte, so sie von Auswärtigen leiden mußten, nicht gewachsen sahen: sie trugen also die Macht, das Unrecht abzutreiben, so ihnen die Natur gegeben hatte, auf einen einzigen Menschen über. Wie kann folglich der Apostel lehren,

ren, jede Obrigkeit sey von Gott, er habe sie eingesetzet?

Freylich ist die menschliche Politik recht elend. Sie kann den Menschen nur Menschen zu Herren geben, und weiß den wahren Grund nicht, unter diesen, und jenen solchen Unterschied zu machen, daß eine dauerhafte Unterwürfigkeit gestiftet wird. Gleichwie einige die Schmeicheley, die Begierlichkeit, der Eigennuß öfters verleitet, die Regenten der Erde über Gott zu erheben, so reißt andere die Zügellosigkeit, und der Wunsch für ihre Laster ungestraft zu bleiben, zur Aufruhr hin, und da haschen sie nach den ersten beßten Scheingründen. Wenn alle mächtige Völker, sagte Carneades, der Gesandte von Athen zu Rom, und selbst die Römer, so die ganze Welt beherrschten, gerecht sind, das ist, fremde Sache zurückstellen wollten, müßten sie wieder in ihre Hütten kehren, und in Armuth, und Elend darben. a) Allein man darf nicht einmal zweifeln, daß Gottes Vorsicht für ein Mittel gesorgt habe, wodurch die Rechte der Fürsten bevestiget, der Umsturz der Reiche, und die Beunruhigung der Völker verhütet, und das Mangelhafte, so etwa im ersten Ursprunge der Reiche mag eingeschlichen seyn, nach und

a) Apud Lactant. divin. Instit. L. V. c. 17.

und nach geheilet würde. Darum wende man sich, wie man will: glaube man noch so recht zu haben: bestrebe man sich noch so stark, den blos menschlichen Ursprung der weltlichen Regierung zu erweisen, wird man die Lehre des Apostels, daß jede Obrigkeit von Gott sey, doch niemalen entkräften. Wer du immer so im Gesetze klügelst, sag mir doch einmal: wer gab den Menschen ein, und lenkte ihren Willen sich einem einzigen ihres gleichen zu unterwerfen, der sie schützen sollte? nicht wahr? Gott, ohne den wir nichts zu denken, und nichts zu wollen vermögen. Ist es gut, wie du nicht läugnen kannst, wenn du noch ein Mensch bist, daß Eintracht, Zucht, und Religion erhalten wird, und sind zu diesem Ende die weltliche Regierungen höchst nützlich, und dienlich, sag, von wem kömmt, was immer gut ist? nicht wahr? von Gott der einzigen Quelle alles Guten. Und von wem hast du die Gewalt, dein Leben, und deine Habe wider gewaltthätige Anfälle zu schützen, die du auf einen andern übertragst? nicht wahr? auch von Gott, der die Natur erschaffen hat. So muß man dann billig sagen, auch der, auf den du sie überträgst, habe von Gott die Gewalt dich zu schützen. Petrus a) nannte menschliche Ob-

a) I. Ep. II. 13.

Obrigkeiten, welche Paulus von Gott verordnet, und eingesetzet hieß. Die obrigkeitliche Gewalt, und Ansehen sind also menschlich, und göttlich, menschlich aus der Menschen freyen Wahl, oder freyem Einverständnisse, göttlich, weil Gott die von den Klugen, und Weisen der Erde eingeführte Obergewalt billiget. Unnütz sind hier alle Klügeleyen: wir müßen den Gott des Himmels auch an den weltlichen Obrigkeiten erkennen, und ihre Befehle als göttliche befolgen, so oft sie nichts lasterhaftes, nichts wider die Religion, nichts wider die Gerechtigkeit befehlen. Gott, ihr Ursprung, macht ihre Gewalt rechtmäßig; unsere Unterwürfigkeit gegen sie, als Stellvertretter des höchsten Wesens, macht sie vollkommen. Würde die Religion dem Gehorsame der Völker zum Grunde dienen, müßte in allen Staaten die schönste Ordnung herrschen.

Sehet zurück, liebste Brüder! auf unsere ersten Vorfahren im Christenthume, welche diese Lehre noch von Jesu selbst, und den Aposteln empfangen hatten. Sie maßten sich nie eine Widersetzlichkeit gegen die Oberherrschaften an, so ihnen die Vorsicht gab. Christus befahl seinen Jüngern nur zu fliehen, wenn sie verfolgt würden, a) nicht

a) Matth. 10. 13.

aber sich zu widersetzen. Petrus weiset uns an das Beyspiel Christi: Er hatte, sagt er, keine Sünde begangen: in seinem Munde war niemals eine Falschheit gefunden worden: und doch schmähete er nicht entgegen, wenn man ihn schmähete: er drohete nicht in seinem Leiden: er überließ sich einem ungerechten Richter um des gerechten Richters, seines Vaters, Willen. a) Unsern Vorfahren am Glauben fehlte es weder an Einsicht, noch am Muth, Kräften, und Vermögen: sie waren zahlreich, die beßte Soldaten, mit zeitlichen Gütern reichlich begabet: und doch setzten sie sich nicht wider die Gewaltthätigkeiten. b) Zu welchem Kriege, sagt Tertullian, c) wären wir nicht aufgelegt, und gebohren, und, obschon an der Zahl überlegen, nicht fertig gewesen, wir, die sich so willig aufmetzeln lassen, wenn nicht in dieser Schule ehender sich tödten zu lassen, als andere zu tödten erlaubt wäre. Da wir Unrecht leiden, reden wir kein Wort dawider, sondern überlassen vielmehr Gott die Rache. d) Noch mehr: sie betheten für die Mächte der Erde, wenn diese schon ihre Feinde, und Verfolger, zweydeutigen Glaubens, oder Gönner der Irrgläubigen waren. Wir bethen,

schrieb

a) I. Ep. II. 22. 23. b) Cyrian. ad Demetrian.
c) Apologet. c. 37. d) Lactant. l. 5.

schrieb der vorerwähnte Tertullian, a) für die Kaiser um ein langes Leben, um die Sicherheit ihres Reichs, um Schutz für ihr Haus, um Starkmuth für ihre Krieger, um Treue ihrer Räthe, um Aufrichtigkeit ihres Volkes, um Ruhe über der Erde, um alles, was der Mensch, und der Kaiser wünschet. Nämlich die Religion lehrte sie, für die Wohlfahrt der Kaiser, ob sie schon Verfolger waren, täglich zu flehen, und für sie das Opfer unserer Altäre zu bringen, eben da sie das Blut unserer Brüder nach ihren strengen Verordnungen ausgoßen. Die Religion lehrte sie unter den Heeren der Kaiser mit solcher Treue dienen, daß sie selbst bekennen mußten, keine bessere Krieger, als die Christen zu haben: sie lehrte sie die gemeine Steuern und Abgaben treulich und ohne Ränke abzuführen, daß sie bekennen mußten, keine gewissenhaftere Unterthanen, als die Christen zu haben. Ich komme noch auf ein neueres Beyspiel. Ambrosium bewachte sein Volk, welches ihn liebte, in der Kirche, und schützte ihn wider den ungerechten Kaiser, der ein Gesetz machte, so die Arianer wider die Catholiken begünstigte: allein er that als Bischof durch Ermahnungen, und Vorstellungen Widerstand, besänftigte auch das Volk, und sagte ihm

a) Ap. c. 30. 39.

unverhohlen: Ich mag dem Zwange nicht widerstehen. Trauern, weinen, seufzen kann ich: wider die Waffen, die Kriegsleute, die Gorhen sind die Thränen meine Gegenwehr. Solche Waffen hat der Priester. Andern Widerstand kann, und darf ich nicht thun. a) Herrlichste Beyspiele! Wirkungen unserer göttlichen Religion! wir würden sie noch sehen diese Beyspiele, noch fühlen, diese Wirkungen, wenn der Glaube in uns nicht abgenommen hätte, die Liebe nicht erloschen wäre, wenn die Religion unsern Gehorsam belebte: allein, wer denkt daran, daß er Gott gehorche, wenn er seiner weltlichen Obrigkeit sich unterwirft?

Nun erlaube man mir auch ein Wort zu den Großen der Erde: Sie vertreten Gottes Stelle unter seinem Volke: er hat sie gesetzt: dieser höchste Beherrscher der Welt muß also das Muster ihrer Regierung seyn, und sie müßen an ihren Unterthanen handeln, wie er an allen seinen Geschöfen handelt. Sie sind nicht Obrigkeiten das Volk zu drücken, überflüßige Pferde, Hunde, Dienerschaft, Geräthe anzuschaffen, das Laster zu begünstigen, und die Verführung zu unterstützen, ihre fleischliche Gelü-

sten

a) Or. in Auxent.

sten zu begnügen, unmäßige Schätze zu sammeln, sondern Gottes Gesetz handzuhaben, seine Religion zu vertheidigen, die Tugend zu schützen, allen Recht zu sprechen, vest auf die Gerechtigkeit zu halten, das Unrecht, und die Laster zu bestrafen, für die Ruhe und das Beßte der Völker zu sorgen. Die Hand der Gerechtigkit, der Zepter der Gnaden zeigt sie zwar als Richter, und Herrscher über alle Menschen in ihren Staaten. Aber ihr Herz soll sich durch keinen Stolz über ihre Brüder erheben, noch von Gottes Gebothen abweichen; denn, was sie sind, sind sie durch die Menschen mit Gottes Wille und Billigung. Nicht falsche Staatsklugheit, nicht Verachtung des gemeinen Volkes, sondern aufrichtige Anhänglichkeit an das Gesetz Gottes, und seine Religion, ungeheuchelte Liebe zu ihren Unterthanen, unpartheyische Verwaltung der Gerechtigkeit sichern ihre Länder, und bevestigen ihre Throne. Der Fürst, so Gott und seinem Gesetze getreu bleibt, und nicht gleich einem leblosen Götzen für das Heil seiner Lande unbekümmert ist, kann auf die Treue, die Unterthänigkeit seiner Völker rechnen, und für ihn, und sein Haus wachet Gottes Aug, daß er lang regiere. Darum sollen sie durch ihre Aufführnng keine Gelegenheit geben, in ihren Personen Gott zu verkennen.

Ich kehre wieder zu euch, liebe Brüder! Jede Obrigkeit also ist von Gott, und er hat sie verordnet: ein Satz, welchen sogar die alten Heiden behaupteten; denn nach ihrer Meinung waren die Könige Söhne des Jupiters; sie leiteten ihre Gewalt von den Göttern her, und nach ihrem Ausdrucke ahmten sie die göttliche Macht nach Ich will noch die Essener beyfügen. Diese, eine berühmte Sekte der Juden, verbanden sich bey ihrem Eintritte mit einem Eide, jedem, besonders aber den Obrigkeiten, die unverbrichlichste Treue zu halten, weil sie für ungezweifelt glaubten, alle höhere Gewalt komme von Gott, und ohne besondere Anordnung seiner Vorsicht könne Niemand ihrer habhaft werden. Sollten wir niedriger als die Heiden denken? sollten es die Vollkommnere im jüdischen Gesetze uns Christen vorthun? nein: auch dem Christen muß es genug seyn, daß er die Obrigkeiten liebe, und ehre, weil er weis, sie seyen von Gott bestellet. Auf wessen Geheiß die Menschen gebohren werden, auf dessen Anordnung werden auch Könige für sie gesetzt, welche die Geschicklichkeit besitzen, sie zu regieren, wie es die Zeiten heischen: a) Der Christ muß also darum nothwendig sie lieben, ehren, und ihr Wohl

a) Iren. l. 5. c. 24.

Wohl suchen, b) und ihnen unterthänig seyn, ihr Glaube, oder ihre Aufführung mag beschaffen seyn, wie sie mögen. Lasset uns nun dem Apostel weiter folgen.

* * *

Nach dem Hauptgrunde unserer Unterwürfigkeit gegen weltliche Obrigkeiten, welcher Gottes Anordnung ist, kommt er auf andere ebenfalls wichtige Gründe, welche die Pflicht zu gehorchen nothwendig machen. Wer also der Obrigkeit widersteht, fährt er fort, widersteht Gottes Anordnung, und wer dieser widersteht, zieht sich selbst das Verderbniß zu. Der zweyte Grund also, der sich zum Theile auf den ersten bezieht, ist die Beleidigung Gottes, und das darauf gesetzte Verdammniß, dessen sich der Ungehorsame schuldig macht, indem er der gerechten, und von der Vorsicht selbst eingesetzten Ordnung sich widersetzet. Aber schon in diesem Leben macht er sich des Gerichtes, und der zeitlichen Strafen schuldig, mit welchen die Obrigkeiten Aufruhr, und Ungehorsam zu ahnden das Recht haben. Ja Gott selbst hat auf dieser Erde zuweilen ihr Ansehen aufs schärfeste gerächet, wie wir es von Core, Dathan, Abiron und allen jenen wissen, die sich wi-

b) Tertull. Apolog.

der Moyses und Aaron auflehnten, oder, wie die Schrift sagt, a) Aufruhr wider den Herrn erregten. Die Erde verschlung sie mit eröffnetem Schlunde; auch viele andere sind gestorben, als das Feuer zweyhundert, und fünfzig Mann verbrannte. Eben so wurde Absalon, der sich wider seinen König, und Vater empörte, mit den Haaren mitten am Baume hangend, durch das Herz mit dreyen Spiessen gestossen, und mit vielen Wunden getödtet, von dem Volke aber, das er an sich gezogen hatte, blieben zwainzig tausend Mann. b) Aus diesem allem erfolgt, daß Gott die Sache der Vorgesetzten zu seiner Sache macht, und ihre Beleidigung für die seinige aufnimmt. Wie mag nun nach einem so bestimmten, und ausdrücklichen Ausspruche, nach so bekannten Beyspielen der göttlchen Rache der aufrührerische Lärmen, dessen Wuth sich bis zum Throne erstreckt, gerechtfertiget werden? Wie reimt es sich aber auch, als Christ die Gewalt Gottes in der Gewalt der Obrigkeiten erkennen, und dann die Sache Gottes vorschützen, sie zu schimpfen? David bereuete, daß er vom Kleide Sauls den Saum abgeschnitten hatte, obschon Saul

a) Num. 26. 9. 10. b) II. Reg. 18. v. 7. 9. 14. 15.

Davids unversöhnlicher Gegner war. Und warum bereuete er diese That? weil sie wenigstens den Schein einer am Könige verübten Schmache, und Unbild hatte, und es ein Verbrechen ist, auch nur das Kleid dessen, den man durchaus ehren muß, ohne Ehrerbiethung zu berühren. Täuschet euch also nicht, liebe Brüder! gleichwie Empörung gegen die Vorgesetzten, und offenbare Aufkündigung des Gehorsams Widersetzlichkeit ist, so ist es auch Widersetzlichkeit, wenn man ohne Ehrerbiethung von ihnen redet, ihre Regierung verleumdet, ihren Rath beschuldiget, ihre Absichten lästert. All dieß ist Widersetzlichkeit, folglich Beleidigung der göttlichen Majestät, und vor Gott strafwürdig, weil mit der Sache Gottes nur unverschämtes Spiel getrieben wird.

* * *

Der Apostel sagt weiter: Die Gutes thun, haben die hohe Obrigkeit nicht zu fürchten, sondern die Böses thun. Und dieß, liebe Brüder! ist der dritte Grund. Den Fürsten ist die Gewalt gegeben, sie wider die Böse, nicht aber wider die Gute zu üben. Der rechtmäßige Gebrauch ihrer Gewalt ist nicht zum Bösen, sondern zum Guten anzutreiben, und vom Bösen abzuhalten. So schlimm ein Fürst

immer seyn mag, ist doch die Unsträflichkeit, und Freyheit, welche die Gottlosen in einem gemeinem Wesen, so keinen Fürsten, und keine rechtmäßige Gewalt hat, genießen, noch weit ärger. Wo kein Fürst, keine rechtmäßige Obrigkeit ist, wie sollen dort Handhabung der Gesetze, wahre Freyheit, Treue, Sicherheit, und Religion seyn? Es ist wahr: die Obrigkeiten mißbrauchen zuweilen ihre Gewalt; aber so unsinnig sind sie dennoch nicht, daß sie den Gottlosen die Freyheit lassen alles zu wagen: sie würden ja selbst nicht sicher seyn. Pilatus, der das ungerechteste Urtheil, so jemals gefället wurde, über Jesus sprach, bestrafte doch die zween Mörder mit dem Tode, und der bekehrte Mörder gestund selbst: **Uns zwar wiederfährt unser Recht: denn wir empfangen, was unsere Thaten verdienen.** a) Felix, so geitzig er war, und so ein schönes Stück Geld er würde von den Juden erhalten haben, wenn er ihnen Paulum überlassen hätte, that es doch nicht, sondern, weil er den Handel sehr wohl erkannte, befahl er einem Hauptmanne, ihn zu verwahren, aber ohne Belästigung, und mit der Erlaubniß, daß die Seinige ihm beyspringen dörften. b) Paulus berufte sich auf den Kaiser, und Fe-

a) Luc. 23. 40. b) Act. 24. v. 22.23.

Felix schickte den Apostel unter starker Bedeckung zu dem Kaiser, damit ihm von den Juden kein Leid wiederführe. a) Man sieht nicht leicht Jemanden den Obrigkeiten sich widersetzen, als solche, die schuldig, und der Strafe würdig sind. Eben darum weigern sie sich, weil sie die Gerechtigkeit der Mächte fürchten, und weil sie Böses thun, und sich sträflich erkennen, fürchten sie diese Gerechtigkeit; denn die Obrigkeiten, fährt Paulus fort, sind Diener Gottes, und tragen das Schwert nicht vergeblich: weil sie Diener Gottes sind, zörnen sie auf den Uebelthäter, und bestrafen ihn. Wer aber Gutes thut, dem sind sie eben als Diener Gottes zum Schutze, und er hat sie nicht zu fürchten. Die Erfahrung zeigt freylich zuweilen, daß menschliche Leidenschaften, leider! dort einschleichen, wo Vernunft und Billigkeit vordringen sollten: Paulus wußte ganz gewiß, daß eben dieß Schwert, welches die Kaiser, und Obrigkeiten die Schwache, und Unschuldige zu schützen, die öffentliche Ruhe zu erhalten, die Anschläge der Gottlosen zu vernichten trugen, gar bald mit dem Blute der unschuldigen Gläubigen würde gefärbt werden: dem ungeachtet will er, daß sie gehorchen, und die Gewalt der Obrigkeiten nach jenen reinsten

---

c) Act. 25. v. 21. 25.

sten, und weiseſten Absichten betrachten, aus welchen sie von Gott ihnen, als seinen Stellvertrettern gegeben ist. Darum, liebe Brüder! lebet nur recht, wie Paulus weiter sagt, so darft ihr die Vorgesetzte nicht fürchten, ja ihr werdet von ihnen Lob erhalten. Sollte man euch auch öffentlich vor dem Fürsten beschuldigen, daß ihr ihm in Dingen, die wider unsern heiligen Glauben, oder die Gerechtigkeit sind, nicht gehorchet, wird er euch doch in der Stille loben: Gute, rechtschaffene Leute, wird es heißen: nur den Fehler haben sie, daß sie Christen sind. So redete man in den Zeiten Tertullians a) von den ersten Christen. Doch solche Tyrannen findet man in unsern Tagen nicht so leicht wieder. Wie ihm aber immer seyn mag, müßen wir wenigstens nicht schlechter denken, als Tacitus, ein Heid, dachte, welcher sagt: Gleichwie man die Tröckne, die Platzregen, und andere Uebel der Natur überträgt, so muß man den Uebermuth, und den Geitz der Herrschenden übertragen.

* * *

Wir kommen nun auf den vierten Grund unserer Unterthänigkeit, welchen Paulus von unserm Gewissen hernimmt: Darum müßet ihr euch nothwendig unterwerfen, nicht

a) Apologet.

nicht nur ihren Zorn zu vermeiden, sondern euers Gewissens halber. Das Gesetz, welches uns zum Gehorsam gegen die Fürsten verbindet, ist nicht blos ein bürgerliches Gesetz, verbindet nicht nur insgemein wegen der angedrohten Strafe, sondern es ist über dem natürlichen, und göttlichen Gesetze gegründet, welche uns gebiethen, den Vorgesetzten zu gehorchen, und zwar so, daß wir sündigen, wenn wir es nicht thun, und schwerlich sündigen, wenn wir in einer wichtigen Sache uns ungehorsam zeigen. Wenn also die Gesetze der weltlichen Obrigkeiten dem göttlichen Gesetze, und der Gerechtigkeit nicht zuwiderlaufen, verbinden sie ebendarum im Gewissen, weil sie von einer rechtmäßigen Gewalt herkommen, die Gott selbst den Obern gegeben hat, und wir machen uns durch den Ungehorsam nicht nur des verletzten Gesetzes, sondern zugleich auch der verletzten göttlichen Majestät schuldig; dieß muß dem Christen, wenn er anders ein wahrer Christ ist, schon Antrieb genug seyn, sich seinen rechtmäßigen Obern zu unterwerfen, und innerlich, und äußerlich zu gehorchen. Ich sage innerlich, und äußerlich; denn, wenn er nur äußerlich aus Furcht der Strafe gehorchet, täuscht er zwar seine Vorgesetzte, und entgeht ihrer Zuchtruthe, aber bey Gott, der das Herz einsieht, und die Nieren prüffet, dem

jeder heimlichste Gedanke, jedes auch stillste Murren, jeder verborgenste Verdruß offenbar ist, bleibt er doch strafbar: und wie schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes fallen! darum gehorchet euers Gewissens halber. Dieß ist der Christ, und so soll er handeln, aus Gewissen, und nicht aus Zwang von aussen.

* * *

Den fünften Grund unserer Pflicht unterthänig zu seyn nimmt der Apostel von den Steuern, und was immer für andern Abgaben her, welche Unterthanen ihren Herrschaften entrichten: Dessentwegen entrichtet ihr ihnen auch die Steuern, als Gottes Beamten, die ihren Dienst thun. Schon bey den Römern wurden die Unterthanen aufgezeichnet, damit die Kaiser die Kräfte der Provinzen, den Betrag der Abgaben, die Zahl der Streitbaren, so sie zum Kriege ausheben konnten, genau wüßten, oder auch die Abgaben zu erhöhen vermochten, die Empörung, welche bey Völkern, so ihre Stärke kannten, leicht möglich war, zu verhüten. Wer nun immer Abgaben entrichtete, bekannte sich dadurch als einen Unterthanen. Paulus will also sagen: Da ihr Steuern gebet, leget ihr selbst ein öffentliches Bekenntniß der

Ge-

Gewalt, und Würde euerer Obern, und zugleich euerer Unterwürfigkeit ab: mithin liegt der Grund zu gehorchen sogar in euern eigenen Werken, die ein öffentliches Gestandniß sind. Es ist unläugbar der Vorgesetzten Pflicht, die Tugend zu schützen, das Laster zu strafen, dem gemeinen Wesen aufzuhelfen, jedem Beystand zu leisten, und Linderung zu schaffen. Es ist ebenfalls ungezweifelte Gegenpflicht der Unterthanen, sie wegen der anhaltenden Sorge für das gemeine Beßte zu unterstützen, für die Mühe, so sie dabey haben, zu belohnen, die Last, die mit ihrer Würde verbunden ist, zu verringern, und sie für den Aufwand, welchen sie, sich selbst, und ihre erforderliche Dienerschaft, die Beamte, und die Kriegsheere zu unterhalten, und unzählige andere Dinge, die der gemeine Man entbehren darf, zu bestreiten machen müßen, zu entschädigen. Davon sind alle überzeugt: aber aus eben dieser Ueberzeugung folgt, daß wir eine Oberherrschaft erkennen, und die Werke reden wider uns, wenn wir selber uns nicht unterwerfen wollen. Dächten wir, daß die Obern, wie hier Paulus sagt, Gottes Beamte sind, daß Gott sich ihrer bedienet, für uns zu wachen, würde keine Widersetzlichkeit so leicht Platz haben: ja jede auch schwerste Bürde sollte uns leicht werden, wenn die Gründe unsers

hei=

heiligsten Gesetzes auf unser Herz wirkten; denn diese bevestigen, und erheben zugleich die Pflichten des bürgerlichen Lebens durch heilige Absichten, die sie dem Christen in Erfüllung derselben vorlegen.

* * *

Endlich nähern wir uns dem letzten Grunde unserer Unterwürfigkeit gegen die weltliche Mächte, welcher die christliche Liebe ist: Gebet einem jeden, was ihr ihm schuldig seyd: Wem Steuer und Zoll gehört, dem bezahlet Steuer und Zoll: dem Furcht, und Ehre gebührt, den fürchtet und ehret; bleibet keinem schuldig, sondern liebet einander; denn, wer seinen Nächsten liebt, hat das Gesetz erfüllt. So bestättigt der Apostel durch das Gesetz der Liebe alle vorige Gründe, welche er, uns zur Unterthänigkeit, und Ehrfurcht gegen die Vorgesetzte zu verbinden, vorbrachte. Er will sagen: Man muß in Rücksicht seines Nächsten alle Schulden bey Zeiten abtragen, damit man nichts schuldig bleibe: der Gerechtigkeit muß zuerst genug gethan werden. Aber eine Pflicht, die Pflicht der Liebe nämlich, ist so beschaffen, daß man sich von ihr nie losmachen kann. Wenn man schon fürs Vergangene seine Pflicht gethan hat, bleiben doch fürs

Künf-

Künftige immer neue Pflichten übrig sowohl gegen unsers Gleichen, als gegen Höhere. Gleichwie das Gesetz der christlichen Liebe alle Menschen, Freunde, und Feinde, Einheimische, und Fremde, Gläubige, und Ungläubige einschließt, so muß es um so mehr auch auf alle jene sich erstrecken, die Gottesstelle unter uns un an uns vertreten, seyen sie beschaffen, wie sie immer wollen; und, gleichwie die Erfüllung dieses Gesetzes immerfort bis an das End unsers Lebens dauern muß, so darf eben darum der Gehorsam, die Unterwürfigkeit, die Ehrfurcht und Liebe auch gegen weltliche Obrigkeiten nur mit dem Leben sich endigen. Gott ist der Grund dieses Gesetzes; er hat es gegeben, und wir lieben unsere Brüder, weil er es gebiethet, und sie sein Ebenbild sind: nun aber sind weltliche Obrigkeiten nicht nur sein Ebenbild, sondern zugleich seine Stellvertreter, seine Verwalter, seine Beamte, und eben deßwegen wird die christliche Liebe ein dringender Grund unserer ununterbrochenen Unterthänigkeit gegen sie. Dieß Gesetz besteht auf dem schon in der Natur bevestigten, und durch das Evangelium geheiligten Satze, dem Nächsten alles zu thun, was wir wünschen, daß man uns thue, und ihm nichts zu thun, was wir uns nicht gethan verlangen. Dieser Satz ist auf alle ausgedähnt; so muß er dann auch

die Obrigkeiten einschließen. Darum, wenn Paulus als Eigenschaften der Liebe angiebt, a) sie sey geduldig, gütig, nicht neidisch, nicht aufgeblasen, nicht gähzornig, sie führe sich nicht ungebührlich auf, suche nicht ihren eigenen Nutzen, denke nicht böse, sondern erfreue sich über die Wahrheit, leide alles, glaube alles, hoffe alles, erdulde alles: wenn Jedermann Liebe mit diesen Eigenschaften gegen sich wünscht, und wechselseitige Pflicht trägt, alle andere so zu lieben; so ist man ja um so mehr verbunden, sich so auch gegen weltliche Obrigkeiten zu betragen. Paulus sagt zum Schluße dieses Verses nicht umsonst: Wer seinen Nächsten liebt, hat das Gesetz erfüllt. Das Gesetz besteht in der zweyfachen Liebe, Gottes, und des Nächsten, und dessen Erfüllung hängt von Beobachtung aller Gebothe ab; folglich, gleichwie jede andere Uebertrettung, so macht auch die geringste Verletzung der Liebe in Rücksicht der weltlichen Obrigkeiten, daß wider das ganze Gesetz gehandelt wird; denn die Liebe des Nächsten schließt die Liebe Gottes, aus welcher sie entspringt, in sich, ja setzt sie voraus, und wir lieben den Nächsten nicht wahrhaft, wenn wir Gott nicht zugleich, ja zuvor lieben. Es will also der Apostel sagen: Auch wer

a) I. Cor. 13. v. 14 — 9.

wer den Obrigkeiten nicht gehorchet, vergreife sich am ganzen Gesetze.

* * *

Ich schließe nun meine Erklärung. Es ist unläugbar, was der Apostel sagt: Jedermann muß seinen Vorstehern gehorchen. Die Gründe, so diesen Satz bevestigen, sind zu triftig, als daß man mit Entschuldigungen gegen sie aufkommen könnte. Gottes Anordnung, und Wille, das eigene Gewissen, die bedrohte zeitliche, und ewige Strafe, unser Beßtes, unser Selbstgeständniß, die dringendeste Pflicht der Liebe verbinden uns zu gewiß, als daß eine Ausnahme Platz finden könnte. Darum, liebe Brüder! lasset euch durch keine Scheingründe irre führen, welche, wenn man sie beym rechten Lichte betrachtet, vom Stolze, vom Eigennutze, von zügelloser Freyheitsliebe, und andern Leidenschaften, aber von keinem guten Grunde herrühren. Bedenket, daß ihr nicht so fast Menschen, als Gott gehorchet, und alle Ausflüchte werden bald gehoben seyn. Wisset ein für allemal, daß die Macht Königen Würde, und Herrschaft zu geben nur allein Gott zugehöre, welcher zwar im Himmel den Gerechten allein die Glückseligkeit, aber die Herrschaft hienieden Gerechten, und Gott-

losen nach seinem Wohlgefallen giebt. Wäre einer auch Nero, so ist er doch Kaiser: wäre er eine Schlange, ist er doch gekrönt; wäre er ein Mörder, ist er doch König, und der Ausspruch: Ehret die Könige: gehorchet den Obrigkeiten: redet dem allem ungeachtet für ihn. Die Pflicht zu gehorchen, welche uns das Gesetz Jesu Christi auflegt, bleibt unabänderlich, weil eben dieses Gesetz das Ansehen der Fürsten handhabet, sie mögen Christen, und Rechtgläubige, oder Heiden, und Abgötterer, fromm und tugenhaft, oder noch so lasterhaft seyn, mit uns mild und gütig, oder auf eine gehäßige, und gewaltsame Art verfahren, weil es sich nicht auf ihre Tugend, sondern auf die Allmacht Gottes, den sie vorstellen, gründet, und durch den unveränderlichen Willen Gottes vestgehalten wird. Unterdessen fodert man von euch jenen vollkommensten Gehorsam nicht, welchen unser göttliche Lehrmeister, seine Apostel, und so viele andere seiner wahren Schüler gegen weltliche Mächte, und sogar gegen ungerechte Richter bewiesen haben. Nein: diesen Gehorsam, der ein Rath, und eben nicht ein Befehl Christi ist, fordert man von euch nicht. Ist die Obrigkeit ungerecht, ohne Ursache hart, ausschweifend: drückt sie euch zu stark, daß es euch unerträglich scheint, brauchet meinetwegen euer Recht: erinnert

sie

sie mit Unterthänigkeit, und Ehrerbiethung ihrer Pflicht: machet bescheidene Vorstellungen: suchet euch mit Ehre Fürsprecher: gehet, wenn ihr wollet, höhere Obere um Hilfe an: vor allem aber stellet Gott euere Unterdrückung vor: empfehlet euch, und euere Obrigkeiten seiner Vorsicht; denn in seinen Händen sind die Herzen der Vorsteher: nur keine Empörung, nur keine Gewaltthätigkeit, nur an der Obrigkeit weder mit Worten, noch mit Werken sich vergreifen! in solchen Fällen hat das Christenthum, außer den obenangeführten, keine andere Waffen. Nebst dem Gebethe sind Bittschriften und Vorstellungen die einzigen, welche Unterthanen gegen Fürsten erlaubt sind. Alle andere Waffen sind unzuläßig, ungerecht, lasterhaft. Man segne sie, wie man will; sie werden doch nicht geheiliget: man präge Kreuze darein; sie werden doch nicht geweiht: man schmücke sie mit den kostbarsten Sinnschriften; sie werden doch von den Flecken des Aufruhrs nicht gereiniget, und jede Aufruhr und Empörung, man decke sie mit Vorwänden, wie man will, ist höchst sträflich; denn, ich sage es noch einmal: man empört sich nicht sowohl gegen den König, als gegen den, welcher ihm die Krone auf das Haupt setzte, und in dessen Macht er befiehlt. Man ergreift die Waffen selbst gegen den Himmel, man

klagt,

klagt, und murrt selbst wider Gott, der es zuließ, daß der, welcher befiehlt, Herr und Meister über andere sey; ja ich getraue mir zu behaupten, daß jede Empörung und Aufruhr Zeichen des Verfalls der Religion, und des Uebergewichts der Laster sind, welche unbestraft zu seyn wünschen. Wer Gottes Gebothe nimmer anerkennt, wie wird er auf Menschengebothe achten? a) Wenn also bey diesen Zeiten, wo es ohnehin schlecht genug mit der Religion aussieht, euch das Christenthum noch am Herzen liegt, lasset euch niemals ein, auf dessen Unkosten, und Gefahr etwas zu unternehmen. Sollten wir auch billigere Klagen gegen die Regenten finden, als bisher: sollten wir um alles kommen, wollen wir wenigst den Glauben erhalten, und von Verführern uns nicht überreden lassen, daß wir für gedeihlich und vortheilhaft halten, was die Religion in Gefahr setzt. Nun dann, meine Christen! eifern wir fürs Gesetz, und wagen wir unser Leben an den Bund unserer Väter. Gott sey uns gnädig! Nein, es ist uns nicht nutz, von dessen Gesetze, und Gerechtsamen abzuweichen. b) Wir wollen uns den Obrigkeiten, wie sie immer seyn mögen, als Christen aus einem höhern Zie-

le

---

a) Greg. Naz. Ep. 74. ad Eleusium.
b) I. Mach. 2.

le unterwerfen, und uns dadurch nicht nur Ruhe, Ordnung, Friede in dieser Zeit, sondern ein ewiges Uebergewicht der Herrlichkeit, die über die Maaßen hoch seyn wird, im Himmel zubereiten, wo Gott alle Zähren von unsern Augen wischen, und kein Leidwesen, kein Klaggeschrey, kein Schmerz mehr seyn wird. Amen.

Predigt
von der
christlichen Pflicht
der
thätigen Theilnehmung
an dem Feldzuge
wider die
heutigen Weltbeglücker.

Vorgetragen
am Feste des heiligen Josephs
in der Stadtpfarrkirche zu Hall
im Tyrol.

Augsburg,
bey Joh. Bapt. Bally. Merz. 1793.

Videte Fratres, ut caute ambuletis, non quasi insipientes, sed ut sapientes; — redimentes tempus, quoniam dies mali sunt. —

Sehet zu, Brüder! daß ihr behutsam wandelt, nicht wie Unweise, sondern als Weise, — erkaufet euch die Zeit, denn die Tage sind schlimm. Epheſ. 5, 15.

Der Völkerlehrer Paulus schrieb diese bedeutende Warnungsworte aus den Fesseln Roms an Ephesus-Bürger. — In dieser ansehnlichen Stadt, welche von dem Heidenapostel der Religion Jesu eingeweihet worden war, — häuften sich nach seiner Abreise heidnische Philosophen, welche die göttliche Offenbarung nach ihrem Lehrgebäude umschmieden, und nicht ihr Lehrgebäude, oder aus diesem Gründe herleiten, oder darnach prüfen wollten. — Sie zerstreuten einen Saamen, welchen Paulus auswarf; und dieser vernahm es in dem Kerker zu Rom,

daß zu Ephesus das zu werden begänne, was er seinen Freunden, welche ihn unter Thränen zum Schiffe begleiteten, vorgesagt hat: Es werden nach meiner Abreise unter euch reissende Wölfe einbrechen, und der Heerde nicht schonen; — sogar aus euch selbsten werden sich Männer aufwerfen, welche verkehrte Lehren ausstreuen, damit sie Jünger an sich locken. (Apostelgesch. 20, 30.) — — Was thut die liebvolle Seele des heiligen Paulus? — Er wiederholet seine letzte Ermahnung, die er ihnen bey seiner Abreise gab. **Wachet, und seyd eingedenk, daß ich euch mit weinendem Auge ermahnet habe.** — Er sendet den Tychikus an die Stadt; wiederholet in dem Briefe die ersten Lehren, beschwöret die Bürger auf die Zeiten zu merken, und Maasregeln für die Sicherheit zu treffen: **Sehet zu, Brüder! daß ihr behutsam wandelt, — erkaufet euch die Zeit, die Tage sind schlimm.** —

Da ich nun von dem verehrtesten Auftrage der geistlichen und weltlichen Obrigkeit aufgefodert, — von den Wünschen der Gutgesinnten erwecket bin, von dem wichtigsten der Geschäfte zu reden, — wegen dem der oberste Hirt

zu

zu Rom bethet, und seufzet; — das die Bischöfe in ihren Kirchensprengeln dem Priester, und dem Laien anempfehlen; wofür die Väter des Vaterlandes die größte Sorge tragen; von dem wichtigsten der Geschäfte, das alle Mächte Europens vereinet, die Anführer der Armeen an die Gränze rufet, den wahren Patrioten, und Christen beseelet, und anfeuert, alles zu wagen — da ich in dieser feyerlichen Andachtsstunde dazu aufgefodert bin; so glaube ich berechtiget zu seyn, — im Namen des Herrn; im Namen eurer Glaubensväter die Worte des heiligen Paulus an euch zu richten. — Sind derley Leute, wie zu Ephesus, keine in unserer Stadt, so sind sie im Vaterlande, oder wirken durch ihre Schlangenwege auf redliche Innwohner. Sehet zu, Brüder, daß ihr behutsam wandelt, — die Tage sind schlimm.

Ihr habt nach eueren katholischen Gesinnungen schon einigemal Andachtsstunden gehalten, um einen gesegneten Zug wider die heutigen Feinde von dem Himmel zu erflehen. — Jezt aber ist die Zeit gekommen; die Stunde ist da, daß die gemeinnützigen Anstalten zur Thätigkeit gedeihen. — Der Kriegsschauplatz

ist geöffnet; und die allgemeine Sache des Glaubens, und des Vaterlandes soll entschieden werden. — Entschieden solls werden, ob wir im kommenden Jahre noch das zu seyn das Glück haben, — was wir wirklich sind. — Es sind Vorschritte geschehen, welche laut sagen, daß sich der Herr besanftigen lasse, und auf das Seufzen seines Volkes sehe. — Es gereichet euerer Religion, euerer Vaterlandsliebe, euerer Unterthanspflicht zur größten Ehre, daß ihr in diesem entscheidenden Punkte — zum Allmächtigen gehet, — seinen Beystand von dem auf diesem Altare gegenwärtigen Erlöser suchet, und Jesum durch die Fürsprache seines heiligen Nahrvaters Joseph zu erhalten trachtet.

Möchte ich euch zu diesem edlen Zweck durch eine anständige Rede ermuntern! — Erwartet nicht oder politische Grundsätze, oder weit hergesuchte Systeme: da Paulus mein Anführer ist, so werde ich mich über die christliche Pflicht der thätigen Theilnehmung an dem Kriege wider die vermeinten Weltbeglücker erklären. —

Wo sind wir? — Was haben wir zu thun? —

I. Betrachtet die Lage, in der wir sind — Die Tage sind schlimm. — Das ist euere Gefahr. —

II. Schauet

II. Schauet auf die Maasregeln, die euch obliegen. Erkaufet die Zeit. Das ist euere Pflicht.

Ist die Gefahr wirklich, und groß, so ist die Anwendung der Maasregeln ohne Ausflucht.

Sehet zu, Brüder! daß ihr behutsam wandelt, nicht wie Unweise, sondern wie Weise.

Ich rede von euerer Religion, von euerem Vaterlande, von euerem Eigenthum, von euerer, und der Euerigen Ruhe, und Sicherheit; und von den Maasregeln, diese euere Güter zu erhalten; es liegt euch daran, daß ihr mich aufmerksam höret; und thätig an der obwaltenden Gefahr Theil zu nehmen suchet. —

Erster Theil.

Betrachtet die Lage, in der wir sind. Die Tage sind schlimm. — Sehet euere Gefahr.

So sehr man uns seit einigen Jahren überreden wollte, daß alle Neuerungen nichts geringers zum Zwecke hätten, als Berichtigung der Religionsbegriffe, und Beglückung des Volkes, — so waren immer Männer, welche diese

Angabe bezweifelten, und manche Vorschritte widerlegten. — Heut zu Tage aber ist es uns anschaulich, daß unter glänzenden Worten; schmeichelhaften Ausdrücken, auslegungsreichen Darstellungen die Waffen zu unserm zeitlichen und geistlichen Untergange geschmiedet worden. — Man warf uns Worte dar; — darüber ließ man reden, und schreiben. — Worte warf man uns wie Staub in die Augen. —

Aufklärung,
Freyheit,
Gleichheit. —

Schmeichelhafte, aber verfängliche Worte! — Worte, die ihre Doppelseite haben, — und leicht betrügen! Seit Reihen der Jahren haben sich Menschen zur vorliegenden Weltverbesserung, wie sie es nennen, verbrüdert, — und, was in der Stille ausgehecket worden ist, hat sich vor vier Jahren nach tausend, und tausend Wendungen mit offener Stirne gezeiget. — Dank dir, himmlische Fürsehung! daß die Ausführung dem Entwurfe nicht entsprach; daß du diesen Menschen die Sprache verwirrtest. — Einige Schritte ausgenommen; und die Maske fiel vom Gesichte; der Vorhang zog sich auf; die Blumen, die sie streuten, sind weggeräumt;

und

und wir sehen den schrecklichen Abgrund vor Augen, der uns verschlingen sollte, — und die vorgeblichen Welt = und Menschenbeglücker stehen als unsere grosten Feinde blutnackt da. — Feinde, welche in ihren Worten schmeichelhaft, in den Beweisen scheinbar, in Widerlegungen heftig, in den Mitteln verschlagen; in der Ausbreitung fast allgemein, im Anhange machtig, — in den Verfolgungen grausam, in dem Angriffe verzweifelt sind. — Dieses Ungeheuer hat in dem allerchristlichsten Reiche alle Greuelthaten verübet; aus dem Orte, wo es entstund, und wuchs, — die Religion verbannet, die Ruhe gestöret, die Innwohner theils verjagt, theils getödtet. — Es kam mit aufgesperrtem Rachen schnaubend nach Herrn = Priester = und Königsblut — in die Rheingegenden, setzte seine Greuel fort; und unsere Erblande waren in der Furcht, ob es den Fuß herübersetzen, und nach und nach die Gebürge übersteigen würde. — Indessen — beym Rhein blieben diese Feinde. Nehmet nun die Worte, und erkennet ihre Bedeutung aus den Thaten. Aus den Früchten sollet ihr sie erkennen. — Was findet ihr, wenn ihr nur eine kurze Uebersicht machet. —

Diese ihre Aufklärung verdränget unsere Religion;

Diese Freyheit verbannet alle Ruhe; Diese Gleichheit zerstöhret euer Eigenthum.

Glaube, Vaterland, Eigenthum — was ihr habt, und was ihr seyd, — alles ist in Gefahr. — Sehet zu! Brüder! — die Tage sind schlimm.

Andere Feinde stritten um ein Stück Landes, und um Erweiterung ihrer Gränzen; die heutigen Feinde streiten wider die Religion, und kämpfen mit dem Schwerte um Ausbreitung des Unglaubens. — Mit welch' höllischer Wuth sind sie wider Gott und seine Gesetze, wider Jesum und sein Evangelium, — wider den Pabst und seine Rechte, — wider die Bischöfe und ihre Gewalt, — wider die Priester und ihr Amt, — wider die Kirche und ihr Ansehen, — wider die Ordenspriester und ihr Leben, — wider die Tempel und ihre Gesänge, wider die Altäre und ihre Zierde, wider die Heiligen Gottes und ihre Bildnissen entflammet: — Waren die Heiden so wüthig, den Erlöser durch seine Apostel, und Diener in ihre Länder nicht einzulassen, — als es die heutigen Feinde sind, alles, was zur Religion gehöret, aus jenen Orten, in welche

sie

sie eindringen, zu verbannen; und die katholischen Kirchen in Wohnplatze der offentlichen Schande umzuwandeln! — —

Was für eine Verwüstung haben sie in den Rheingegenden angerichtet! — Da war ehemals Bischof und Priesterschaft vereiniget; und priesen Gott; — sie sind ausgeschaffet, und man lästert den Herrn; — dort waren eifrige Seelsorger, und nahmen die Armen auf, und trösteten die Betrübten; — sie sind verjagt, und betteln den Bissen Thränenbrods in der Ferne. — Hier stand ein gottgeweihter Tempel, wo sich das Volk versammelte; — er ist niedergerissen. Dort ruhten die Christen unter dem Baum des Kreuzes, und jetzt ermüden sich Gottlose bey ihrem Laster. — Da kamen die Christen zusammen, unter Anleitung der Priester Gott die Lieder der Anbethung, und des Dankes zu bringen, — jetzt ertonet das Geschrey der Aufruhrer; oder die Schandsprache feiler Dirnen. — Hier waren gottesdienstliche Handlungen, und die heiligen Rauchwerke stiegen zu Gott; — die Kirche ist zerstöret, und es wiehern in dem Orte die muthigen Rosse. — Dort waren die ehrwürdigen Graber der Väter, — sie sind öde gemacht; und die heilige Asche ist zerstreuet. —

Was

Was sagen uns diese Vorgänge? sie sind laute Prediger, welche uns von allen Seiten her rufen, was uns begegnen würde; wenn diese Aufklärer bey uns anrücken, oder sich vermehren sollten. Auf euere Religion ist es gemeint; das Christenthum soll ausgerottet; und das heidnische Pantheon soll am Platze unserer katholischen Kirchen errichtet werden. — Dieß ist der Hauptzweck der heutigen Aufklärung. Beurtheilet die Feinde nicht mehr nach ihren Worten, lernet sie aus den Werken kennen.

Es waren in den Vorzeiten auch Glaubensfeinde; sie strichen einige Punkte aus euerem Bekenntniße weg; die heutigen alle; — sie greifen die Grundpfeiler an; damit das Gebäude unter uns erschüttert werde; und — falle. — Die Ketzer ließen euch noch Jesum, und sein Evangelium; die heutigen wollen Beyde abgethan wissen. — Sie nehmen euch sogar die Hoffnung eines bessern Lebens jenseits des Grabes, — diesen einzigen Trostgrund unter den Drangsalen dieses Erdelebens. — Und diese Tage sind gekommen; diese Stunde der Finsterniß ist wirklich da; — die Feinde stehen unter Waffen, und lassen alle Triebfedern springen, und unterhalten allenthalben ihre Apostel. —

Wie?

Wie? ihr gerechten, ihr getreuen Jünger Jesu! — Dieser Wohnort des Herrn, diese Altäre des Ewigen, der anbethenswürdige Leib unsers Erlösers, und euer Opfer! — die heiligen Sakramente, die euch reinigen, und stärken; das Erbe euerer Väter, das kostbareste Gut eueres Vaterlandes, — die schönste Gabe des heiligen Glaubens soll uns entzogen werden! — Was werdet ihr auf diese Angabe thun? — Sollten wir Thränen vergießen über die Gefahr dieses zu zerstöhrenden Sions: oder soll uns ein heiliger Eifer wider diese Feinde Jesu, und unsere Feinde beleben? — oder wird uns der edelste Muth beseelen, eher unter der grausamen Hand dieser Unholden zu fallen, als die Religion Jesu zu verlieren. — Jeder dieser Vorsätze ist gerecht. —

Was wären wir, o Herr! ohne dich, ohne deine Lehre, ohne den Trost deiner Geheimniße, ohne die Stärke deiner Gnaden? — Wohin sollen wir gehen? — du hast die Worte des Lebens. — — Was wäre uns aller Ueberfluß dieses Lebens? — was wären uns die vollen Scheuern, die blühenden Aecker, die reichlich abwerfenden Gewerbe, und die frohesten Aussichten auf Gold, Silber, und Salzberge;

berge; wenn unserer Seele immer der auffodernde Vorwurf entgegen käme: Wo ist dein Gott, und sein Reich? — Es sind uns deine untrüglichen Worte tief genug in das Herz gegraben: — Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet? —

Indeß — was rede ich vom Gewinne, vom Ueberflusse, von Ruhe und Sicherheit, — ob es schon ein aus Grundsätzen, und aus der Wesenheit der Sache erwiesener Satz ist, daß ohne Religion weder ein Reich bestehen, noch ein für alle Umstände, und Zeiten ehrlicher Mann seyn wird, so wissen wir ja, daß diese vorgeblichen Weltbeglucker nicht euere Ruhe suchen, — sondern daß

Ihre Freyheit alle Ruhe in Familien, und im Vaterlande zerstöhret. — — Freyheit ist ihr Losungswort; sie haben Freyheitsprediger, und Trompeter; sie halten dieser Göttin Festtage; errichten ihr Altare, da sie Gottesaltäre niederreißen. — Aber ihre Freyheit ist Unsinn, — die Freyheit der Thiere: der eitle Mensch wird stolz, und aufgeblasen, und glaubt, er sey frey gebohren, wie ein flüchtig, und ungezähmtes Thier. *Sicut Pullus*

Ona-

Onagri. (Job 11, 12.) Gehe hinaus in den Wald, und werde ein Thier; und du bist — frey. — Ihre Freyheit ist die Freyheit der Rebellen, welche das Joch abwerfen; Gesetze, welche uns Menschen leiten, und vereinigen müßen, — zertreten: nicht Freyheit unter den Gesetzen, — ohne Gesetze, — Unabhängigkeit, Unbändigkeit ist ihre Freyheit. — Himmel! wenn jeder thut, was ihm einfällt: — was seine Lüsten begehren; und Eigennutz fodert, — wie wird es um uns, um unsere Sittlichkeit, um das Vaterland stehen? — Wie ein reissender Strom, der aus seinem Bette austritt, — die gesetzten Gränzen übersteigt, — die Archen umreißet, Felder verwüstet, die Hoffnung des Landmanns zernichtet, und alles, was ihm im Wege steht, aufnimmt, und verschlingt; — so ist mir die Horde der Menschen, welche vom Gespenste dieser Freyheit besessen sind. — Sie irren herum, zernichten alles, was ihnen aufstoßt; — **aus ihren Früchten sollet ihr sie kennen.** Die **Werke** zerlegen euch den **Begriff** ihrer Freyheit. —

Ihr bedaurenswürdigen Bürger an den Rheingegenden! Ihr guten Innwohner Belgiens! — vor Jahren ruhetet ihr in euerm Va-

ter-

terlande, arbeitetet glücklich in euern Wohnungen, — lebtet selig unter den Gesetzen, und waret getrost in euerer Familie, — bey euern Gattinnen, Töchtern, und Söhnen. — Was bedeuten die Thränen in euerm Auge? was euere schnelle Flucht? was sagt das gesenkte Haupt; und der fressende Kummer an euerem Gesichte? — —

Sie antworten uns unter tiefen Seufzern: „Die Feinde haben uns mit dem Laute des be„trüglichsten Wortes: Freyheit — hintergan„gen, — unsere Weiber haben sie entehrt; die „Töchter verführet, die Söhne angestecket, das „Gewerb zernichtet; und, da sie uns Freyheit „versprachen, sind wir elende Knechte unter die„sen grausamen Herren geworden. — In einem „halben Jahrhundert werden wir die Greuel alle, „so sie anrichteten, nicht verbessern kön„nen. — —"

Diese Klagworte der Rheinbewohner sagen euch, was ihr zu fürchten habet. — Sie haben von dem Baume gebrocket, und — sie fühlen das Tödtende dieser Frucht. — — Merket aber ihr alle, wenn der Damm, welcher menschliche Leidenschaften einschranken muß, durchgebrochen ist, wenn Gesetze schweigen, — was

Was ihr zu erwarten habet? — Muthwillen von Einzelnen, — Empörung von Allen. — Schauet auf, ihr guten Frauen, ihr frommen Wittwen, und ihr züchtigen Jungfrauen! — Wie? wo würde jene Ehrfurcht seyn, die man euerm Geschlechte schuldig ist? wo das Mitleiden, das euere Schönheit verdient? Wo bleiben die Vertheidiger, welche euch Gott am männlichen Geschlechte bestimmet hat? — Ich erinnere euch nicht an die bedrangteste Königinn Antonia, an unsere Kaiserstochter, welche mishandelt im Temple, — zwischen Blutvergießen, und Morddolchen dem grausamsten Tode entgegen schaut. — Denket nur an die edle Matron Lamballe; — Gerechter Gott! ohne Grauen hauen sie ihren Leib in vier Theile, — reißen ihr das bebende Herz heraus, — tragen die Theile ihres Leibes auf Spießen herum, — und das Blut befeuchtet die Erde. — Sie treiben mit jenem Fleische ihren unmenschlichen Spott, das ehemals der Wohnort der klügsten Seele war. — — Unschuldiges Menschenblut! — Blut so vieler tausend, uud tausend Ermordeten! — du steigst zu Gott, du hast die beredsamste Stimme, — Rache über diese Unmenschen, und Gnade, und Rettung über uns herabzuziehen! —

Was würde aus uns, aus unserm Vaterlande werden, wenn wir unter solchen Landesvätern zu stehen kämen? — Sie predigen Freyheit, und schmieden so schreckliche Fesseln! — Sie wähnen uns das Joch abzunehmen, das uns eine leichte Bürde ist; und legen ein zentnerschweres auf, das tödtet. — Sie schmeicheln, unsere Brüder zu seyn, und schlagen ihre Brüder, und Schwestern mit Skorpionen. — O wie würden wir seufzen, unsere Hände ringen, und die glückliche Verfassung, in der unsere Väter, und Vorältern, wie wir — bey den wenigen Gebrechen selig lebten, — unter Thränen zurückwünschen! — Wartet nicht, — säumet nicht, — jetzt auf! — Es ist um euer Vaterland, —

Um euer Eigenthum zu thun. — Was ihr nach euerm Stande seyd, und was ihr besitzet; dieß ist euer eigen, — aber die Gleichheit der Stände, und der Güter frißt euch beydes weg. — Gleichheit! — wie als ob alle Menschen gleiche Fähigkeiten, — gleichen Fleiß, — gleiche Einsichten, — gleiche Erwerbskräfte hätten! — diese Gleichheit ist ein Unding. — Durch wessen Hände soll die Vertheilung der Güter gehen? — durch die Hände dieser Weltbeglücker,

ker? — Thorheit! — so sind sie schon mehr, als ihr seyd; — ihr seyd ihnen nicht gleich; denn sie führen das Geschäft; — Elende Gleichheit! — Ihr müßtet blind seyn, wenn ihr es nicht mit Händen griffet, was unter diesem Worte für ein Geheimniß stecke. — Das Geheimniß zu nehmen, und zu plündern. — Sie wollen keinen andern Stand, damit sie den einzigen ausmachen können, dem ihr Verehrung, und Anbethung bringen müßtet. — Sie allein wollen euere Adelichen, euere Herren, euere Könige seyn. — Aus den Früchten müsset ihr sie kennen lernen. Was sie in den Rheingegenden, und in den Niederlanden thaten, werden sie auch bey euch thun. — Habt ihr Güter? — Sie werden euch diese abnehmen, und nichts dafür geben. Euere Häuser werden sie oder verwüsten, oder an sich bringen. — Was ihr im Schweiße des Angesichtes erworben habt, werden sie fodern; schreckliche Summen zur Contribution werden sie ausschreiben, — sie werden euere Waarenlager erbrechen, und dann feil biethen, als ob sie Besitzer wären. — In euere Keller werden sie eindringen, und euere Behältniße plündern. Gehet hin, und klaget! — Suchet euere Ge-

rechtsame! — Heilige Gerechtigkeit, du hast unter Menschen von derley Grundsätzen die Erde verlaßen! — Die Anführer werden sich oder zu verstellen wissen, oder sie werden euch in der Stille belachen, weil sie Thäter, und Richter zugleich sind. — Was für Arbeiten haben sie den eroberten Weltbürgern, für derer Menschenrechte sie Wächter seyn wollten, aufgelegt? — wie haben sie ihnen, welche doch gleiche Rechte genießen sollten, den schwarzen Bissen Brod erschweret: — Sie schmeichelten, alle in eine gleiche Klasse zu seßen; und — nahmen alles — und gaben nichts. — Elende Gleichheit! — sie sammelten die Gelder; schickten sie in ihr Land, oder vertheilten sie in ihre Helfershelfer, — und was für eine Gleichheit habt ihr zu erwarten? die Gleichheit der größten Armuth, — der äußersten Betrübniß, — der schrecklichsten Verfolgung. — **Aus ihren Früchten sollet ihr sie erkennen.** —

Lasset andere über diese **scheinbare Worte** streiten, — Ihr wisset, daß

Diese Aufklärung die Religion verdränget,
Diese Freyheit alle Ruhe zerstöhret,
Diese Gleichheit euer Eigenthum auf-

frißt. —

Was sind die Bestrebungen der heutigen Feinde? — rasche Vorschritte, — unser Vaterland in einen Thiergarten zu verwandeln, worinn sich wilde Bestien aufhalten, — sich zerfressen, und — tödten. — Wer anders urtheilet, — dieser hat oder den Zusammenhang der Sache nicht ruhig überlegt; oder ist vom Gifte ihrer Grundsätze angestecket: oder steht im Solde der Feinde. —

Vergebens würden mir Bürger, und Bauern sagen: — Die Gefahr geht nur Priester; — Herren; Adeliche, — und Reiche an. — Ich weiß es, beßte Freunde! — daß man euch derley Scheingründe durch falsche Apostel vorsagen ließ; — aber ich kenne auch euere redlichen und ächten Grundsätze, welche diese Einstreuung zum voraus widerlegen. — Wenn, das ich nur setze, wenn die ganze Gefahr nur einzig diese Stände angehen sollte; saget mir, sind es nicht auch Menschen, Weltbürger, Brüder: — was sagt euch die gepriesene Menschenliebe? alle diese haben ihr Recht, Hilfe zu fodern, und ihr habt Pflicht, Hilfe zu leisten. — Haben diese Stände nicht das heilige Recht, das ihr aus gesellschaftlichen Pflichten beschützen müßet? — Haben sie

euch nicht Dienste geleistet, welche euch aus den Gründen der Selbstliebe, und Dankbarkeit auffodern, für sie zu stehen. — Wo ist euere Religion, wenn keine Priester sind: — Wo werden die Armen Wohlthäter; und die gedrängten Schuldner Gläubiger finden, wenn die Reichen aufhören? — Wer giebt euch zu gewinnen, als der Adel? — und wo anders als an ihrem Wappenschilde leset ihr, wie man sich Verdienste um das Vaterland suchen solle? — Wer wird euch Rath ertheilen, oder euch beschützen, wenn keine Herren, und keine Vorgesetzte mehr seyn sollten? — Aber ihr meynet, wenn diese verlieren, werdet ihr gewinnen? — Sehet hin auf die Rheinbewohner, — haben die Bauern, und Bürger mehr erhalten? — sie weinen über ihre Noth; und können sie etwas erhalten unter Menschen, bey denen keine Religion ist, die Gesetze schweigen; die natürliche Billigkeit miskennet wird? — — O lasset euch nicht betrügen! euch geht die Gefahr an; — euere Religion, euer Vaterland, euer Eigenthum, — euere Häuser, euere Weiber, und Kinder geht sie an; — wandelt nicht, wie Unweise, — wischet den Staub von eueren Augen, sehet auf, — schlimme

Tags

Tage werden nicht erst kommen; sie sind da; es liegt nur noch eine Decke auf dem Abgrund; hebet sie auf, und schauet, was euer wartet. — Die Thränen, und Seufzer der Belgier sollen euch belehren; sie hassen jetzt die Schmeicheleyen, welche sie verführten, und seufzen über die Grausamkeiten, welche sie trafen. — Wandelt wie Weise, gebrauchet die Zeitumstände, da sie sind, — und —

Zweyter Theil.

Schauet auf die Maasregeln, die euch obliegen: erkaufet die Zeit; dieß ist euere Pflicht.

Da der Völkerlehrer Paulus von Ephesus Bürgern fodert, daß sie in den schlimmen Lagen der Afterphilosophen die Zeit erkaufen sollen; — so setzet dieser Ausdruck — aus dem täglichen Leben entlehnt, — die Pflicht etwas wegzugeben — zum voraus. — Die Zeit erkaufen, sagt der heilige Augustin, heißt nichts anders, als, da es nothwendig ist, auch mit dem Verlurste zeitlicher Vortheile — sich bessere Aussichten verschaffen. — (Homil. 1. inter 50.) Das Kleine, das Wenige in die Schanze schlagen, um das Große, das Hundertfache zu

erhalten. — Ihr wisset, daß in der wirklichen Lage alles, was euch hienieden glücklich, und dort oben glückselig machen kann, in Gefahr ist.

Religion,
Vaterland,
Eigenthum. —

Vergleichet, und schließet, was ihr geben, und opfern sollet, um euch euer Alles zuzusichern! — Jezt hat die Hoffart, die Strafe, die Zeit des Umsturzes, und des Zornes Gottes überhand genommen, (1. Mach. 2, 49.) sprach ehemals der tapfere Mathathias zu den Seinigen; Nun dann meine Söhne! eiferet für das Gesetz, und waget euer Leben an den Bund euerer Väter. — Diese Auffoderung mache ich, — nicht ich, — euere Religion, euer Vaterland, euer Eigenthum machen sie mit Unterschied auch an euch — gebet

oder euere Hand,
oder euer Herz,
und euern Mund.

Die Hand zur Gegenwehr; das Herz zur Buße, den Mund zum Gebethe. Dieß heißt die Zeit erkaufen in unsern bosen Tagen.

Die

Die Hand kann oder stark seyn, Kriegsheere zu ergänzen; oder wohlthätig, Kassen aufzufüllen. —

Wenn ich mir die Absicht des wirklichen Feldzuges lebhaft vorstelle, und diesen als einen Religionskrieg denke; — so sind mir alle, welche oder das Schwert, oder das Feuerrohr ergreiffen, die würdigsten Patrioten. — Mochten sie jederzeit mit christlicher Absicht, mit reinem Gewissen, — mit Eifer für Gott, und seine Religion hinziehen! — Dann, ihr guten Väter! ihr zärtlichen Mütter! sind euere Söhne nie auf einem schönern Platze gestanden, sich Ehre vor der Welt, und vor dem Himmel zu verschaffen, als jener ist, auf dem sie wirklich stehen. — —

Sie ringen um eine Krone, welche ihnen der erste und beßte der Könige, Jesus geben wird; denn sie haben Herz, und Muth genug, diese mit dem eigenen Blute, das sie für Glauben und Vaterland ausstellen, zu färben. — In den Vorzeiten, wo die Kreuzzüge herrschten, wandelten unsere Väter freudig von ihrem Eigenthum, von ihren Familien hin in ferne Gegenden; — um nur Orte zu erobern, welche der Erlöser mit seinen Fußtritten geheiliget

liget, und mit seinem Blute befeuchtet hat. — Wer sogar aus den Feinden preißt nicht diesen Eifer, und diese Entschlossenheit? —

Aber unsere Brüder heut zu Tage ziehen in das Feld, damit sie ihrem Könige, und Erlöser jene Orte retten, von denen er seit so vielen Jahrhunderten Besitz genommen hat, damit sie diese aus den Händen der neuen Heiden winden, — uns aber den Trost und die Ehre erringen, seine Anbether, Kinder, und Diener seyn zu können. — Wer sollte diesen Eifer nicht loben, und preisen? — Was thun nicht unsere Feinde? Schauet hin, und merket, mit welchem Feuer, oder mit welcher Wuth sie unter die Kriegsfahne schwören? — Was über sechzehen Jahre zählet, wiedmet sich den Waffen, weder ein grauer Vater, noch eine weinende Mutter, oder eine zärtliche Braut hält sie zurück. — Sie sammeln ganze Korps der Freywilligen, welche sich den Beschwernißen des Feldzuges mit aller Feyerlichkeit weihen. — Selbst das weibliche Geschlecht setzt die natürliche Furcht und Schwachheit auf die Seite, zieht die weiblichen Kleider aus, und wählet sich das Schwert und das Feuerrohr: — und welchem Elende sind sie nicht ausgesetzt? — Nehmet

met die wilde Lust weg, welche sie tödten wird, — und ihr findet bey ihnen Abgang an allem, was zum Kriege gehört. — Ohne Strümpfe, ohne Schuhe, ohne Unterhalt stehen sie in Mitte der größten Kälte an ihren Posten, und halten aus, wenn sie schon wie versteinert — am Orte, wohin sie der Befehl schickte, = den tausenden nach bleiben. —

Mein Herr, und mein Gott! — so thun und leiden die Menschen immerhin mehr, sich und andere zu Grunde zu richten; als sich und Vaterland zu beglücken? — Werden wir es aushalten, daß wir für Jesus, für seine Altäre, — für unser Vaterland, und die allgemeine Ruhe weniger thun sollen, als unsere Feinde thun, Religion zu tilgen, und Vaterland zu zerstöhren: —

Wachet auf, und sehet zu, Brüder! — bereitet euere starke Hand, wenn ihr könnet. — Seyd gesegnet, wandelt glücklich, ihr redlichen, und tapfern Jünglinge und Männer; — Ihr Soldaten und edlen Helden! — die ihr Herz genug habt, euer Leben zu opfern, damit euere Brüder ruhig leben, und bey dem Troste der Altäre, in den stillen Wohnungen des Vaterlandes heitere Tage genießen! — En-

gel des Herrn sollen euch zur Rechten und zur Linken stehen; und euch schützen, und euere Schritte leiten. — Wenn ihr in den Schoos der Euerigen zurückkehren werdet, so wird euch der Herr eine Aerndte von Früchten geben, die ihr euch unter den herumfliegenden Kugeln, und in Mitte des Todes erworben habt. —

So denke und wünsche ich, so oft ich das Kriegsgebeth in unsern Kirchen höre, oder den Zweck des Feldzuges betrachte; — so denke ich von jenen, welche durch ihre **starke** Hand Religion und Vaterland zu retten trachten. — Aber ihr harret an euerm Standorte, pfleget euerer Familie, besorget das Gewerb; — Je nun: könnet ihr die starke Hand nicht geben; so öffnet euere **wohlthätige** Hand; da euere Brüder für euch im Felde fechten; trachtet, ihnen ihre **Mühe** zu erleichtern. —

Da ich von diesem Mittel, die Zeit zu erkaufen, — zu reden komme, so unterscheidet das, was ich euch alles anführen könnte, von dem, was ich euch an diesem Orte, in dieser **Andachtsstunde wirklich** anführe. —

Erwartet nicht von mir, daß ich euch über die unbeschreiblichen Summen, welche der Krieg auffrißt, ziffern soll. Ihr fasset es leicht, was

die Unterhaltung der Truppen, die Vollstän=digkeit der Munition, die Auffüllung der Ma=gazine fodert. — Erwartet nicht, daß ich euch die Bedrangnißen unsers mildesten Kaisers schil=dere, welcher seit Jahren ein Zuseher der Un=ruhen, ein Dulder der Leiden, und ein gerühr=ter Landesvater ist. — Er sah den Tod seines Onkels, Joseph des zweyten; — das Sterben seiner innigst geliebten Elise; das Scheiden sei=ner verehrtesten Mutter Louise, und kam zu seinem unvermuthet erblaßten Vater Leopold. Unter wie vielen Leichen ist Er in einer so kur=zen Zeit! — Er vernimmt den Meuchelmord des Königs Gustav in Schweden, die beyspiellose Hinrichtung Ludwigs in Frankreich. — Er sieht sich beym Antritte seiner Regierung in den gefährlichsten Krieg mit der Rotte der Neu=franken verwickelt, — und sich — seine Kro=ne — Länder, sein Leben der äußersten Ge=fahr ausgesetzt. — Die allgemeine Ruhe, und die Religion selbst geben Ihm das Recht, Kriegssteuern auszuschreiben; aber Franz un=ser Kaiser will von keinem Zwang etwas wis=sen, er will versuchen, den ersten Feldzug für die Religion und sein Volk mit Aufopferung seiner Schätze zu führen; — Ihm ist es be=

kannt,

kannt, was seine Unterthanen im letzten Türkenkriege leisteten; Er ist gerührt über die Bedrangnissen der Zeiten, welche seine Völker drücken; und, da Er diesen die Ehre erweißt, willkürliche Beyträge zu liefern, so decket Er sich sicherer mit der Liebe seines Volkes, als mit Befehlen. —

Ich werde euch dazu nicht durch Beyspiele aufmuntern, weder durch Beyspiele der Feinde: Sie eiferten zwar in die Wette Opfer zu bringen; den Schmuck abzulegen, Silber, Schuhschnallen, Sackuhren hinzugeben; und sich angewöhnte Bequemlichkeiten abzuschlagen; noch durch die Beyspiele der getreuen Unterthanen Oesterreichs: — manche opferten alles dem Krieg, was ihnen außer dem nothwendigen Unterhalt für sich, und ihre Familie blieb. Kommen diese Feinde, dachten sie, und nehmen ihre Bestrebungen keine andere Wendung, so haben wir gar nichts. — Alle Stände und Zünfte legen es an Tag, daß ihnen Religion und Vaterland lieber, als zeitliche Vortheile wären. — Wie rührend war es zu lesen, wie so gar arme Tagwerker den Groschen, der mit ihrem Schweiße benetzt war, mit heiterer Mine darbrachten, und den Beyfall

fall des Himmels, die Bewunderung der Menschen, den Lohn von dem bis zu Thränen gerührten Kaiser verdienten? — Selbst die Kinder eilten um ihre Sparbüchse; und nahmen die schönste Münze heraus, und gaben sie freudig. — Ich thue es, sagten sie, um Christ zu bleiben; und meinen Vater, und Mutter von diesen blutdürstigen Feinden zu retten. — —

Allein ich führe euch einen Beweggrund an, welcher dem christlichen Gemüthe theuerer seyn muß. — Wem gebet ihr euere freywilligen Beyträge? — meynet ihr etwann jenen Menschen, welche sie in ihre Hände aufnehmen? — diese sind zwar die Werkzeuge; — aber wenn ihr auf den Zweck zurückdenken wollet; so gebet ihr euere Opfer — Gott — euerm Erlöser — euern Schutzpatronen, — eueren Glaubensvätern, — euern Nachkömmlingen. — Gott gebet ihr sie, um seine Ehre zu vertheidigen, und seine Religion zu beschützen, — euerm Erlöser seine Tempel zu erhalten; ihm seine Diener und Unterthanen zu bewahren, — eueren heiligen Schutzpatronen, ihr Andenken und ihre Bildnißen von Unbilden zu erretten, — eueren Glaubensvätern

geben

gebet ihr die Beyträge, daß von jenem Weinberge, in welchen sie der Hausvater gesendet hat, der Unglaube oder abgehalten, oder vertrieben werde. — Ihr gebet sie eueren Nachkömmlingen, da ihr ihnen die alte Religion, die Ruhe ihres Landes; die Rechte des Eigenthumes sicher zu machen suchet. —

Ich muß euch Glück wünschen, daß ihr die Gelegenheit habet, euch so mächtige, so wohlthätige Schuldner zu verschaffen. — Der kalte Trunk Wasser — dem Durstigen dargereicht — ist nicht ohne Lohne; was wirst du, ewiger Gott, allerbester Erlöser! — Ihr auserwählten Freunde des Herrn, was werdet ihr denjenigen oder geben, oder erbitten, welche sich mehr kosten lassen; und sich Bequemlichkeiten abschlagen; um euere Ehre zu retten, und ihren kommenden Mitbrüdern gute Zeiten zu verschaffen? Wie werden diese, wenn sie die Geschichte lesen, und euern Eifer finden, wie werden sie euer Andenken preisen, und, da sie euere Gräber besuchen, euere Asche segnen! — —

Habt ihr nicht alle Kraft genug, oder mit der starken, oder mit der wohlthätigen Hand euch diese Vortheile zu erwerben; — so gebet

Euer

Euer Herz. — Gehört die Hand zur Gegenwehr; so gehört das Herz zur Buße; — dieser Weg, die Zeit zu kaufen, ist allen eigen. Vielleicht würde es manchen leichter seyn, die Hand, als das Herz zu geben; die Hand giebt, was außer uns ist; das Herz muß geben, was wir selbst sind.

Was sind ohne einem Herzen, das besser liebt, als es zur Zeit des Sündenstandes liebte; das die bösen Wege hasset, und auf den Wegen der Gebothe wandelt, was sind ohne einem bußfertigen Herzen alle unsere Bemühungen, alle thatigen Anstalten, alle noch so reichhaltigen Beyträge? — nichts sind sie vor dem Angesichte des Herrn. — Soll unsere Hand gefallen, so muß sie von einem sündelosen Herzen geleitet werden. Soll der Feldzug glücklich seyn; sollen die Anführer mit Einsicht, die Offiziere mit Treue, die Soldaten mit Tapferkeit und Muthe wider die heutigen Gegner zu Werke gehen; so haben wir den Arm des Ewigen, den Segen des Höchsten nothwendig. — Aber wie werden wir diesen herabziehen, und auf unsere Seite bringen? — wenn wir seine Freundschaft suchen und erhalten. Wer verschafft uns diese? die Seufzer und

Thränen des gerührten Herzens; — denn woher werdet ihr die heutigen Drangsalen, die Dauer des Krieges, die Gefahr des Glaubens, die Gährungen der Länder leiten, als von unserer Lauigkeit im Dienste des Herrn; — von den Uebertretungen des Gesetzes, der Liebe gegen den Nächsten, des Gehorsams gegen Obrigkeiten, des Mitleidens gegen Niedrige. — (Daniel. 9, 7.) Wir sind von dem Herrn gewichen: deßwegen ließ er die Feinde wie Sturmwinde hereinbrechen; und sie droheten uns an der Gränze. — Wir zerrißen die Bande, mit denen er Menschen mit Menschen vereinigte; deßwegen sind die Unruhen, die Empörungen entstanden. — Wir warfen Steine in die Höhe; deßwegen fielen sie auf unsere Köpfe zurück. — Hebet die Ursache, und die Folgen werden aufhören. — War dieses bußferrige Bestreben nicht immer der erste Gedanke bey dem Volke Israel, so oft es aus dem Abgrunde der Drangsalen zu erstehen wünschte? — sie fielen nieder vor dem Herrn, und beweinten ihre Sünden. — Wir haben gesündiget, schrieen sie zu dem Himmel, wir haben Ungerechtigkeit gethan, — wir, und unsere Väter! — (Judith. 7, 19.) Dieses

ses reumüthige Bekenntniß zeugte von ihrem Schmerze; der Schmerz gebahr den Haß der vorigen Werke; der Haß brachte die Unterlassung der Sünde hervor; und belebte den Eifer der Bußwerke. — Sie wurden mit Gott ausgesöhnet, und, da sie seine Freunde waren, so siegten sie wider zahlreiche Heere; eroberten Tempel und Altäre, und retteten Vaterland und ihr Eigenthum. — —

Wollet ihr so gesegnete Früchte erlangen, so folget ihrer Buße. — Was für eine Zeit ist zur Herzensänderung bequemer als diese Fastenzeit? — War in diesen Bußtagen ein wichtigeres Geschäft für uns, als das Herz zu kennen, die Hinderniße der Buße aufzudecken, die Mittel, das Herz zu bessern anzuwenden, — und endlich jene Mauer, welche die Sünde zwischen uns und Gott aufgeführet hat, — die Wand, welche uns von dem allerbeßten Herrn trennt, niederzureißen, und das Bündniß der Freundschaft mit dem Ewigen wieder zu erneuern? — Diese schönen Tage, diese beglückten Stunden rücken heran; die angenehme Zeit ist da, wo wir nach den festgesetzten Zubereitungen in das geheiligte Bußgericht eingehen, die Bürde des Gewissens ablegen, die

Bande der Seele zerreißen, und nach dem Segenspruche des Priesters zu Gott, und zu der Gesellschaft der Engel, und Heiligen zurückkehren können. — Glückselige Stunden, und segenvolle Augenblicke! ihr öffnet uns den Weg, mit Jesus selbst eines zu werden, und uns mit demjenigen innerst zu verbinden, der nur winken darf; und Trangsalen werden verschwinden, Feinde werden fliehen, und diese hochmüthigen Erdenwürmer werden wie zerstäubt — getreten werden.

Wenn ihr euer Herz so bereitet — hergeben, und mit diesen reumüthigen Gesinnungen zu Gott kehren werdet, — so bin ich wegen Euerem Munde wenig sorgfältig — die Wünsche und Empfindungen werden aus dem gerührten Herzen auf euere Zunge kommen; — Diese wird sich in Worte auflösen, und ein Gebeth gestalten, das den Himmel durchdringen, Gott auf euere Seufzer aufmerksam machen, und über euch den vollen Segen herabziehen wird. — Petrus, das Oberhaupt der angehenden Kirche lag in den Fesseln, und ohne Unterlaß bethete die gesammte Kirche zu Gott; — Der Engel kam, löste die Bande auf, und der Apostel wandelte frey. — Ihr ma-

machet heute einen Theil der ganzen katholischen Kirche aus; andere einzelne Kirchen haben geberhet, und bethen noch, — und wir vermengen unsere Seufzer unter die Seufzer von so vielen tausend, und tausenden; — tröstet euch in dieser glückseligen Stunde mit einem günstigen Ausgange, und einem gnädigen Beyfalle eueres Gottes. —

Wir steifen uns nicht auf unsere Gerechtigkeit, sondern auf seine Erbarmnißen, — nicht auf unsere Verdienste, sondern auf die Verdienste seines vielgeliebten Sohnes Jesu Christi; — auf die Fürsprache der Heiligen; auf die Worte der glorreichen Jungfrau, die hier seit langer Zeit über dieses Volk wacht; — auf die Bitte des heiligen Josephs, den wir heute verehren, und anrufen; auf die ganze triumphierende Kirche, welche mit uns auf dieser Erde streitenden Wandersleuten verbunden ist. — Haben wir unsere Sünder, so haben wir auch Gerechte; — sind wir Sünder, o Herr! so sind wir doch auch deine Geschöpfe, dein Volk; deine Erlöste! —

Neige, mein Gott, und Herr! dein Ohr, und höre! — Oeffne deine Augen, und schaue mit Erbarmniß auf die Verwüstungen, und

auf die nach deinem Namen genannte Stadt! — Nimm deine Gerichte zurück von deiner Kirche, von deinem heiligen Berge; — gewähre uns, o Herr! unseres Wunsches; — thue es, o Herr! — verschiebe es nicht, — um deiner selbst willen, o mein Gott! — Deine Stadt und dein Volk tragen deinen Namen. — (Daniel. 9, 18.)

Daniel lag noch auf der Erde, und bethete für das Volk, — und sehet! da war ein Engel vor seinem Angesichte, und der Prophet fan Versicherung und Ruhe. — — Keinen Engel, o Gott! verlangen wir; — dein Wort, dein theueres Wort: deine versiegelte Verheissung ist uns genug. — Du wirst unser Freund, unser Helfer, unser allmächtiger Beschützer seyn; — und wir sind gerettet. —

Ja, wenn ihr oder euere Hand zur Gegenwehr;
oder euer Herz zur Buße;
und euern Mund zum
Gebethe —

geben und opfern werdet; so habet ihr die Zeit der Drangsalen erkaufet, welche die Unweisen verstreichen ließen, — und ich kann zum

Beschluß

Jene Worte des frommen Josue wiederholen: Fürchtet euch nicht, der Herr ist nicht auf ihrer; Er ist auf unserer Seite. — (4. B. Mos. 14, 9.)

Oder wird der Allmächtige auf der Seite derjenigen seyn, welche wider Ihn kämpfen, seine Religion und ihre Diener verfolgen; die Länder zerstöhren, und ihre Brüder morden? — Er kann bey ihnen seyn, um uns zu strafen, nur sie als Geisel wider uns zu gebrauchen. — Aber, da wir um Verzeihung bitten; da wir unsere Sünden beweinen, da wir bußfertig zum Himmel rufen, was dürfen wir nicht hoffen, und erwarten? — Fürchtet euch nicht; — Gott ist nicht bey ihnen, er ist bey uns. — Hat er nicht schon seinen Arm ausgestrecket: hat er uns nicht schon gesegnet? — Was sagen uns die tröstlichen Nachrichten; die siegvollen Zeitungen? Wie ist der blasse Schrecken unter die Feinde getreten? — Wie fliehen sie von den eroberten Plätzen und Städten, — wie flechten sich unsere tapfern Soldaten, die erfahrnen Anführer Lorberkränze? wie erholet sich

der bedrangte Kaiser, und wie leben nicht alle Gemüther wieder auf? —

Dank sey dem Ewigen! unaussprechlicher Dank seinen Erbarmnißen! — Bleibet bey euerer Pflicht, kaufet euch die Zeit; da sich unsere Brüder auf dem Schlachtfelde unter die Feinde wagen; — so rufet vor den Altären. — Höret nicht auf, mit euerer Hand zu helfen; mit euerm Herzen zu büßen, mit euerm Munde zu bitten; — und der Herr wird nicht aufhören, euere Wünsche zu krönen, — euch euere Religion, — euer Vaterland, — euer Eigenthum zu erhalten! — Er wird nicht müde werden, seine und euere Feinde zu demüthigen; — dann wird die Hoffnung kommen, daß die künftigen Tage besser, als die gegenwärtigen seyn; — daß nach langen Gefahren und Unruhen, Sicherheit und Friede bey uns einkehren, und uns in dem Erbe unserer Väter auf unseren Gebürgen beglücken werde.

Nothwendige

Erwägungen

über

die itzt so sehr gesuchte

Gleichheit und Freyheit

unter

den Menschen.

Augsburg,

bey Johann Baptist Merz. 1793.

Wenige verstehen den eigentlichen Sinn der Gleichheit, und Freyheit.

Seit zwey drey Jahren schwatzt jeder von der Gleichheit und Freyheit; der Bauer wie der Studierte, der Knecht wie der Herr, die Magd wie die Frau: die Zechstuben ertönen sowohl als die Kabinete davon. Aber die meisten reden davon wie der Blinde von der Farbe: Die wenigsten verstehen den eigentlichen Sinn dieser Worte. Kein Wunder! Weder die Franzosen selbst, welche diesen metaphysischen Satz decretiert haben, noch jene, welche ihn nachheulen, verstehen was sie uns dadurch sagen wollen; und Fremde ermüden ihren Verstand vergeblich dabey. Man täuscht das Volk mit Worten, die einen starken Klang, aber keinen Sinn haben.

Es giebt eine gewisse Gleichheit unter den Menschen; in was besteht selbe?

Bevor ich mich in die Sache einlasse, muß ich bestimmen, ob, und welche Gleichheit es unter den Menschen gebe? Die Nationalversammlung hat sie mit dem Namen Rechte der Menschheit ausgedrücket: Tous les hommes sont egaux en droit. Alle Menschen sind in Ansehung des Gesetzes gleich.(*) Dieß kann auf zweyerley Art verstanden werden. Erstens ein Mensch, eben darum weil er Mensch ist, hat das Recht zu allen Plätzen, Aemtern und Würden, wenn er anders die erforderlichen Eigenschaften besitzet. Er kann von denselben nicht aus der Ursache ausgeschlossen werden; weil er, wie man durch einige Jahrhunderte ungerecht zu behaupten suchte, von keiner Geburt, oder nicht von Adel ist. Seine Geburt, sein Titel als Mensch ersetzet alle übrigen, und bahnet ihm den Weg zu allem.

Der

(*) Die erste Erklärung hieß schlechterdings: Tous les hommes sont égaux, und sonst nichts. Auf die Anmerkung des H. Burke eines Engländers, der hie und dort die Gesetzgeber Frankreichs in die Schule führte, setzten sie hinzu: en droit.

Der zweyte Verstand dieser Worte ist dieser: Alle haben das nämliche Recht zum Schutze des Gesetzes. Das Gesetz kann keinen Menschen vor andern Mitschuldigen strafen; weil er geringer, ohnmächtiger, unangesehner, schwächer ist. Es kann aber auch keinen ungestraft lassen; weil er in einem höhern Amt steht; weil er mächtiger, oder von größerm Ansehn ist. Nein, das Gesetz macht zwischen der Geburt und andern Vorzügen keinen Unterschied. Alle sind nach dem Gesetz gleich. Das Gesetz schaut auf das Ansehen der Personen so wenig als Gott der oberste Gesetzgeber. (*)

Das Volk aber nimmt das Wort Gleichheit nicht in diesem Verstande; es legt ihm eine unumschränkte Bedeutung zu.

Gleichheit heißt bey ihm gleiches Recht auf Hab und Gut des andern. Eigenthum ist bey ihm Ungerechtigkeit. Die herrschende Sect sucht die Hefe des Volks den Pöbel, der nichts, dann Hände zum Rauben und Morden hat, in diesem Begriffe zu stärken, damit sie ihn, wenn sie ihn braucht, zu allem bey der Hand haben möge.

*) Deus non est acceptor personarum.

Es giebt also keine andre Gleichheit mehr unter den Menschen, als die in Ansehung des Gesetzes.

So unstreitig der obige Satz ist: Daß alle Menschen gleiches Recht auf den Schutz des Gesetzes haben: so thöricht wäre es zu folgern, daß alle Menschen in einem andern Verhältniß sich gleich seyen.

Was der H. Paulus von unserm und dem mystischen Körper der Kirche schreibt *) passet mit der nämlichen Richtigkeit auf die politische Gesellschaft, welche einen Körper ausmacht, dessen Glieder wir alle sind: Nun die Glieder unsers Körpers haben nicht einerley Verrichtung, sie können sie auch nicht haben. Welch' eine Verwirrung im menschlichen Körper, wenn die Füsse an die Stelle des Kopfs, das Aug an die Stelle des Fusses, die Zunge an die Stelle des Ohrs, der Magen an die Stelle des Munds, und dieser an die Stelle des Magens sich setzen sollte! Eben eine solche Bewandtniß hätte es mit dem ge-

*) Sicut enim in uno corpore multa membra habemus, omnia autem membra non eundem actum habent: ita multi unum corpus sumu in Christo, singuli autem alter alterius membra. *Ad Rom. C. XII. V. 4.*

gesellschaftlichen Körper der Menschen, wenn alle gleich wären, und jeder sich fremder Verrichtungen anmaßte. Denn gleichwie jedes Glied seinen besondern Bestand hat; so hat es auch seine besondere Verrichtung: und keines kann sich, ohne die Ordnung zu verkehren, in die Verrichtung eines andern mischen. Daher ists unter den Menschen nothwendig, daß einige gebiethen; andere gehorsamen: einige verordnen; andre ausüben: einige höher; andre niedriger seyen.

Was die Gleichheit sey.

Lasset uns aber sehen, was dann eigentlich dieß Wort Gleichheit sagen wolle. Die Gleichheit kann im physischen und moralischen Verstande genommen werden. Die physische Gleichheit wäre die genaue Einstimmung jeglichen Theils im ganzen mit jeglichem Theile eines andern ganzen, wie in der Länge, Breite, Tiefe, Stärke, Farb u. d. gl. Ein Mensch hätte mit dem andern eine physische vollkommene Gleichheit, wenn er mit ihm eine gleiche Höhe, Breite, Stärke, Farb u. s. w. so wohl nach allen einzeln Theilen, als auch selbst im ganzen besäße.

Die moralische Gleichheit unter den Menschen ist eine genaue Uebereinstimmung aller ihrer Eigenschaften, und zwar im nämlichen Grade der Vollkommenheit. Eben so hätte ein Mensch mit dem andern eine moralische Gleichheit, wann er aber eben so viel Verstand, Industrie, Wissenschaft, Tugend und so weiters im nämlichen Grade und Vollkommenheit wie der andre besäße.

Aus dieser Bestimmung, die ich mir nicht anstreiten lasse, sieht man leicht ein, daß keine vollkommene Gleichheit unter den Menschen statt finde.

In was die Aehnlichkeit bestehe.

Die Aehnlichkeit besteht im wahren Verhältniß so wohl jeden Theil mit jedem Theile eines andern, als auch mit dem ganzen selbst. Eine Abbildung, die nach dem Leben getroffen, ist dem Originale zwar ähnlich, aber doch nicht gleich. Es giebt also eine Aehnlichkeit; eine Gleichheit giebt es nicht; weil eines nie das alles hat, was dem andern gehöret.

Es iebt in der ganzen Natur keine phyſiſche Gleichheit.

So groß die Aehnlichkeit der Geſchöpfe jeder Gattung iſt, wenn man ſie gegen einander hält; ſo groß iſt der Unterſchied, oder die Ungleichheit derſelben, wenn man ſie einzeln und jedes gegen das andere mit ſcharfſichtigem Auge betrachtet. Was ſcheint ſich gleicher zu ſeyn als ein Menſch dem andern; ein Pferd dem andern; ein Laub dem andern? Und dennoch bey dieſer großen Aehnlichkeit, welche Ungleichheit, welcher Unterſchied! Könnet ihr nicht jeden Menſchen von allen übrigen unterſcheiden, ſo, daß ihr unter tauſend Millionen, die etwa dieſen Erdball zugleich bewohnen mögen, kaum zween antreffet, die ihr nicht nach längerm Umgange entweders durch die Gliedmaſſen, durch die Stimme, oder durch die zerſchiedene Züge im Angeſichte von den übrigen unterſcheiden möget?

Was ich von der phyſiſchen Ungleichheit unter den Menſchen angeführet, paſſet mit der nämlichen Richtigkeit auf die Thiere, und übrige erſchaffene Dinge. Welcher Bauer erkennet nicht ſeine Pferde von andern? Welcher Hirt erkennet nicht

seine Schaafe von fremden Schaafen? Welcher Eigenthümer unterscheidet nicht seine Wohnung, seinen Acker, seine Wiese von eines andern seinen?

Was ist ähnlicher als ein Blatt dem andern? jedoch welchen Unterschied entdecket nicht unter ihnen ein mit dem Vergrößerungsglas bewafnetes Aug in der Zusammenfügung, in der Anlage des Zettels, in der Größe, Kraft, Farb u. d. gl.

Nein! alle Sterne sind nicht von gleicher Größe; alle Metalle nicht von gleichem Werthe; alles Holz nicht von gleicher Stärke; alle Blumen nicht von gleicher Schönheit und gleichem Geruch.

Wenn man je nach den Regeln der Induction hat richtig schliessen dürfen; so ist hier der Fall: Können wir keine physische Gleichheit zwischen einzeln Dingen entdecken, giebt es auch keine in der Natur: Folglich keine unter den Menschen: Folglich führt man den Pöbel mit dieser chimärischen Gleichheit wie am Narrenseil herum.

Auch keine moralische Gleichheit.

So wenig unter den Geschöpfen eine physische, so wenig giebt es eine moralische Gleichheit unter den Menschen. Zeiget

get mir, wenn ihr könnet, ich will nicht sagen mehrere, sondern nur zween einzige Menschen, unter denen eine so genaue Uebereinstimmung aller ihrer Eigenschaften im nämlichen Grade, das ist eine vollkommene moralische Gleichheit so anzutreffen, daß ihr unter denselben keinen Unterschied mehr bemerket? Geht weit, und breit, und führet mir, wenn ihr könnet, einen Menschen her, der mit einem andern des nämlichen Karakters ist, und die gleichen Tugenden und Laster, die gleichen Wissenschaften, die gleiche Stärke, die gleiche Hurtigkeit, die gleiche Beurtheilungskraft, die gleiche Industrie und zwar in gleichem Grade und Maaß besitzt: Vielmehr werdet ihr finden, daß der eine von stärkerm, der andre von schwächerm Naturell sey? Daß dieser beflissen; jener nachlässig, dieser achtsam; jener sorgenlos, dieser flink; jener langsam, dieser der Tugend; jener dem Laster ergeben ist? Gehet durch alle Reiche, durchgehet alle Klassen der Menschen, ihr werdet erfahren, daß der eine gelehrt; der andre dumm, dieser in Ausführung der Geschäfte geschickt und thätig zu Werk gehe; jener hingegen weder Fleiß brauche, noch eine Gelegenheit benutze sich Ruhm, Ansehn, und Reichthümer zu verschaffen. Ihr werdet finden,

finden, und aller Orten werdet ihr finden, daß dieser durch ordentliches Betragen, durch Sparsamkeit, Arbeit seine Besitzungen täglich vermehre; jener hingegen durch zügelloses Leben, durch Verschwendung, durch Müssiggang, durch Unachtsamkeit das vernachläßige, was er von seinen Aeltern ererbet, oder sonst durch blosse Glücksfälle gesammelt hat.

Wo ist itzt die Gleichheit, mit der man sich so trägt, und mit der man dem Pöbel den Kopf voll macht? Wenn die verschiedene Karaktere, die Leidenschaften, die Tugenden und die Laster von Anbeginn der Welt bis auf unsre Zeiten so verschieden auf die Menschen wirken, und selbe in so viele Modelle gegossen haben: wenn diese Verschiedenheit ihren Grund selbst in der menschlichen Natur hat, werden sie so schlechterdings durch Verfassung eines Decrets, durch Vorspieglung einer eingebildeten Gleichheit in gleiche Menschen umgeschaffen werden? Jener mag seine närrische Einbildung damit unterhalten, der weder von der menschlichen Natur, noch von dem Herze und dessen Leidenschaften richtige Begriffe hat.

Wenn

Wenn eine Gleichheit des Vermögens unter den Menschen anzutreffen, ist sie nicht fortdaurend.

Allein der Pöbel bekümmert sich wenig darum, ob es eine physische, oder moralische Gleichheit unter den Menschen gebe, oder nicht: und diejenigen, denen es daran liegt selben mit der Gleichheit toll zu machen, brauchen einen andern Köder ihn zu locken; obwohl sie so gut als wir wissen, daß jene vorgebliche Gleichheit ein Hirngespinst sey. Sie plaudern immer von Gleichheit des Vermögens, und wollen ihm glauben machen, diese sey nicht nur möglich, sondern auch jeder, welcher nichts, oder doch minder besitzt, habe das Recht so viel vom Vermögen des andern wegzunehmen, bis er demselben darinn gleich gekommen.

Dieses aber ist die stärkste und innerste Verschanzung, in die sich die Vertheidiger der Gleichheit zurückziehen. Wir werden sie aber auch aus dieser hinaus treiben.

Setzen wir, daß im Verhältniß der Besitzungen eine vollkommene Gleichheit zwischen Zween eintreffe. Wie lang mag sie dauern? Etwa ein Jahr? einen Monat? Nicht eine Woche, und vielleicht nicht einen Tag. Setzen wir zum Beyspiel zween erwachsene Brüder, die gleichen

Antheil

Antheil von ihrem reichen Vater geerbet. In diesem Augenblick, da sie ihr Erb getheilt, ist bey ihnen ein Verhältniß der Reichthümer und des Vermögens sich einander vollkommen gleich. So haben wir dann freylich jene Gleichheit, von welcher beym Volke die Rede ist. Aber Geduld! Einer dieser Brüder liebt Verschwendung; der andre ist eingezogen und häuslich, jener setzt beträchtliche Summen aufs Spiel; dieser ist ein Feind aller Kostspieligkeit. Einer ist von schwacher; der andre von starker Leibsbeschaffenheit. Einer ist in eine Person verliebt, die schön, sittsam, aber von geringem Vermögen ist; der andre sieht nicht so fast auf die Gestalt, auf die Eingezogenheit, als auf das Geld. Werden diese zween Brüder gleiches Vermögen mit in den Ehestand bringen? Es ist nicht wahrscheinlich: die Ungleichheit des Vermögens wird sich in Bälde bey ihnen zeigen. Aber, sagt man mir, eben darum soll der Verschwender das Recht haben durch einen von dem Ueberschuß seines Bruders, auch mit Gewalt, wenn es nöthig wäre, abgenommenen Theil ihre Vermögen gleich zu stellen. Eine auferbäuliche Moral, welche das Stehlen, Rauben, Morden, Brennen, wenn es dazu nöthig, zum Gegenstand hat! Ist wohl je der Menschen-

schenverstand so tief gesunken? Hat er sich je mit Gesetzgeben so weit vergangen?

Setzen wir aber, daß diese Brüder gleiches Vermögen mit in den Ehestand bringen. Ists wahrschenilich, daß die Ehefrauen stäts gleichen Antheil zur Aussteuer mit in Ehestand bringen werden? Gebe man mir Beweise davon, wenn man kann.

Aber seht, wie aufrichtig ich es mit euch meyne. Sey es, daß diese Brüder und ihre Gattinnen ein ganz gleiches Vermögen am Tage ihrer Verbindungen besessen, wird darum die Gleichheit zwischen beyden Familien in die Länge bestehen? Jeder welcher der Sache nachdenket, wird finden, daß hundert Zufälle, die nicht in unsrer Macht stehen, dieser Gleichheit ein Ende machen müssen. Man braucht nur die zerschiedne Karakter zu betrachten, welche auf diese Ehepaare wirken. Man braucht nur auf den Eigensinn des Unglücks zurück zu sehen, so ist man von dieser Wahrheit gänzlich überzeuget.

Ueber das, wenn auch die Gleichheit des Vermögens sich auf eine kurze Zeit halten sollte, seht in welche ungleiche Zweige diese Familien ausschlagen werden. Setzen wir ein Beyspiel, das sich täglich, und fast bey allen Familien ereignet, und darum für alle Fälle dienen mag. Diese zwey

Ehe=

Ehepaare werden mit einer ungleichen Zahl Kinder vermehrt. Setzen wir (der Fall trift mehr oder weniger ein) der eine zeugt sechs Kinder; der andre nur eins. Werden diese Kinder beyder Ehen nach dem Hintritt ihrer Aeltern gleiches Vermögen haben, das ihre Väter bekamen? Wird jedes der sechs Geschwisterten eben so viel Vermögen nach seiner Aeltern Tode besitzen, als das einzige Kind besitzt? Nein.

Allein, sagt der Theil des Volkes, der wenig oder nichts zu verlieren, wohl aber durch die Gleichheit, das ist, durch Stehlen und Rauben desto mehr zu gewinnen hat: der einzige reiche Erbe soll, aus der Ursache weil er reicher ist, mit seinen übrigen Vettern den Ueberschuß theilen, wo nicht, haben diese das Recht ihn mit Gewalt zu nehmen.

Die üblen Folgen der eingebildeten Gleichheit.

Wer sieht aber das Unwesen, die Ungerechtigkeit; das Widernatürliche dieses Schlusses mit allen seinen schreckbaren Folgen, welche die Bande der Menschen-Gesellschaft ganz auflösen, nicht ein? Wenn ein solcher Satz bestände, wer würde sich die Mühe nehmen, und andern den Nutzen überlassen? Wer würde was für sich oder die seinigen unternehmen? Der Bau-

er

er würde die Erde nimmer pflügen; der Handwerker würde feyerabend machen; der Handelsmann würde nichts wagen um fremde Producte herzuführen: der Pachter würde sich kein Gut, keine Verwaltung mehr aufladen.

So ist es auch mit andern Ständen. Welcher Knecht, wenn er an Würde und Vermögen seinem Herrn gleich wäre, würde ihn bedienen? Welcher Vater würde etwas für die Erziehung seiner Kinder verwenden, sie was lernen lassen, damit sie mit der Zeit entweder ihr ehrliches Brod verdienen, oder sich über andre erschwingen möchten? Wenn alles gleich wäre, wäre man ja gezwungen alles fahren zu lassen; weil kein Interesse (die Triebfeder aller menschlichen Unternehmungen) den Eifer mehr beseelte, und antriebe. Wir würden gar bald ohne Hülfe, ohne Beflissenheit, ohne Industrie, Nahrung, ohne Wohnung, hiemit in lauter Verwirrung und Elend leben müssen. Wir würden in einem Jahre Felder ohne Anbau, Werkstätte ohne Handwerker, Läden ohne Kaufleute, Dörfer ohne Bauern, Städte ohne Bürger sehn; so aber wären freylich alle einander gleich: einer so elend als der andere; einer so trost- und hülflos,

als der andere, einer so verzweifelt, als der andere. O der Gleichheit!

Durch solche abentheuerliche Grundsätze, mit denen man das Volk bethöret, hat auf einmal alle Ordnung das End, und die äußerste Verwirrung den Anfang genommen. Das Eigenthumsrecht, die Ruhe, die Sicherheit verschwinden; an ihre Stelle treten Gewaltthätigkeiten und Zerstörungen. Die Unschuld leidet; die Bosheit siegt. Die Industrie, diese Seele aller Bemühungen, das Kommerz liegen in Zügen. Die Grausamkeit wirft alles durcheinander. Nichts ist heilig, nichts eigen, nichts beständig, nichts ermunternd; alles zerfällt in den Abgrund des grenzenlosen Chaos zurück.

Ueber

Ueber die Freyheit.

Wie mit der Gleichheit; so kömmt man mit der Freyheit aufgezogen. Alles will frey seyn; und niemal beugte man sich tiefer unter dem Joche des Despotismus, als itzt: Alles prediget Freyheit; und niemal war man minder frey was die gesunde Vernunft lehret heraus zu sagen. Meine Herrn! Eurer Freyheit massen wir uns auch an: denn wenn euch gestattet ist zu sagen, und zu thun, was ihr wollet, warum soll uns versagt werden, was wir nicht wollen zu verwerfen, oder anzunehmen? Wir haben das Recht; und bestreitet ihr diesen Satz, so schlagt ihr euch selbst.

Was die Freyheit sey.

Die Freyheit ist nach dem Sinn gesunder Philosophen eine Eigenschaft der Seele, kraft welcher sie etwas thun, oder unterlassen, oder auch das Gegentheil thun kann. Diese Freyheit, durch welche wir Verdienste sammeln, oder uns Strafen zuziehen, ist unstreitig, und bleibt

unberührt. Das innerste Gefühl, das wir davon haben, ist ein unumstößlicher Beweis, daß uns der Herr frey erschaffen habe.

Was sie im Verstande des Pöbels sey.

Allein hier ist die Rede nicht von dieser Freyheit. Der bald einfältige, bald boshafte Pöbel versteht was anders darunter; er legt ihm diesen Sinn bey: Daß er thun oder lassen könne, was ihm sein Muthwillen, seine Leidenschaft eingiebt. Dieß ist die Freyheit, welche man dem Volke vorplaudert, und das Triebrad, welches alle Federn der Aufruhr spielen macht.

Es lohnt also der Mühe zu untersuchen, ob es eine solche Freyheit gebe, oder geben könne: und mir, wenn ich an die menschliche Gesellschaft und derer Gesetze gebunden bin, ihr Gegentheil zu thun gestattet sey?

Es scheint, die Nationalversammlung, als sie ihre Decrete von den Rechten des Menschen, besonders aber von der Gleichheit und Freyheit abfaßte, habe die Menschen als eine kurz vorher von dem Himmel gefallene wilde Horde, die niemals regieret worden, angesehn. Sie warf alle jene kluge Einrichtungen über den Haufen, die unsere biedere Vorfahren, von der Erfahrung so vieler Jahrhunderte belehret, getroffen

troffen hatten. Glaubte sie etwa, die Menschen, welche itzt die Erde bewohnen, und in Zukunft bewohnen werden, haben andre Leidenschaften als die Vorige? Um die Aufmerksamkeit des Volks abzuwenden, und es irre zu machen, erfand man die stark tönende Worte der Gleichheit und Freyheit. Allein wir werden darthun, daß, nachdem unter den Menschen gewisse Gesetze gemacht, angenommen und eingeführet worden sind, es nimmer frey stehe darwider zu handeln; folglich die neue Freyheit eine eben so gewisse Chimäre, als die neue Gleichheit sey.

Bevor die Menschen in eine Gesellschaft getreten, waren sie frey.

Um uns von der Sache einen richtigen Begriff zu machen, ists nothwendig die Menschen in zween Ständen zu betrachten; im ersten ohne Gesellschaft, im zweyten in der Gesellschaft. Bevor der Mensch in eine Gesellschaft getreten, war er frey. Seitdem er aber ein Mitglied der Gesellschaft geworden, mußte er sich den gesellschäftlichen Gesetzen unterwerfen.

Setzen wir im ersten Stand einen einzigen Menschen, der sich in einem weiten, aber unbewohnten Lande, zum Beyspiel in Amerika, befindet, so hat er ohne Zweifel die Freyheit sich jene Wiesen, Fluren,

Felder, Hügel, Thäler zu wählen, die er will. Alle Früchte der Bäume, alle Producte des Landes stehen in seiner Macht; er kann jedes brauchen, wie er will, er ist in dieser Lage vollkommen frey.

Der Mensch in der Gesellschaft und unter den Gesetzen ist nicht frey.

Wenn nun auch ein andrer Mensch in diesem Lande anlanget? Der hat zweifelsohne das nämliche Recht: die nämliche Freyheit. Der Neuangekommene erwählet eben diese Gegend für seine Wohnung, dazu ihn die Schönheit der Lage, die Fruchtbarkeit und Bequemlichkeit des Ortes einladet. Er übet sein Recht aus eben den Gründen aus. Es mag zuweilen ein Verstoß zwischen dem alten und neuen Einwohner entstehen (bey grösserer Anzahl der Menschen würde der Fall noch passender) Diesem Uebel abzuhelfen trägt der erste dem zweyten vor, der Ruhe und des Friedens halber wollten sie die fruchtbarsten Bäume, und Wiesen in zwey gleiche Portionen theilen. Der zweyte nimmt, um allen Streit zu vermeiden, den Antrag an: Beyde zeichnen ihre neuen Besitzungen aus, und zäunen selbe ein.

Nun fragt sichs: ist es nach eingegangenem Vertrag einem erlaubt, über des andern Zaun zu springen, sich im Gras herum-

umzuweltzen, die Früchten wegzunehmen, wie zuvor? Keinesweges; denn der Vertrag war nothwendig dieser: ich überlasse dir deine ganze Besitzung, und den vollkommenen Genuß deines Theils; aber mit dem Beding, daß du das nämliche gegen mich und meinen Antheil beobachtest. Wo nicht, so mußt du wissen: gilts dir, so gilts mir auch. Gilts mir nicht, so gilts auch dir nicht. Friede, Ruhe, Ordnung, Einigkeit können bey deinem Betragen nicht bestehen.

Je mehr Gesetze, je weniger Freyheit.

Je mehr die Anzahl der Menschen in einem Lande zunimmt, desto weniger können sie ohne Gesetze leben. Wie aber die Gesetze zunehmen, so nimmt im Verhältniß die Freyheit ab; denn die Freyheit besteht in dem, daß man nach Belieben handeln, und etwas entweder thun, oder unterlassen könne. Ist also ein Gesetz vorhanden das befiehlt, oder verbiethet, habe ich mich an dieses, und nimmer an meine Willkür zu halten. Befiehlt es, muß ich das Gesetz erfüllen; verbiethet es, muß ich das Verbothene meiden. Befiehlt es, und ich thue es nicht; verbiethet es, und ich thue es, bin ich strafbar. Also vom Augenblicke an, als der Mensch in eine Gesellschaft getreten, ist dessen Freyheit be-

schränket. Die Gesetze sind darum gemacht, daß jeder, nicht was er will, sondern was er soll, zur Richtschnur habe. Eben dahin gehört unsre verderbte Natur, wegen der es nöthig war, eine jede Gesellschaft in der Ordnung zu halten. Gesetze aber sind eben der Zaum, welchen man den Leidenschaften so vieler und zerschiedener Menschen anwirft. Es ist dann ausgemacht, daß je mehr Gesetze sind, desto weniger Freyheit sey.

Wo zeigt sich aber das besser, als in der neuen Verfassung der Franzmänner? Seit vier Jahren schmiedet man so viel Gesetze, daß gewiß wenige äußere Handlungen frey verbleiben. Oder lasset uns sehen, welche denn endlich die Freyheit sey, mit welcher sie so groß thun, und sich rühmen, den übrigen Völkern ihre vorigen Rechte wieder heimzustellen.

Welche Freyheit in Frankreich herrschet.

Seit der Revolution herrscht in Frankreich eine größere Freyheit, als ehedessen, aber welche Freyheit? Die Freyheit der Sitten, die Freyheit der Unzucht, die Freyheit der Religion, (ausgenommen der katholischen) die Freyheit im Denken, die Freyheit im Schreiben, die Freyheit im Verleumden, die Freyheit im Rauben, die Freyheit im Sengen, und Brennen, die Freyheit im Würgen und Morden.

Und

Und welcher Despotismus.

Hingegen drückt ein unerträglicher Despotismus auf die einen, wenn sie im Vaterlande verbleiben, oder es verlassen; auf die andern, wenn sie in selbes zurückkehren, oder es gar aufgeben. Es drückt ein Despotismus auf die Gott, und ihrem Gewissen getreuen Priester, die darum von ihren Besitzungen, von ihren Freunden, von ihrer Heerde mit Gewalt vertrieben worden. Ein Despotismus auf's Eigenthumsrecht aller, die ihrer natürlichen Obrigkeit getreu verblieben. Ein Despotismus auf ihr Leben. Ein Despotismus auf den Gottesdienst, die guten Sitten, die Erziehung, die Handlung, die Künste und Wissenschaften, in denen doch der Flor dieser Monarchie bestanden. Zu diesen gesellet sich noch der große Despotismus der Grundsteuer, der Mobiliensteuer, der Hausteuer, der Kriegsteuer, der Patentensteuer, der Nationalsteuer, der Departementsteuer, der Districtsteuer, der Tribunalsteuer, der Kantonsteuer, der Friedenrichtersteuer, wiederum die Stempelsteuer, die Controleursteuer, die Wegsteuer, die Brückensteuer, die Steuer auf die Bedienten, die Steuer auf die Pferde, und was sie noch für andre Benennungen haben mögen. Es ist schon

schwer, alle diese Namen zu behalten; wie härter muß es seyn, dieselbe abzustatten?

Dieser letzte Despotismus hat so sehr auf viele Municipalitäten gewirket, daß sie der Nationalversammiung, und dem Publikum klar bewiesen haben, sie müßten an öffentlichen Geldern, mehr denn doppelt so viel bezahlen, als bey der vorigen Regierung.

Ist je bey solchem Geschrey der Freyheit, ein solcher Despotismus ausgeübet worden? Ist jemal in einem Reich die Intoleranz höher getrieben worden? Der Satz: Niemand ist intoleranter, als die, welche immer nach der Toleranz schreyen, wenn sie die Oberhand haben, ist mit so vielen, so kräftigen Beweisen erprobet, daß er ins künftig nimmer kann bestritten werden. Ihre Intoleranz, oder vielmehr ihre Wuth, ist so hoch gestiegen, daß sie nicht genug haben, alle, die (besonders in Religionssachen) anders denken, aus dem Reich zu verbannen, und als Missethäter zu behandeln; sie verfolgen sie bis ins Ausland; sie fodern dieselben zurück, um sie auf Blutbühnen zu führen: und erklären allen den Krieg, die sie aus natürlicher oder christlicher Erbarmniß, vor Hunger und Elend nicht können schmachten sehen. Ja, ja auch an diesen rächen sie sich; und geräths ihnen, dieselben zu überfallen, gehen sie mit ihnen ärger, denn die Türken um. Was schreckliche Beyspiele haben wir dieß-

falls

falls aufzuweisen! Die Nachkommen werden sie nicht einmal glauben können. Vor Intoleranz der Tugend, und vor Toleranz aller Laster, hat man die göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füssen getreten.

Drohen nicht noch immer die Dolche und Picken den Tod, die Fackeln den Brand, die Vergantungen den Verlurst des Eigenthums der redlichsten, reichesten, getreuesten Bürger? Nichts, was die Verleumdung giftiges, was die Inquisition häßiges, was die Tyranney unterdrückendes, was die Vernunft tückisches, was das Uebergewicht schreckbares hat, wird bey Unterdrückung der Gutgesinnten, vergessen.

Sah man zu den Zeiten der Nerone so viele Anklagen, so viele Untersuchungen, so viele Verbannungen, so viele Gewaltthätigkeiten, so viele Rachgier, so viele, mit unerhörter Bosheit ausgesonnene, fast Cannibalische Handlungen? Wer paares Geld hat, wird als ein mauvais citoyen ausgeschrien. Die bloße Anzeige, der blosse Verdacht machet, daß jeder Schurke über sie herfällt. Wer Schandthaten nicht gutheisset, wird ein Feind des Volks und der gemeinen Sache erkläret, er muß in Bande. Wer Sitten und Religion will beybehalten, den jagt man zum Reich hinaus. Wer nach der Vernunft redet, und handelt, noch mehr aber, wer vor Entse-

hen

ßen dem Strom der Uebeln entgegen wirken will, wird als ein Aristokrate massakriert.

Allein, nach dem sie ihren nur gar zu guten König so schreklich mishandelt, ja was das unmenschlichste ist, sogar öffentlich hingerichtet haben, was Gutes, was Freyes können sich andre versprechen?

Sind dann alle Regierungsformen ausser der Democratie würgende Laster: und waren alle Menschen, die einen König hatten, Verbrecher? Die Aeltern und Vorältern der Franzosen hatten bey 1400 Jahre einen König. Weil ihr sie selbst nimmer umbringen könnet, denn sie sind unfrey gestorben, so scharrt ihre Gebeine heraus: und begrabet sie unter den Galgen. Sie haben sich alle in ihren Nachkommen vergriffen.

So wenig das Licht mit der Finsterniß; so wenig kann die Freyheit, ich sage nimmer mit einem solchen Despotismus, sondern mir einer solchen Tyranney bestehen.

Nachtrag einiger zufälligen Gedanken, zu den nothwendigen Erwägungen über Gleichheit und Freyheit.

Neulich befand ich mich in einer Gesellschaft, wo ein adeliches Fräulein (denn der Wirbelgeist drehet dermal auch solche Köpfe um) mit einer frohen Mine sagte: O! ich bin es zufrieden! Jezt kann ich sagen, daß ich Niemanden ober mir habe. Du kannst, sagte ihre Schwester, mit der nämlichen Gewißheit sagen: Du habest auch Niemanden unter dir. Meynst du etwa, wenn du Niemand ober dir hast, du werdest dem Kammer- und Viehmensch noch sagen dörfen, sie hätten dich ober ihnen? Sind wir denn nicht alle Gleich?

Warum, fragte ich neulich den gnädigen Herrn, der mir begegnete, fahren Eure Gnaden nimmer in der Kutsche? Darum, war die Antwort, mein Kutscher prätendirt eben so viel, als ich zu seyn; darum gehn wir izt beyde zu Fuße.

Wo kömmt es her, sagte ich neulich zu dem reichen Kaufmann, der mir gegenüber wohnt, daß sie bey so grossem Gewerbe die

Hände

Hände in die Säcke stecken? Wo es her kömmt? Mein Bedienter, der die Rechte des Menschen durch und durch gelesen, der das Recht der Gleichheit aus dem Fundament versteht, hat letzte Nacht den Laden mir mir getheilt, und das bessere wegtragen lassen; so freuet michs nimmer zu arbeiten.

Vetter Jakob! so redete ich meinen Nachbar an, ihr waret vor Zeiten so munter, warum hängt ihr itzt den Kopf? Wie kann ich anders? Vorige Jahre ließ ich zwanzig Schatz Reben bauen, und machte ein Jahr ins andre Wein genug für mich und meine Freunde, die mich besuchten. Seitdem aber meine Rebleute mir gleich sind dekretirt worden, theilten sie letztes Jahr mit mir den Wein sauber, und dieses Jahr lassen sie die Reben liegen. Darum trinke ich itzt mit den Gänsen. Und was hilfts mir, daß die Rebleute künftiges Jahr das nämliche thun werden?

Wem gehört das große Feld, das ich dort unangebaut sehe? Es gehört dem Hrn. Posthalter. Es waren Klostergüter, die er vor zwey Jahren als Nationalgüter gekauft. Es liegt ja öde? aus was Ursachen? Voriges Jahr theilten die Schnitter, und die übrigen Activbürger des Orts, die Ernte mit dem Postmeister, so, daß dieser kaum

den

den Saamen davon zog. Er mag nimmer säen, und andre ärnten lassen.

Hör er, sagte im letzten Heumonat ein junger von meinem Departemente abgeschickter Commissair, zu einem alten ehrwürdigen Pfarrer: Weiß er, daß er angeklagt ist? Er wiegelt durch seine Predigten das Volk auf. Ich, antwortete der Pfarrer, predige keine andre Lehre, als die ich vor zwanzig und dreyßig Jahren predigte. — Er hat nicht geschworen; so darf er auch nicht predigen. Untersteht er sich — so muß er aus dem Lande.

Was ist dort für ein Getöß und Lärm? Alles läuft die Gasse hinab, was giebts? Was fragst du lang, sagte mir mein Nachbar. Die Nationalgarden, einige mit aufgepflanzten Bajoneten, andre mit bloßen Säbeln, schleppen schon wieder die Leute in die Messe des Geschwornen. Wollen sie nicht in die Kirche; müssen sie in Kerker. — Unser Wiedertäufer hat sich noch nie in der Kirche blicken lassen; und dennoch zwang man ihn nicht. Warum ist die Freyheit nur für die einen, und nicht auch für die andern?

Gottlob! sagte neulich Velten zum Niklas, daß wir Zehent frey sind. Ja wohl Zehnt frey, wiedersetzte Niklas:

Wir

Wir geben itzt fast doppelt soviel, als die Zehnten ertragen möchten; denn erstens, zahlen wir ihn in der Grundsteuer, die um so viel als der Zehent auswerfen mag, erhöht sind. Zweytens, müssen wir ihn vollständig bezahlen, wenn auch ein Fehljahr einschlägt; und drittens, müssen wir ihn so auch für jene Felder abstatten, die brach liegen. Die Sache ist schlimmer, nicht besser; nur giebt man dem Kinde einen andern Namen.

Warum, fragte ich die öffentlichen Ankläger meines Districts, liegt der gute Advokat so lang in den Banden? — Warum? Der Kerl hat etwas wider die neue Constitution drucken lassen. — Es ist ja nach eben dieser Verfassung erlaubt, seine Meynung für und wider jedes zu sagen. Ja, ja, wider die alte, und für die neue Denkensart.

Was ist Ursache, daß so viele ehrliche Leute in dem Reich der Freyheit so sehr mishandelt, oder gezwungen werden auszuwandern? Weil diese Freyheit nicht für ehrliche Leute, sondern nur für's Gesindel ist.

Ueber die

Ungleichheit der Menschen.

Eine

Volks-Rede

für

alle Menschen der Erde.

Herausgegeben

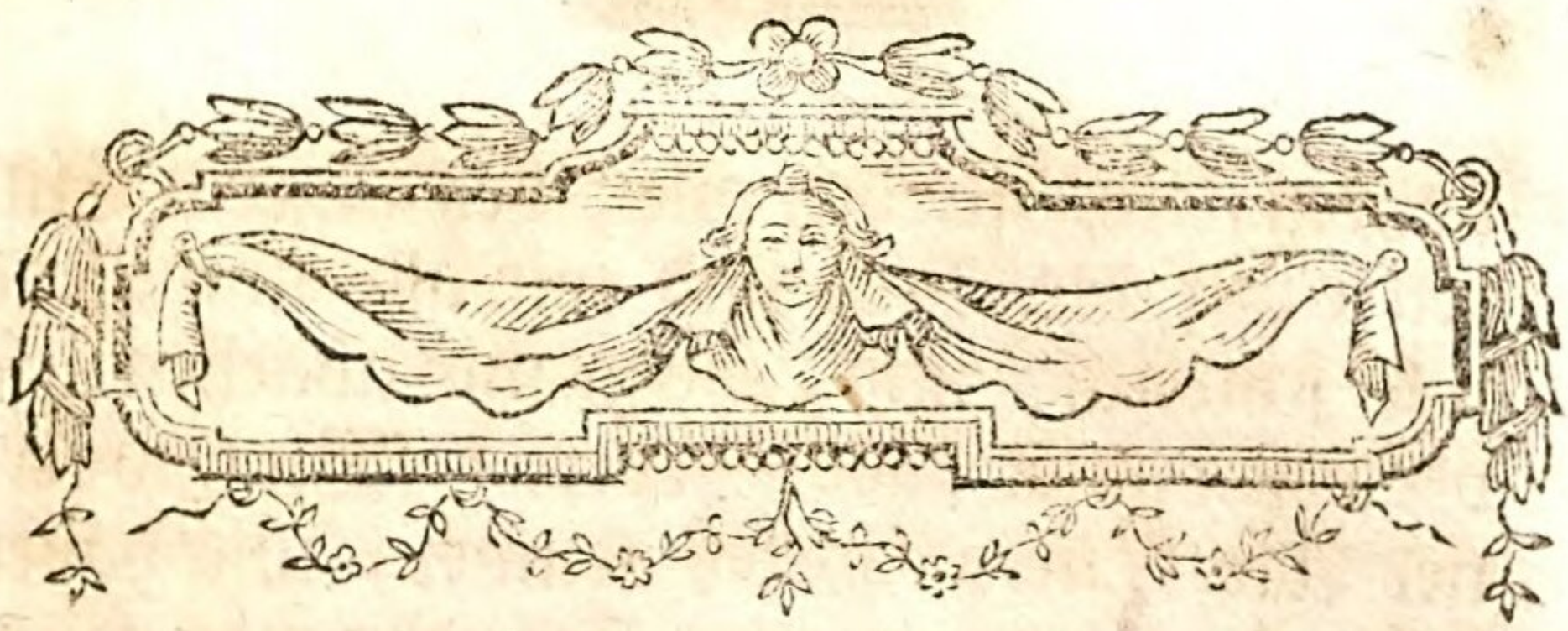
von

einem Volks-Freunde.

Mit obrigkeitlicher Erlaubniß.

Augsburg,

bey Johann Bapt. Balthasar Merz. 1793.



Vorspruch:

Herr segne unsers Landes Loos,
Zu ruhn in eines Kaisers Schoos,
Der unser Freund und Vater ist,
Weil du Sein Gott und Vater bist!
Setz Ihn zum Beyspiel in der Welt,
Daß Weisheit Aller Wohl erhält!
Sein Thun sey stets Gerechtigkeit,
Sein Wunsch des Volks Zufriedenheit!
Amen!

Es wird itzt, lieben Freunde! viel davon gesprochen und geschrieben, daß die Menschen einander alle gleich wären, daß sie also gleiche Freyheiten, gleiche Rechte hätten. Gleichwohl bemerken wir in allen Ländern auf der ganzen Erde, daß die Menschen einander ungleich sind. Einer ist stark, der andere schwach; einer klug, der andere einfältig; dieser reich, jener arm; einer befiehlt, der andere gehorcht. Was sollen wir nun hierzu wohl sagen? Wahr ist es freylich, daß wir in vielen Stücken einander gleich sind. Wir werden z. E. alle ge-

bohren, und sterben alle; bey unserm Eintritte auf die Erde sind wir alle unwissend und schwach; und, wenn wir abgehen, so verwesen unser aller Körper. Wir sind ferner Alle Eines Gottes Kinder, und haben Alle ein Recht zu den Freuden des Himmels, wenn wir auf dem Wege wandeln, der zu denselben führet.

Aber eben so wahr ist es auch, daß wir wieder in Ansehung anderer Punkte einander ungleich sind; daß wir nicht gleiche Rechte, nicht gleiche Freyheiten haben. Das Kind z. B. hat nicht gleiche Rechte und Freyheiten mit dem Vater, der Diener nicht mit seinem Herrn, der Arme nicht mit dem Reichen, der Unterthan nicht mit der Obrigkeit.

Was sollen wir dabey thun? — Sollen wir dahin arbeiten, daß alle Menschen einander durchaus gleich werden? oder sollen wir überlegen, wie wir uns, als vernünftige Menschen, als Christen, bey der Ungleichheit, die einmal da ist, verhalten sollen? Dieß soll itzt untersucht werden.

Der Gott der Ordnung lasse diese Betrachtnng für uns alle gesegnet seyn! Amen.

Unse-

* * *

Unsere Textes = Worte haben wir gewählt, aus dem Sendschreiben des heiligen Paulus an die Korinther, 12ten Kapitel, 17ten Vers, welcher also lautet:

Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör? Wenn er ganz Gehör wäre, wo bliebe der Geruch?

Durch dieses, lieben Freunde! nehmen wir Gelegenheit, mit Euch

Ueber die Ungleichheit der Menschen

zu reden; und zwar

1) Ihre Nothwendigkeit,

2) Ihre Nutzbarkeit zu zeigen, und dann

3) darzuthun, wie wir uns als Christen dabey zu verhalten haben.

Erster Theil.

Nothwendig ist alles, was wir schlechterdings nicht abändern können. Wenn es regnet: so ist es nothwendig, daß alles naß wird, worauf der Regen fällt; scheint hingegen die Sonne: so ists nothwendig, daß alles, worauf ihre Stralen fallen, und, was der Regen naß machte, trocken wird; werfe ich einen Stein gerade in die Höhe: so ists nothwendig, daß er wieder herabfällt.

Eben so nothwendig ist es auch, daß die Menschen einander ungleich sind. Sobald sie auf die Welt kommen, sind sie schon einander ungleich. Die Erziehung, die sie erhalten, ist sehr verschieden; die Eltern, von denen sie abstammen, sind ungleich — wie kann es denn da anders seyn, als daß sie auch in der Folge einander ungleich sind?

Man versuche es doch einmal, und besäe zu gleicher Zeit ein Stück Landes mit Obstkernen, und beobachte, was daraus werden wird! Werden wohl lauter gleiche Stämme zum Vorschein kommen? Keineswegs! Immer wird einer stärker seyn, als

der andere; immer einer schneller wachsen, als der andere. Wenn nun die Bäume, die auf einerley Boden wachsen, und gleiche Wartung haben, unter einander so ungleich sind: wie vielerley werden nicht die Menschen, die von verschiedenen Eltern gezeugt und gebohren, und gleich von ihrer Geburt an ungleich behandelt werden, einander ungleich seyn? Daher bemerken wir, gleich in den ersten Lebensjahren der Menschen, unter ihnen einen sehr sichtbaren Unterschied. Einer ist stark, der andere schwach; einer gesund, der andere kränklich; einer klug, der andere einfältig; einer beherzt, der andere furchtsam.

Nun betrachtet selbst, meine Lieben! wie verschieden die Menschen erzogen und unterrichtet werden! dieser bekommt harte, jener weiche Nahrungsmittel; dieser wird abgehärtet, jener verzärtelt; dieser hat Gelegenheit, alles zu erlernen, was er nur wünscht, der andere wächst ohne allen Unterricht auf. Wie ist es denn da möglich, daß solche Menschen einander gleich werden sollen? Denkt doch nur an Jakob und Esau! diese hatten Einen Vater und Eine Mutter, ja, sie waren sogar Zwillingsbrüder — und doch waren sie einander ungleich. Der eine liebte das Feld, der andere das Haus-

wesen, jener war beherzt, dieser klug. Die Natur macht also einen Unterschied unter den Menschen. Ist dieser Unterschied also nicht nothwendig? Oder können wir ihn abändern?

Vielleicht wendet ihr ein: wenn auch die Menschen einander an Einsichten und an Kräften ungleich sind: so haben sie doch gleiche Freyheiten, gleiche Rechte! dieses ist nun wieder nicht ganz wahr; denn wenn ein Mensch klüger oder stärker ist, als der andere; wird er dieses nicht benutzen? wird er nicht Vorzüge vor andern zu erhalten suchen? Und wer kann dieß ändern? Denkt doch nur wieder an Esau und Jakob! Bekam der letzte nicht bald Vorzüge vor dem andern, weil er klüger war, als der andere? Wenn wir also mit einander einig würden, daß wir von nun an Alle gleich seyn, Alle gleiche Rechte, gleiche Freyheiten haben wollten: so würde diese Gleichheit doch nur einige Tage dauern; dann würde der Reichste, der Klügste und der Stärkeste schon wieder anfangen zu befehlen, und die andern würden ihnen ganz willig gehorchen; sie würden also nicht mehr gleiche Rechte und gleiche Freyheiten haben. Wenn wir uns z. E. itzt alle auf einen Platz stelleten und fiengen nun

mit

mit einander an, nach einem bestimmten Ziele zu laufen: so wären wir anfänglich einander alle gleich, aber in der ersten Minute würden wir sehr unterschieden, einer würde bald näher am Ziele seyn, als der andere. Eben so ist es mit dem Bestreben der Menschen nach Rechten und Freyheiten; immer kommt einer dem andern zuvor.

Und nun nehmt noch dieses dazu, daß die Eltern einander so ungleich an Vermögen, so ungleich am Stande sind; daß jeder sein Kind lieb hat; daß ihn die Liebe bewegt, seinen Kindern zum Besitze seines ganzen Vermögens und seines Rangs zu helfen: wie können da Menschen einander gleich bleiben? gleiche Rechte, gleiche Freyheiten behalten? Als Abraham starb, so hinterließ er seinen Reichthum, den er durch seinen Fleiß erworben hatte, keinem von den Kindern seines Gesindes, sondern seinem Sohne Isaak. Als David sterben wollte: so stunden viele tausend unter seinem Befehle; wem übergab er aber die Regierung? Seinem Sohne Salomo. In der Familie Abrahams waren also nicht gleiche Rechte, nicht gleiche Freyheiten; Isaak hatte Vorrechte. In Davids Reiche hatte nicht jeder gleiche Rechte, glei-

che Freyheiten: Salomo hatte Vorrechte. Isaak und Salomo hatten das Recht zu befehlen; alle andere, die zu ihrem Hause und Reiche gehörten, mußten gehorchen. War dieses wohl abzuändern? Setze sich doch ein jeder an Abrahams und Davids Stelle, würde er wohl anders, als sie gehandelt haben? Und wenn es nun gewiß ist, daß die Liebe der Eltern zu ihren Kindern sie dringt, daß sie ihnen ihr Vermögen, ihren Rang zu zuwenden suchen; so haben die Kinder des Armen und Niedrigen mit den Kindern des Reichen und Vornehmern nie gleiche Rechte und gleiche Freyheiten.

Die Ungleichheit der Menschen ist also nothwendig. Zweifelt ihr daran, so will ich euch noch eine Frage vorlegen: Wer ordnete es denn so, daß Isaak Abrahams und nicht Elieſers, Salomo Davids und nicht des Rentmeisters Adorams Sohn war? Was wollt ihr darauf antworten? Gewiß nichts anders, als dieses: Gott hat es so geordnet. Es ist also Gottes Ordnung; es ist schlechterdings nothwendig, daß die Menschen einander ungleich seyn müssen.

Zweyter Theil.

Die Ungleichheit der Menschen ist nun, wie alles, was Gott geordnet hat, sehr nützlich.

Nützlich ist es, daß sie einander ungleich sind an Kräften und an Einsichten. Denn hätten alle Menschen gleiche Einsichten, gleiche Kräfte: so bedenkt nur selbst, was daraus werden sollte; so würden alle einerley Geschäft treiben wollen, und eine Menge anderer höchst nützlicher Geschäfte würde liegen bleiben. So aber, da es der gute Gott so weislich geordnet hat, daß immer ein Mensch klüger, einer stärker, als der andere ist; einer in diesem Stücke, der andere in einem andern mehr Einsicht hat: so finden sich zu allen Arten von Geschäften immer Leute genug, die sie zu treiben Lust und die hiezu erforderliche Geschicklichkeit haben. So baut, zum Beyspiel, ein Theil das Land, und versieht uns mit allerley Nahrungsmitteln, mit Holz und vielen andern Dingen, die uns nothwendig und nützlich sind; ein anderer verarbeitet die Sachen, die er aus den Händen des Landmanns empfängt, zu Kleidung, Werkzeugen, Gefäßen u. s. w.; ein

drit=

dritter Theil ist damit beschäftiget, dasjenige, was seine Mitbürger durch ihren Fleiß hervorgebracht haben, zu verkaufen, und uns dagegen die Früchte der Erde und des menschlichen Fleißes aus andern Ländern zu zuführen. Menschen beschäftigen sich mit Nachdenken über Gott und seine weise Regierung, über die Menschen und wie sie vernünftiger, gesünder, besser und glückseliger werden können; oder mit Betrachtung der Natur, der Erde, ihrer Gewächse und Bewohner; oder beobachten und berechnen den Lauf der himmlischen Körper, und alle diese theilen das, was sie durch Nachdenken und Beobachten gelernt haben, wieder andern, entweder durch Schriften oder mündlichen Unterricht mit. Alles dieses Gute entspringt aus der Ungleichheit der Menschen, welche der Apostel Paulus mit den verschiedenen Gliedern des menschlichen Leibes vergleichet, und dann fraget: Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör? Wenn er ganz Gehör wäre, wo bliebe der Geruch?

Gut ist es auch, daß die Menschen einander ungleich sind in Ansehung der Vermögensumstände. Zweifelt ihr daran, so überlegt nur selbst, was aus uns werden wür-

würde, wenn wir alle gleich reich wären! Wenn auch jeder von uns viele tausend Gulden besäße: so wären wir doch alle sehr arme Leute. Denn, wozu nüßte uns das Geld? Wollten wir etwas dafür arbeiten lassen: so würde sich Niemand finden, der Lust bezeigte, die Arbeit zu übernehmen. Warum sollte er denn arbeiten? um des Geldes willen? er hat ja selbst genug. Wollten wir etwas kaufen, so würden wir nichts bekommen können, weil jeder das, was er hätte, für sich behalten würde. Große Kisten voll Gold würden uns so wenig nützen, als Kisten voll Steine. Wir würden also Alle arm seyn; alles selber verfertigen, unser Brod selber bauen, unser Vieh selbst warten, unser Haus, unsere Kleidung, unser Hausgeräthe, alles selbst machen, wenigstens die müheseligsten Arbeiten, mit welcher sich bisher die Armen beschäftigten, selbst verrichten müssen — welch ein elendes Leben wäre dieß!

Wie weit besser ist es, daß Reiche und Arme neben einander sind. Da reißt die Armuth eine Menge Menschen, die müheseligsten und beschwerlichsten Arbeiten zu verrichten; da wird der Acker angebauet, das Vieh verpfleget, eine Menge Dinge zu unserer

serer Kleidung und Bequemlichkeit ver=fertiget; unsere Wohnung wird gebauet; und allenthalben finden sich Leute, die be=reit sind, gegen eine mäßige Belohnung dieselbe von Zeit zu Zeit auszubessern.

Salomo bauete einen Tempel, ein Haus, welches man in den damaligen Zei=ten als ein halbes Wunderwerk ansahe, und viele Millionen kostete. Wie war dieß möglich? Dadurch, daß er sehr reich, und andere arm waren; dadurch war er in den Stand gesetzt, so viel Holz, so vie=le Steine, so viele Arbeiter, als er nur verlangte, zu bekommen.

So, und nicht anders, meine lieben Freunde! ist es noch bis auf den heutigen Tag. Alle gemeinnützigen Anstalten, al=le große Unternehmungen, wodurch oft die Glückseligkeit ganzer Völker befördert wird, kommen hauptsächlich dadurch zu Stande, weil Reiche da sind, welche die dazu nöthigen Abgaben bestreiten können, und Arme, welche für Belohnung zu ar=beiten gern bereit sind. Reiche und Ar=me müssen unter einander seyn: der Herr, unser Gott, hat sie beyde ge=macht.

End=

Endlich ists auch gut, daß wir einander am Stande ungleich sind. Wären wir einander alle gleich: so würde es sehr schwer seyn, andern Gesetze vorzuschreiben, die doch schlechterdings nöthig sind, wenn eine Gesellschaft ruhig und vergnügt leben soll; noch viel weniger würde man im Stande seyn, die Menschen zur Befolgung der Gesetze zu bringen. Jeder würde sagen: Wir sind alle gleich — warum will mir dieser befehlen? —

Wer war je rechtschaffener und weiser als Jesus? Gleichwohl, da er nicht von vornehmem Stande war, verachtete man ihn. Ist er nicht, sagte man, der Sohn Mariens? der Bruder Jakobs und Josephs, und Judä und Simons? Sind nicht auch seine Schwestern bey uns? (Mark. 6, 3.) — Wenn nun dem Weisesten, dem Rechtschaffensten solche Vorwürfe deßwegen gemacht wurden, daß seine Eltern nicht vom vornehmen und hohen Stande waren: wie viel mehr müßten dieß andere erwarten, wenn sie denen, die mit ihnen von gleichem Stande sind, Gesetze geben, und sie zur Befolgung derselben anhalten wollten. —

Ganz anders ist es hingegen, wenn ein Mann von höherm Range, ein Fürst, Gesetze giebt, und auf die Befolgung derselben dringt: da schweigt alles; da findet der Unterdrückte Schutz: der Gewaltthätige Widerstand: Alles gehorcht seinen Gesetzen.

Freylich wird man dagegen Vieles einwenden; man wird eine zahllose Menge Exempel von Bedrückung anführen können, welche die Schwachen von den Starken, die Armen von den Reichen, die Niedrigen von den hohen Ständen erdulden mußten. Geläugnet kann dieses keineswegs werden. Aber giebts wohl in der Welt mehrere Exempel von Unterdrückung, als von Ueberschwemmungen und von Feuersbrünsten? Demohngeachtet betrachten wir die Ströme, die bisweilen aus ihren Ufern treten, das Feuer, welches so oft arme Leute macht, als große Wohlthaten Gottes, und überlegen nur, wie wir uns bey Ueberschwemmungen und Feuersbrünsten zu verhalten haben.

Laßt uns ein Gleiches in Ansehung der Ungleichheit der Menschen thun! Laßt uns dieselbe als weise göttliche Ordnung ehren! Laßt uns die Gesetze willig und

treu

treu befolgen! Laßt uns unserm Monarchen und unsern Obrigkeiten, nach der von Gott eingesetzten Ordnung, jederzeit gehorsamen. Du Herr der Himmeln und der Erde!

Schütz unsern Kaiser auf dem Thron,
Bewahr Ihn vor Gefahr;
Erhabner Tugend süßen Lohn
Schenk Ihm hier immerdar.

Gieb, daß Sein hoher Fürstenthron
Der Tugend Stütze sey;
Des niedern Lasters frecher Sohn
Bleib nie vor Strafe frey.

Gieb Seinen Heldenschaaren Muth,
Zu ziehen in den Krieg;
Ein jeder wage froh sein Blut,
Ihm zu erfechten Sieg.

Laß lange ferne seyn das Ziel,
Das Er erreichen soll;
Mach Seiner Segenstage viel,
Mach sie Ihm freudenvoll.

Laßt uns, geliebten Freunde! nun noch überlegen, was wir als vernünftige Menschen, als Christen, bey der nothwendigen Ungleichheit der Menschen zu thun haben.

Dritter Theil.

Wenn nun die Menschen einander ungleich sind: so ist einer mehr, einer weniger, als der andere. Wollen wir also untersuchen, was wir als vernünftige Menschen, als Christen, dabey zu thun haben; so müssen wir zweyerley überlegen: erstlich, was derjenige zu thun habe, der über, zweytens derjenige, der unter dem andern ist.

Was muß also derjenige thun, der über andere, durch seinen Verstand, Reichthum oder Stand, erhoben ist? etwa sie unterdrücken? ihre Rechte und Freyheiten immer mehr einschränken? Dieß wäre nicht christlich. Das Christenthum lehrt uns Menschen ganz kurz, aber sehr deutlich, was die Höhern gegen die Niedern zu beobachten haben, indem es sagt: **dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat.**

Hast du also mehr Verstand als andere, so wende ihn an, die Einfältigen aufzuklären; deine Einsichten ihnen mitzutheilen, zu zeigen, wie sie vernünftiger, besser und glücklicher werden können; und

wenn

wenn sie zu schwach sind, als daß sie die Lehren: die du ihnen mittheilst, fassen könnten, so stehe ihnen wenigstens mit deinem Verstande bey, wenn sie denselben nöthig haben.

Hast du mehr körperliche Stärke, als andere: so diene ihnen damit; wende sie an, um die Schwachen zu unterstützen, so oft sie deines Beystandes bedürfen.

Bist du reicher, als andere: so wende deinen Reichthum nicht an, um den Armen zu unterdrücken, den Lohn seiner Arbeit immer mehr zu schmälern; sondern diene ihnen mit der Gabe, die du empfangen hast! suche alle Gelegenheiten auf, wie du den Fleißigen und Geschickten Arbeit, und durch dieselbe Nahrung verschaffen kannst, und sey wohlthätig gegen diejenigen, welche Alter, Krankheit oder Jugend außer Stand gesetzt, sich ihre Nahrung zu erwerben. — Brich dem Hungrigen dein Brod! die im Elende sind, führe ins Haus!

Bist du ferner, wegen deines Standes, über andere erhoben: so gebrauche ihn dazu, alles, was gut und nützlich ist, durch

dein Ansehen, und durch dein Exempel zu befördern: und diene so andern, mit der Gabe, die du empfangen hast.

O wie wohl würde sich jeder befinden, wenn er die Gabe, die er empfangen hat, nicht dazu anwendete, um andere damit zu unterdrücken; sondern um damit zu dienen. Da würde jeder Höhere von den Niedrigen geliebt und hochgeschätzt werden; seine Arbeiten würde man treulich verrichten; er würde sich auf seine Leute verlassen können. Wie wohl befand sich der rechtschaffene Hauptmann zu Kapharnaum dabey, daß er seine Untergebenen gut behandelte, und so lieb hatte, daß er, als einer derselben krank ward, selbst zu Jesu gieng, und für seine Wiederherstellung sorgte. Dieser Hauptmann brauchte seinen Untergebenen nur zu sagen: thut das! so thaten sie es; kommt her! so kamen sie. So wurde er, durch seine Güte, Gott ähnlich, auf dessen Wink Alles zu Gebothe steht.

Ist denn dieß eben so mit denen, die ihren Verstand, Reichthum und Ansehen dazu anwenden, diejenigen zu unterdrücken, die unter ihnen sind? Keineswegs! Denn sie werden nicht nur nicht geliebt, sondern gemeinig=

meiniglich gehaßt: man benutzt jede Gelegenheit, wo man sie hintergehen, betrügen, ihrer Herrschaft sich entziehen kann. Habt ihr nicht gelesen, oder erzählen gehört, die Geschichte von dem Könige Roboam? Beym Antritte seiner Regierung versicherte er, er wolle seine Unterthanen mit Scorpionen züchtigen. Was richtete er damit aus? Dieses, daß der größte Theil seiner Unterthanen vom ihm abfiel, und sich einen andern König wählte. Erinnert ihr euch nicht jenes harten Amalekiters, als sein Knecht in seinen Diensten krank ward, und er ihn ohne Nahrung, ohne Verpflegung, und ohne Erquickung in der Wüste, im Elende liegen ließ? Was hat er damit ausgerichtet? Dieses, daß er ihn seinem Feinde, dem David, der ihn erquickte, der also sich seiner annahm, verrieth, und diesem den Weg zeigte, auf welchem er seines Feindes Heere beykommen und es schlagen konnte.

Wird dieses nicht noch immer durch die tägliche Erfahrung bestättigt? — — Von vielen Beyspielen wollen wir nur eins anführen. Welche Herrschaft hat das ungetreueste Gesinde? Gemeiniglich diejenige, die es zu hart behandelt. Dieß ist so wahr,

daß selbst das Vieh, wenn es hart und unbarmherzig behandelt wird, nicht so viel Nutzen bringt, auch nicht so viel Arbeit thut, als geschehen würde, wenn man dasselbe gelinder behandelte, und für die Verpflegung desselben bessere und hinlängliche Sorge trüge.

Was sollen wir nun aber thun, wenn andere vor uns merkliche Vorzüge haben; wenn sie deßwegen über uns gesetzt sind; wenn wir für sie arbeiten, und ihnen dienen müssen? Sollen wir dabey ganz gleichgültig seyn? — Dieß ist nicht möglich, und wird auch keineswegs von uns gefodert. Wir haben alle einen Trieb, weiter zu kommen, und mehr Einsichten zu erlangen. Dieser Trieb ist unserer Natur eingepflanzet, von Gott selbst eingepflanzet, und kann und darf nicht unterdrückt werden. Es kann uns also nicht gleichgültig, es wird uns einigermassen angenehm seyn, daß Andere vor uns Vorzüge haben.

Wenn wir aber den Sinn der Lehre Jesu recht gefaßt haben; wenn wir sie zu befolgen uns angelegen seyn lassen; so wird diese Unannehmlichkeit nicht nur gemindert werden, sondern so, wie alles Unangenehme, zu unserm Besten dienen müssen.

Grämen

Grämen und beklagen dürfen wir uns also darüber nicht, wenn andere uns vorgezogen sind. Denn wozu nützt dieses? Machen wir dadurch die Sache anders? Verbittern wir uns dadurch nicht unser Leben? Und wie können wir uns darüber grämen, da wir wissen und glauben, daß dieses Gottes Ordnung sey? Wenn Alles unter seiner Regierung steht; wenn Alles von ihm kommt: so ist ja auch gewiß die Ungleichheit der Menschen seine Ordnung. Die heilige Schrift sagt ausdrücklich: daß die Obrigkeit von Gott geordnet sey. Eben so gewiß ist es nun auch, daß die Vorzüge, die andere vor uns haben, von ihm geordnet sind. Wie können und sollen wir uns also darüber grämen? Ist denn nicht Alles gut, was Gott geordnet hat?

Noch viel weniger dürfen wir sie deßwegen beneiden, oder ihre Vorzüge zu schmälern und sie an uns zu reißen suchen. Wäre dieß wohl christlich und der Menschen- und Bruderliebe angemessen? stimmte es mit der Lehre Jesu überein, und wäre es seiner herrlichen Vorschrift gemäß: Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch? — Wer wird sich aber wohl wünschen, daß

andere ihn, wegen seiner Vorzüge beneiden, sie zu schmälern und an sich zu reißen suchen?

Welcher Mensch wird sich also wohl dieses gegen andere erlauben? und wie unvernünftig wäre dieses? Wenn der Schwächere sich gegen den Stärkern empörte; wenn der Arme, der Niedrige die Vorzüge des Reichen und Vornehmen an sich reißen wollte: was würde er damit ausrichten? dieses, daß er jenen ein Recht gäbe, ihn zu strafen und zu unterdrücken. Daher kann es nicht anders kommen, welche widerstreben, werden ein Urtheil über sich empfangen; wer sich selbst erhöhet, das ist, wer unerlaubte Mittel gebrauchet, um sich über andere empor zu schwingen, der wird erniedriget werden.

Nur ein Mittel ist da, um uns von unserer Niedrigkeit empor zu heben, wozu uns das Christenthum ermuntert, und welches uns unsere gesunde Vernunft anräth, ein sehr einfaches, aber gewiß ein sehr starkes und wirksames Mittel; es ist dieses, daß man seine Geschäfte immer treu verwalte, durchaus rechtschaffen handle,

le, und in seinem Geschäfte immer verständiger und geschickter zu werden suche. Ein Mensch, der in allen Stücken treu und rechtschaffen ist, der Verstand und Geschicklichkeit sich erworben hat, er mag seyn, wer er wolle, Gelehrter oder Ungelehrter, Hoher oder Niedriger, Reicher oder Armer, macht sich seinen Vorgesetzten gleichsam unentbehrlich, und erwirbt sich eine Würde, die Jedermann ehren und hochschätzen muß: setzt sich in den Stand, daß er sich nach und nach von andern, die ihn allenfalls unterdrücken wollen, unabhängig machen kann, ohne nöthig zu haben, sich gegen ihn zu empören. Merkt wohl auf! die Sache ist wichtig! Auf diesem Wege wurde Elieser, Abrahams Knecht, sein Vertrauter, und Joseph, ein Sklave, der nächste nach dem Könige in Egypten. Und noch itzt wird der Diener, in jedem Stande, auf diesem Wege, der Vertraute, sehr oft auch der Rathgeber seines Herrn. **Willst du dich nicht fürchten vor der Obrigkeit, vor deinen Vorgesetzten; so thue Gutes, so wirst du Lob von derselbigen haben.**

Beschluß.

Wenn wir doch alle die Ungleichheit der Menschen nach dem Sinne Jesu beurtheilten, und nach seiner Anweisung uns in dieselben finden lernten: so würden wir gewiß aufhören, uns über dieselbe zu beklagen; ja, wir würden vielmehr finden, daß sie für uns sehr nützlich und wohlthätig sey. — Selbst Ungerechtigkeiten und Bedrückungen würden wir, so wie Sturm und Hagel, als Verhängnisse betrachten lernen, wodurch wir selbst besser, vernünftiger und thätiger gemacht werden sollen.

Ihr, die ihr wegen eures Verstandes, Reichthums oder Standes über andere erhoben seyd, ihr fühlts selbst, ists nicht wahr: daß diese Vorzüge auch mit Unannehmlichkeiten verknüpfet sind? Habt ihr viel Verstand: so übernehmt ihr auch viele Geschäfte, die euch oft lästig werden; habt ihr Reichthum: so entsteht daher Sorge und Kummer, wie ihr ihn erhalten wollt, und Verdruß, wenn ihr etwas davon verliert; seyd ihr über andere gesetzt: so verursacht die Aufsicht über sie, ihre Versorgung

gung und Verpflegung, oft auch ihr Unfleiß, ihre Untreue, ihr Ungehorsam euch mancherley Unruhe. Ja ihr werdet bisweilen in traurigen Stunden fühlen, daß eure Vorzüge euch lästig und beschwerlich werden.

O wie oft schätzt der Verständige, der sich mit vielen Zweifeln quält, der unter schweren Geschäften seufzt, den Einfältigen glücklich, der in seiner Unwissenheit arbeitet, und um alles andere, was um ihn her vorgeht, unbekümmert ist; wie oft hat schon der Reichste, der Fürst, die stille, häusliche Ruhe des Aermsten seiner Taglöhner beneidet! — —

Auch bey Euch ist nur ein Mittel da, durch welches ihr eure Vorzüge recht benutzen und euch recht viele Freuden damit machen könnt. Dieß ist, daß ihr andern damit dienet, sie zum Beßten anderer anwendet. Dadurch werdet auch ihr Gott ähnlich, der seine Macht, Weisheit und seinen ganzen Reichthum zum Beßten seiner Geschöpfe gebraucht; dadurch werdet ihr euch die Liebe, die Achtung, den Dank und Segen eurer Mitmenschen erwerben; zur Zeit der Noth werdet ihr auf ihre Hülfe und Beystand rechnen können; Der Herr wird

euch

euch erretten zur bösen Zeit, und erquicken auf dem Sterbbette. Die Stunde des Scheidens wird euch leicht werden, wenn um euch Menschen stehen, die euch Dank und Segen nachrufen: lange wird euer Name noch in den Hütten genannt werden, wohin ihr Zufriedenheit, Ruhe und Nahrung brachtet; ja es ist das Mittel, wodurch ihr selbst in der Ewigkeit, wo Reichthum und Stand nichts mehr gilt, euch Vorzüge vor andern verschaffen könnet. Wer über das Wenige, das ihm anvertrauet war, treu gewesen, das ist, wer es zum Besten seines Nebenmenschen angewendet hat, **der soll über viel gesetzt werden.**

Ihr, die ihr niedriger als andere stehet, o wie wohl werdet ihr euch befinden, wenn ihr euch nach der Anweisung eures Erlösers betraget, und eure Lage als Gottes Ordnung betrachten lernet; wenn ihr, statt euch über das zu grämen, was ihr nicht habt, euch vielmehr freuet über das, was euch gegeben ist; über eure Gesundheit, über euer gutes Gewissen, über die schöne Natur, in der ihr lebt, über die Aussicht an den Himmel und die Hoffnung einer seligen Ewigkeit; wenn ihr, statt andern ihre Vorzüge zu entreißen, lieber treu und rechtschaffen eure Geschäfte verwaltet; euch selbst immer

mehr

mehr Vorzüge zu erwerben, durch Nachdenken eure Umstände zu verbessern, und euch mehr Geschicklichkeit zu erwerben sucht. — O dann werdet ihr gewiß sehr glücklich seyn; mit frohem Herzen das Gute genießen, das euch täglich Gott bescheert, euch freuen, wenn eure Geschäfte euch gelingen; werdet von euern Vorgesetzten geschätzt werden, und, bey etwaiger harter Behandlung, den sehr großen Trost haben: daß sie unverschuldet sey. Wahrscheinlich wird eure Treue, eure Thätigkeit und Geschicklichkeit ein Mittel, euch immer mehr zu erheben, euch mehr Einkommen und Ansehen zu verschaffen.

Sollte aber auch dieß nicht seyn; solltet ihr euer Erdenleben in Niedrigkeit beschließen müssen: so habt ihr doch die sehr beruhigende Hoffnung, daß sie in der künftigen Welt aufhören, und ihr erndten werdet von dem Guten, welches ihr hier thatet, ohne Aufhören.

Demüthiget Euch also unter die gewaltige Hand Gottes, damit er Euch erhöhe zu seiner Zeit.

Laßt euch meine lieben Freunde! gegen unsers guten Gottes Willen; von so manchen

chen im Finstern schleichenden Feinden des Friedens und der geselligen Eintracht nicht irre machen; gebt, um eurer selbst willen, diesen bös gesinnten Menschen kein Gehör, wenn sie euch auch noch so viel von Gleich- und Ungleichheit der Menschen vorreden. Sie meynen es böse mit euch, und sind Verführer des Volks, die aller gut gesinnten Menschen Verachtung verdienen. Denn wie ein Brunnen sein Wasser quillt, so quillet auch ihre Bosheit.

Folgt ferner dem Willen eurer von Gott verordneten Vorgesetzten; gebt den zärtlichen Lehren und Ermahnungen der Religionsdiener Raum in euren Herzen. Sie sind ja eure Leiter und Führer durch dieses Erdeleben. Durch sie werden uns, nach der Methode Jesu, die Religionswahrheiten vorgetragen. Sie sind die Gesandten Gottes und Jesu. Sie haben von dem Stifter unserer heiligen Religion die Macht, Sünden zu erlassen und vorzubehalten. Nehmet hin den heiligen Geist, welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie vorbehaltet, denen sind sie vorbehalten. Und wiederum: Was ihr auf Erden binden werdet, das soll auch im Himmel gebunden seyn, und was ihr auf Erden

lösen

lösen werdet, das soll auch im Himmel los seyn.

Lasset euch demnach durch nichts in eurem Glauben und in eurem Vertrauen auf Gott und Jesu wankend machen. Es ist uns allen ja in unserer frühen Jugend gesagt worden, was gut ist, und was Gott von uns fodert; nämlich, Gottes Wort halten, unsern Vorgesetzten und Obrigkeiten Gehorsam leisten, Liebe gegen unsere Mitmenschen ausüben, und demüthig seyn vor unserm Gott. Folgen wir also freudig dem Willen und der Ordnung Gottes; denn

Er hat Alles gut gemacht,
Und Alles also wohl bedacht.
Gebt unserm Gott die Ehre:
Amen!

Gedanken über die Freyheit für den deutschen Landmann.

1793.

Die Wahrheit wird euch in Freyheit setzen.

Jesus Christus Joh. 8. Kap. 32. v.

Freyheit scheint beym Ende dieses Jahrhunderts der allgemeine Wunsch Europens zu seyn. Das Bestreben nach diesem Gut, es mag nun Wahrheit oder Einbildung seyn, ist so hitzig, daß es seit wenig Jahren ganze Ströme Menschenbluts kostete.

O Wunsch nach Freyheit! edler Wunsch! löbliches Bestreben! wenn man den wahren Begriff von der wirklichen Freyheit hätte, und jene Mittel ergriff, welche hinreichen, frey zu werden.

Allein wie leicht ist es, das liebe Landvolk durch falschen Schein zu hintergehen! oder sind wir wohl versichert, ob man uns nicht, anstatt frey zu machen, die schrecklichsten Fesseln anwerfen wolle? sind wir überzeugt, daß es wahre Freyheit ist, die man sucht? — und daß die Mittel, die man dazu braucht, vernünftig — übereinkommend — hinreichend sind? Ich dächte, man müße die Sache ernsthaft überlegen, und nicht so leicht einen Schritt wagen,

der uns in Abgründe stürzen könnte, wo nicht mehr zu helfen wäre. Ich meynte, unser Vaterland genöße die Freyheit schon lange, ehe Franzosen sich bemüheten, uns selbe mit Waffen in der Hand über den Rhein zu bringen. Zudem sind Unglauben und Aufruhr, Mord und Verheerung gewiß nicht die angenehme Quellen, woraus die holde Freyheit fließt.

Freyheitsfreunde sollten vor allem wissen, was Freyheit ist — wie man sie, wenn man sie noch nicht hat, erlangen — und wenn man sie schon hat, erhalten soll. Und das ist die Absicht dieser gegenwärtigen Gedanken über die Freyheit.

Warnen möchte ich den guten deutschen Landmann, der nach der Einrichtung des deutschen Reichs hundertmal freyer unter seinem Fürsten seyn kann, als selbst ein stolzes Mitglied des französischen National-Convents, warnen möchte ich ihn, daß er nicht, da er eine falsche Freyheit sucht, die wahre Freyheit verliere.

Erste Ueberlegung.

Was ist die Freyheit?

Landesmänner! denket euch eine Gesellschaft der Menschen, welche eine unbegränzte und vollkommene Freyheit besitzen, die ihr euch nur wünschen und vorstellen könnet.

Eine jede Gesellschaft, oder Gemeine, so frey sie auch immer seyn mag, hat wechselweise **Pflichten** und **Verbindungen**, ohne die man sich keine **Menschengesellschaft** einbilden kann.

Pflichten und **Verbindungen** fodern und zeigen, daß **Gesetze** da seyn, folglich auch **Gesetzgeber**, **Bewahrer** der **Gesetze**, **Oberkeiten**.

Freyheit ist also fürs erste nicht **Gesetzlosigkeit**, nicht Ausnahme von aller Oberkeitlichen Gewalt, nicht zügellose Freyheit zu thun, was man will. Das Land, wo jeder thun kann, was er will, ist nicht das Land der Freyheit, sondern das Land der Verwirrung. Ohne alle Einschränkung nach Willkühr leben ist auf dieser Erde, wo alle den Leidenschaften unterworfen sind, und alle fehlen, eine Unmöglichkeit. Wir müßten zuerst außer Stande seyn, zu fehlen, wenn wir so frey seyn wollten;

ten; allein diese Freyheit hat ihre Heimat nicht unter der Sonne, sie wohnt allein im Himmel.

Freylich, um frey zu seyn, muß man thun können, was man will; aber ohne Rechtsverletzung eines andern. Sobald ich das Recht eines andern verletze, stöhre ich auf einmal seine und meine Freyheit, indem ich ihn mir, und mich ihm unterwürfig mache: ich hindere ihn zu thun, was er will; und, da er sein Recht zurück fodert, werde auch ich von ihm gehindert. Noch mehr, sobald ich ungestraft die Rechte eines einzigen verletze; stöhre ich schon die Freyheit der ganzen Gemeine, indem jedes Mitglied derselben fürchten muß, von mir ebenfalls verletzt zu werden.

Ein frecher Rechtsstöhrer wird gewaltthätig und unverschamt: seine Lüsternheit, sein Ehrgeiz, und seine Habsucht sind der einzige Plan, den er befolgt. (Job. 11. Kap. 12. v.) Was kann vor ihm sicher seyn? oder wer wird im Reich der Gleichheit Recht verschaffen? bey dieser Freyheit wären Raub, Ehebruch und Mord unstrafbar, und alle drey auf einmal jedem Schurken erlaubt; denn er ist frey, und darf thun, was er will. Da ware wohl nicht zu rathen, ein Gut zu besitzen, in einem wohlebauten Hause zu wohnen, eine wackere Gattinn, oder schön gewachsene Kinder zu haben: warum?

warum? die Freyheit nähm mir, wo's immer einem lieb wäre, Gut, und Haus, und Gattinn, und Kinder weg. Ich selbst dörfte nur das Unglück haben, einem losen Kerl zu mißfallen, beym ersten Austritt aus meinem Hause stieß er mir, denn er ist frey, seinen Dolchen in die Brust, oder mischte bey guter Gelegenheit Gift unter meine Nahrung. Dort, wo von dieser Art freye Leute wohnen, müßte ich der stärkste, oder wohl gar wider Gift und Stahl und Feuer unverletzbar seyn; sonst wäre der, so mit Ketten beladen im Blockhause ängstlich des Henkers Hand erwartet, zehnmal freyer als ich. Ungestraft ein Schurke seyn können, ist also nicht Freyheit.

Aber gesetzt, ihr wäret Republikaner, Demokraten, Selbstherrscher, eigene Gesetzgeber, könntet selbst nach Willkür Verordnungen machen, Bündnisse mit fremden Mächten schließen, Kriege ansagen, und Kriege führen; — wäre das wahre Freyheit für euch? Ohne dem Glück, welches freye Volksstaaten zu haben meynen, nahe zu treten, glaube ich es nicht. Jede Regierung, sie mag heissen, wie sie will, fodert tiefe Einsichten, Entfernung des Eigennutzens, und ungeheuchelte Abzielung aufs gemeine Beste; und Volksregierung erheischet überdas eine Uebereinstimmung der Gesinnungen und Wünsche, die einem Wunder gleicht. Wä-

re das Landvolk im Stande, dieses Wunder zu wirken?

Anton Vespuz mißrieth ehemals den Florentinern die Demokratie, welche sie einführen wollten. Er sagte: für's erste habe das Volk die nöthigen Kenntnisse und Einsichten nicht, daß man von ihm in Staats-Angelegenheiten ein richtiges Urtheil erwarten könne: die unerfahrne Menge, die aus so verschiedenen Köpfen zusammen gesetzt ist, seye unfähig überein zu stimmen, daß sie einen klugen Rath, und einen den Umständen angemessenen Spruch verfasse: man müßte, wo die Meynungen nur gezehlt, nicht aber abgewogen würden, manchmal bereits eben so viele sich widersprechende Gesetze annehmen, als Köpfe in der Republick sind, jeder würde wollen das Recht auf seiner Seite haben, würde wollen der klugste seyn, besonders da der Eigennutz fast bey jedem die einzige Triebfeder seiner Berathschlagung und Handlungen seyn würde. Zum andern, fuhr Vespuz fort, ließ es der Ehrgeitz nicht zu, eine Ordnung weder zu machen, noch zu erhalten; jeder würde sich für berechtiget glauben, zu den höchsten Ehrenstellen zu gelangen, und die öffentliche Geschäfte von jeder Art zu schlichten, in der Meynung, die Gleichheit gestatte jedem Tölpel eben so viel Recht, als dem erfahrnen Mann. Das wäre

die

die unerschöpfliche Quelle immer fortdauernder Bürgerkriege.

Sind diese zwo Ursachen, Mangel der Einsicht, und Mangel der Aufrichtigkeit im Gesuche des gemeinen Bestens nicht wichtig genug zu behaupten, das Volk seye nicht wohl im Stande, sich selbst zu regieren? Erfahrne und spitzfindige Bürger einer der berühmtesten Städte Europens waren's nicht; wie sollte es das unerfahrene und tausendmal von einander unterschiedene Landvolk Deutschlands seyn? — Und doch wünschtet ihr die Gleichheit? Wohlan! führet sie in euere Haushaltung ein; errichtet darinn eine vermeynte Republik, keiner soll mehr Recht, als der andere haben, alle sollen die Macht haben zu befehlen. Der Knecht wird also euere Kapitalien einziehen, etliche Grundstücke verkaufen, um sich zu bereichern, und den Feldbau, als eine zu mühesame Arbeit, unterlassen: die Töchter und die Mägde werden's sich nicht sauer werden lassen, nach Belieben Bequemlichkeit, Putz und Ueppigkeit zu unterstützen: die Gattinn wird, als gnädige Frau, und die jungen Buben, wie junge Prinzen, sich gewiß auch nichts mangeln lassen. Und ihr Hausväter! könnet dann als gnädiger Herr, nach zwey Jahren zusehen, wo ihr ein Stück Schimmelbrod erhaschet, den Hunger zu stillen.

Gefällt euch, diese Einrichtung, so führet sie auch im ganzen Lande ein. Diesen Antrag machte ehemals Lykurg der weise Heid einem Gleichheitsfreund, der anstatt des Adels die Volksregierung verlangte; er wollte ihn dadurch belehren, wie Plutarch meldet, der Staat seye weiter nichts, als eine große Haushaltung, und was eine einzelne Haushaltung zu Grunde richtet, eben das sey auch im Stande, den ganzen Staat zu stürzen.

Landmänner! wäret ihr wohl frey, wann ihr den Ackerbau und euer Gewerb verlassen, und mit den Waffen in der Hand wider die Feinde euerer vermeynten Republik, oder wider anders gesinnte Mitbürger ziehen müßtet? rechnet den Verlust, den euch in diesem Falle auch nur ein einziges Jahr verursachen würde, da sich die Quelle euerer Einkünften verstopfte, und die Aecker öde lägen; — denn jeder freye Bürger ist zugleich auch Soldat.

Wäret ihr wohl frey? wenn die reichsten Familien, die mit anderen verbunden sind, überall auch die mächtigsten wären, überall durchdrangen, und die Freyheit nach ihrem Vortheil lenkten? wenn Familienhaß euch stürzte? wenn List und Ränke geiziger und ehrsüchtiger Nachbarn euch in unauflösliche Prozesse verwikelten? und wenn ihr fast eben

so

so vielen Herren gehorchen müßtet, als ihr Mitbürger hättet? Die Erfahrung lehret, daß alles dieß gar oft das Loos der Volksregierung ist. Ihr wäret in diesem Zustande frey, beynahe wie ein Wild, das von Jägern eingeschlossen ist. Also ist Demokratie noch nicht wahre Freyheit für den Landmann.

„ Müssen wir unter Fürsten stehn, so
„ wär's doch besser, wir könnten sie selbst
„ nach Belieben wählen, und absetzen; nur
„ der allgemein beliebte, der milde sanfte
„ Volksfreund wär dann unser Fürst: die
„ Stellen bey Hofe besezten wir auch selbst. "
Wie ungereimt! euer Sklav wär' also Fürst. Doch wir wollen setzen, ein kleines Land (denn in einem weitschichtigen kam's noch ungereimter heraus) von etwa dreyßig oder vierzig Dorfschaften sollten sich einen Fürsten wählen; jeder Bürger und Bauer von zwanzig Jahren und aufwärts sollte uneingeschränkt seine Stimme geben. Da gäb's in einem Tage mehr Fürsten als Dorfschaften, und jede von diesen hätten den besten. Oder wo müßte man zur Wahl den Anfang machen? wie die Eigenschaften der zu wählenden Personen untersuchen? wer wäre der allgemein beliebte? — Unwissenheit, Uebereilung, Eigennutz, Partheygeist, Vorurtheile gäben die meisten Stimmen: Zerrüttung, Verwirrung waren unver-

vermeidlich, und Uebereinstimmung ohne Wunder unmöglich.

Und ihr wolltet einen bessern Fürsten wählen, als den Gottes weise Vorsicht gibt? Gott allein kommt es zu, den Völkern Fürsten zu sezen, Er, der Alleinherrscher, der Allherrscher theilt seine Macht, und seine Rechte mit, wem er will. (Denksp. Salom. 8. Kap. 15. 16. v.) Jeder Fürst ist Gottes Stellvertreter, (Röm. 13.) ist er gut, so ist er Gottes Gabe; ist er bös, Gottes Strafe.

Denket euch das Volk Israel in der Zwischenzeit von Josue bis Samuel: es war bisweilen frey, wie etwa ihr's seyn möchtet; bald hatte es einen Fürsten, den Gott ihm gab, bald keinen: ein Theil desselben wagte es einmal selbst sich einen, den Abimelech, zu sezen. War es fürstenlos, oder wählte selbst sich einen, so ist es jedesmal auch gottlos und unglüklich gewesen. Nur dann verschafte ihm der Herr die Freyheit wieder, da er über dasselbe einen Fürsten oder Richter sezte. (Richt. 2. und 9. Kap.) Eigenmächtige Fürstenwahl beym Volk wäre also auch noch nicht wahre Volksfreyheit.

Allgemeine Sicherheit ist das Hauptziel der Gesellschaft, nur darum sind Familien in Gemei-

Gemeinen, und die Gemeinen in Staatskörper und Nationen zusammen getreten, daß jedes Mirglied Schuz und Sicherheit genöße. Was ungestöhrt dieses Ziel erreicht, das ist ächte Freyheit! durchaus sicher seyn, das heißt frey seyn. Wenn eure Grundstüke und Saaten vor Verheerung, euer Geld und Hausgeräth vor Diebstal, eure Gattinn und Kinder vor Nothzucht, eure Wohnung und euer Kopf vor Gewaltthätigkeiten, und vorzüglich eure Seele vor Angst und Furcht sicher sind; dann Landmann! dann seyd ihr frey, recht frey! Ihr könnt euch eurer Felder, Gattinn, Kinder, und des eignen Herzens freun, und immer guter Dinge seyn: froh genießet ihr die Früchten euerer Arbeit; und des ruhigen und getreuen Nachbars fröhlicher Anblik vermehret eure Freude: jede Stunde bringt Vergnügen, wenn's auch die Stunde des Todes ist, und kein König auf dem Throne hat's so gut, wie ihr. Sieh Landmann! das ist der Stand der Freyheit, der glücklichste auf der Erde: sicher seyn, gut seyn, und sich so freun. (Pred. 5. K. 17-19. v.)

Aber wer verschaft diese Freyheit? der gute fromme Fürst, der Religion hat, und Religion beschüzt: der aus seinem Land, und zuerst aus seinem Palast das Laster verscheucht, und dem Unglaube dahin den Eingang versperrt:

der

der als getreuer Wächter alles Eigenthums seiner Unterthanen durch kluge Gesetze jeden Schein und jede Gefahr der Ungerechtigkeit verbannt; durch uneigennützige und einsichtsvolle Räthe und Richter jedes Unrecht, und jede Schadenszufügung bestraft und ersetzt: der durch weise Haushaltung sich in Stande setzt, den Verunglückten in allen Fällen beyzuspringen; durch liebvolle Anstalten der Armuth zuvorkömmt, den Feldbau ehrt, die Künste und Gewerbe unterstützt, und keine Müßiggänger duldet: der als allgemeiner Vater eben so eifrig für die Kinderzucht, als für die Ehrbarkeit der größern Jugend sorgt, die Schurken verjagt, die Ausgelassene züchtiget, den Heuchler nicht vor sich läßt, die Erfahrnen hervor zieht, und nur den Tugendhaften belohnt. — Habt ihr so einen Fürsten? o danket dem Himmel! ihr seyd sicher, ihr seyd frey: habt ihr ihn nicht? denket, ihr seyd seiner nicht werth, und Gott stehe im Begriffe, euch zu züchtigen.

So eine vortrefliche Regierung, und die daraus entstehende Sicherheit kann nur von der Religion erzeugt werden. Lassen Fürst und Unterthan von der Religion sich leiten und beherrschen, ist Religion die Quelle, das Muster und das Ziel der Gesetze und des Regierungsplans; nur alsdann ist das edelste der Güter, die holde Freyheit da, nur alsdann ist alles si-

cher

cher, alles frey; weil die Religion allein die Leidenschaften und Ausschweifungen zurükhält; welche die einzigen Ruhestöhrer der menschlichen Gesellschaft sind. (Denksp. Salom. 14. 34. v.) Unsere Väter kannten diese Wahrheit wohl, darum warfen sie sich munter in die süßen Bande der Religion, und ruheten froh im Schoos der Sicherheit. Auch Fürsten ohne Religion mußten doch, um sicher auf'm Thron zu seyn, die Gesetze von der Religion entlehnen; und Thronen fiengen erst alsdann an zu sinken, als sie sich nicht mehr von der Religion unterstüzen ließen. (Osee. 8. K. 4. v.)

So ist auch der Landmann ohne geübtes Christenthum in der größten Freyheit doch nicht frey, weil er weder ruhig noch sicher ist. Seyd ihr wohl frey? wenn unbändige Leidenschaften eine ungestöhrte Tyranney über euch ausüben? wenn ihr Sklav der Laster seyd? wenn Gewissensbisse die Seele foltern? und starrer Schreken ewiger Strafen das Herz zernagt? Heiden sogar sagen Nein. **Wer wills läugnen**, schreibt Cicero, **daß alle Leichtsinnige, alle die sich von Begierden beherrschen lassen, und alle Böswichte wahre Sklaven sind? ist der wohl frey, über den die Weiberliebe Meister ist, und was sie will befiehlt?** Sezen wir hinzu: ist der wohl frey? den die Habsucht unaufhörlich beunruhiget, Haß in Fesseln hält,

Neid

Neid verzehrt, und die Rachsucht auffrißt? Nein, sagt ein anderer Heid Tacitus, jene haben nur eine falsche Freyheit, die lasterhaft für sich, andern schädlich sind, und die sich nichts als durch Zank erwerben.

„ Nur der, schreibt der h. Ambrosius, ist „ in jedem Stande frey, den keiner Sache „ Liebe gefangen hält, den die Bande des Geizes nicht fesseln, der sich keines Verbrechens „ wegen zu fürchten hat, den das Gegenwärtige nicht in Unruhe setzt, und die Zukunft „ nicht schreckt. “ Das ist überzeugendes Bewustseyn von eigner Rechtschafenheit, gutes Gewissen, innerliche Ruhe.

Was ist also die Freyheit? saget: Geistes und Körpers Sicherheit nach der gütigen Anordnung des Schöpfers; Sicherheit dessen, was zu Geist und Körper gehört. Soweit bringts Freydenkerey, und Unglauben, und Aufruhr, und Jakobinerplunder nicht; hiezu wird die übernatürliche Kraft des Evangeliums erfodert, das allein im Stand' ist, durch die Gnade seines Urhebers die Herzen zu beruhigen. Herzensruhe, Vergnügen, Sicherheit entspringt aus der Uebereinstimmung mit dem ewigen Gesetz; diese Uebereinstimmung ist die Wahrheit, nicht aber Freymaurer Philosophie. Brüder! es ist also die Wahrheit, und sie ist es allein, die euch in Freyheit setzen wird.

Zweyte Ueberlegung.

Sind die Franzosen frey?

Sie sprechen im eiteln und stolzen Tone, und loken diejenigen zu ihren geilen Gelüsten, die kaum entronnen sind, und sich von den im Irrthum wandelnden entfernt hatten. Sie versprechen ihnen Freyheit, und sie sind Sklaven ihrer Laster. Denn von wem Jemand überwunden ist, dessen Sklave ist er.

H. Petrus der Apostelfürst
im 2. Brief 2. Kap. 18. und 19 v.

Derley Sprecher, Loker, Verführer, Freyheitsversprecher und Lasterſklaven gab's zu allen Zeiten; sie haben sich aber vorzüglich in diesem Jahrhunderte durch Europa verbreitet. Eine Sekte stolzer Menschen, die sich's beyfallen ließen, in der Welt eine allgemeine Freyheit einzuführen: sie nahmen den, ihren Absichten gemäßen, Namen Freymaurer an, und wohnten viele Jahre still, und fast unbemerkt in großen und berühmten Städten. Damit man ihnen nicht so leicht auf die Spur käme, machten sie Anfangs weder großen Lärmen, noch

vieles Aufsehen. Wie Ungeziefer wuchs ihre Anzahl nach und nach sehr stark. Reichthum, Adel, Witz, und vorzüglich Gunst und Ansehen an großen Höfen waren immer die Verdienste, um in ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden. Nach einer Zeit erschienen sie unter prächtigen Titeln der Aufklärer, Illuminaten, Erlauchten, Philosophen, Wahrheits- und Freyheitsfreunden, Jakobiner, Patrioten. So müßten sie wohl heissen, um desto besser im eiteln und stolzen Tone sprechen zu können. Ihr Hauptsiz schien Paris zu seyn, wo sie mit leichter Mühe ganz Europa übersehen, und nach Belieben alles in Bewegung seßen konnten; denn sie hatten in allen Staaten und Gegenden von jedem Stande Mitglieder, Anhänger, Beförderer. Obschon viele Mitglieder dieser Sekte ihre Absichten und Geheimniße nicht wußten, sondern durch den Schein der Freundschaft und Litteratur verführt wurden; so waren's doch großen Theils immer Leute ohne Religion, läugneten die Offenbarung, die Unsterblichkeit der Seele, und sogar oft das Daseyn Gottes, lehrten Aufruhr, Meuchelmord, Fürstenmord, Selbstmord. Der Freyherr von Crillon liefert hievon die augenscheinlichsten Beweise, die er vor ungefähr zwölf Jahren zu Paris, wo er den Gesellschaften derselben beywohnte, mit Augen und Ohren und Händen gesammelt hat. Er ist Zeu-

ge, daß dort in einem Monat wenigstens zehn, die bekannt geworden, sich selbst entweder durch einen Pistolenschuß den Kopf zerschmettert, oder vom Fenster auf die Gasse hinabgestürzt, oder auf eine andere Art sich getödet haben; nichts von unzählbaren anderen zu sagen, die man, ohne ihre Todesart zu wissen, plözlich tod gefunden. Denn bey diesen Freyheitsstiftern ist andere oder sich selbst ermorden, Großmuth und Tapferkeit. Man darf nur die philosophischen Nachrichten des eben gedachten Crillons lesen um sich hievon zu überzeugen.

Das Unternehmen, an dem sie schon viele Jahre gearbeitet haben, und noch immer thätiger arbeiten, ist schrecklich; man muß die ganze Bosheit der Hölle besitzen, um so einen Entschluß zu fassen, und ihre ganze Macht, ihn auszuführen. Sie haben bey sich festgesezt, **alle Religion, und alle Herrschaft von der Erde zu vertilgen.** „Lasset uns sprachen sie, „die Vorurtheile der Nationen umstossen, las„set uns eine barbarische und der Gesellschaft „schädliche Religion unterdrüken; lasset uns „der Gewalt der Könige einen Zaum anlegen; „wir werden sie einsmals nöthigen, sich selbst „von ihrem Throne herabzustürzen. Wir be„zwingen die Völker: persönlicher Vortheil, „Ergözlichkeiten, Freyheit, dieß sind unsere

„ Kriegsschaaren; welche Gewalt wird so sieg-
„ reichen Waffen widerstehen? — Lasset uns
„ die Priester und Mönche unterdrucken, ver-
„ bannen, ausrotten: sind keine Pfaffen mehr
„ da, so verschwindet auch die Religion, das
„ einzige, so wir zu fürchten haben, und die
„ Thronen Despoten stürzen dann, da sie oh-
„ ne Stütze sind, von sich selbst. Verstellung,
„ Verläumdung, Gift, Eisen und Pistole die-
„ nen uns, was uns hindert, aus dem We-
„ ge zu räumen: und kommt einer in die Klem-
„ me, so ist Selbstmord unsere Rettung. —
„ Im übrigen alles wagen und nichts fürchten
„ sey unser Feldgeschrey. Dieß ist die Natur
„ unserer Regierung. Wir scheinen anfangs
„ einsame Bürger zu seyn; in kurzer Zeit aber
„ sind wir Könige, und bewegt sich alles nach
unserm Willen.“

Das ist der fürchterliche Entschluß, den diese Feinde des menschlichen Geschlechts in ihren Zusammenkünften gefaßt haben, wo sie insgemein auch abgöttische Handlungen verübten, da sie dem Brustbild eines Philosophen *) in heidnischer Opferpriesterkleidung Weyrauch anzündeten, zu seiner Ehre Loblieder anstimmten, und in verschiedenen Sprachen diese Worte wiederholten: „ Die ganze Welt soll erfahren,
„ daß dieser große Philosoph jener Gott ist,
„ den

*) Voltairs.

„den wir anbethen? “ Niemand würde diese höllische Abscheulichkeiten glauben, wenn sie nicht von Augenzeugen **) bekannt gemacht, und durch den Erfolg lezterer Jahren nicht sattsam bewiesen wären.

Die Ausführung dieses eben so weitschichtigen als grausamen Planes fordert natürlich Nachdenken und Ueberlegung: daher sind die **Freymaurer**: und **Illuminaten**: Logen, die **Freyheits**: und **Jakobinerklubs** entstanden, worinn man sich über die Mittel zu berathschlagen pflegt, und die Maaßregeln vestsezt, den gefaßten Vorsaz zu vollziehen.

Mittel, derer sie, die Welt umzukehren, sich bedienten, sind, wie man aus der Erfahrung, und ihrem eignen Geständniß hat, unter andern folgende:

Schein der Gelehrtheit, damit sie nicht nur als Männer von tiefer Einsicht und besonderm Witz verehret würden, sondern auch die Akademien und Gesellschaften der Gelehrten despotisch beherrschen könnten. Sie wollten die Alleinsprecher und Alleinschreiber sein, um alle Schriften der Religion heimlich herab zu würdigen und auszumerzen. Sie zogen die

**) Von diesen ist der Freyherr von Crillon einer.

Augen der litterarischen Welt an sich, errichteten neue Studien- und Erziehungssisteme, die zu ihrer Absicht taugten. So war's ihnen leicht, ihr Gift unter die Jugend zu verbreiten.

Preßfreyheit und Ströme der Schriften, womit sie die Welt überschwemmten. Sie bedienten sich nicht nur der Verstellung, sondern auch der zierlichsten und anmüthigsten Schreibart, um alles, was zur Religion gehört, lächerlich zu machen. Sie theilten sich in Klassen ab, und jede mußte jährlich aus ihrem Fach einen Schwarm loser Schriften liefern. Schimpfschriften, Komödien, Romane, Gedichte, und Millionen Piecen von jeder Gattung wodurch Frechheit, Aufruhr, Unzucht und Schamlosigkeit reitzend geschildert und gelobt werden, sind die Werke dieser erlauchten Gelehrten, welche alles aus den heidnischen Schriftstellern genau zusammen klauben, der christlichen Religion zu spotten. Wie viel schrieb nicht bisher der verruffene Ruef zu Freyburg!

Einschleichen bey Höfen. Sobald sie sich Ansehen erworben, kostete es nicht gar viel, die Aufmerksamkeit der Höfe zu gewinnen, indem sich's Fürsten immer zur Ehre rechnen, Beschützer der Litteratur zu seyn. Diese Afterphilosophen wußten sich als taugliche und dem Staat unentbehrliche Männer vorzustellen. Es

war

war genug, daß ein einziger das Zutrauen des Monarchen oder eines seiner Minister gewann; er konnte schon allein dadurch die schwache Seite des Hofes ausspähen, und so als Projektant und Rathgeber sich und seine ganze Gesellschaft nothwendig machen; konnte nach Wunsch unter falschem Schein eines Staatsnuzens wider Religion und gute Sitten Hofdekrete herausbringen. „Erinnert euch, heißt es im achten „Artikel ihrer Satzungen, daß man sich der „Zugänge zu allen ansehnlichen Stellen des „Staates bemächtigen müsse.“ Warum? die Monarchen, je nachdem es zum Vorhaben dienlich scheint, bald einzuschläfern, bald aufzuhetzen, bald ihnen die Augen zu verbinden, bald durch Irrwische zu verblenden: sie mußten unterschreiben, wenn's auch im Taumel oder Traum geschahe. O Fürsten! so täuschte man euch schon lange.

Hofmeisterstellen; denn nur Aufklärer mußten seither die Hoch- und wohlgebohrne Jugend bilden, und um der hohen Geburt der Kinder keinen Schandfleck anzuhängen, mußten's fast lauter Franzosen seyn. So wurden die jungen Herrchen Philosophen, Religionsfeinde und Gotteslängner, ehe sie wußten was Religion ist. Dem guten jungen Crillon ward so ein Hofmeister aus Paris zugeschikt, *)

*) Siehe seine philosophische Nachrichten 16. 17. Seite.

und Columbeau vertratt diese Stelle beym Reichsvizekanzler zu Wien, bis seine teuflische Konspiration zu Ende des vorigen Jahres entdeckt worden.

Ausspäher, die Heimlichkeiten der Regierungen und edler Familien zu erfahren; sie brauchten hiezu reisende Gelehrte, Kaufleute, Krämer, und Gauckler, theils ihre Grundsätze und Schriften auszustreuen, theils Nachrichten einzusammeln, theils sich neue Anhänger zu werben. Aus eben dieser Ursache zogen sie fremde Bediente an sich, die sie wohl besoldeten, daß sie die Reden und Gesinnungen ihrer Herrn auffangen, und selbe getreu und ohne Verzug hinterbringen sollten. *)

Verführung und Gebrauch des Frauenzimmers. Hiedurch machten sie sich beliebt, fanden Geld, Credit und Zutritt an manchem Ort, den sie sich ohne dieses Mittel nicht so leicht würden verschaffet haben. Der siebente Artickel ihrer Satzungen heißt ungefähr so: „Forschet den Charakter der Weibspersonen „wohl aus: ziehet die jungen und artigen auf „euere Seite, den Betagten aber entdecket eue„re Heimlichkeiten. Unterdessen schmeichelt al„len, und lobet alle übermäßig; sie werden „euch jederzeit glauben, und ihr werdet niemals „zu

*) Ebenda. 96. Seite.

„ zu viel von ihnen sagen. Verschaffet ihnen „ den Ruhm, daß sie Witz besitzen: denket im= „ merdar hundert artige Reden aus, und leget „ sie ihnen in den Mund. ꝛc“ Dieser schöne Handel diente ihnen vortreflich auch dazu, junge und witzige Leute, die ihnen mit der Zeit wichtige Dienste leisten konnten, in ihr Garn zu locken: sie kuppelten ihnen artige Weibspersonen zu, um sie recht fest durch die Fesseln der Leidenschaft zu verstricken: so war's dann ein Spas, diesen unglücklichen Schlachtopfern der Verführung die Grundsätze des Unglaubens beyzubringen.

Täuschung des Volks, dem sie Güter= vermehrung und Freyheit versprachen, ohne den Willen, viel weniger die Macht zu haben, ihr Versprechen zu halten. „ Lasset uns, (hieß es vor etwa zwölf Jahren in einer Illuminatenloge zu Paris) vor dem Volk als außer= „ ordentliche Menschen erscheinen, in unsern „ Reden, Schriften und Manieren sonderbar „ seyn: lasset uns eine unbekannte Lehre vor= „ tragen, und ein Buch einer neuen Sitten= „ lehre verfertigen. Das Volk hält ungemein „ viel auf Freuden: lasset uns seinen Leiden= „ schaften schmeicheln: es ist von Natur spöt= „ tisch; bewaffnen wir uns mit Spottreden, „ und machen vorzüglich seine Oberkeiten und „ Priester lächerlich u. s. w.“ Dieser Spitz=

bubenstreich gienz ihnen wirklich, besonders in Frankreich, sehr gut von statten. Als Schmarotzer und Hofkatzen beredeten sie die Fürsten, damit die Finanzen vermehrt würden, das jammernde Volk mit neuen Tributen und Abgaben zu beschweren: beym Volk aber schrieen sie als Aufwiegler, über Druck, Ungerechtigkeit und Tyranney, und hetzten's so wider seine Souveraine auf. Gewiß, um Aufruhr zu stiften, konnten sie's nicht geschickter angehen; zuerst die Fürsten hintergehen, und alsdann das Volk verführen, das macht unfehlbar Rebellen.

Wenn in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts je ein Souverain die Schranken überschritt, so that er's gewiß nicht aus Volkeshaß; er war verführt durch die Projekten der **Freymaurer und Freyheitsstifter**; er glaubte, es müßte so seyn, und er thäte weiter nichts als seine Pflicht. Die Pfaffen waren noch die einzigen, die Fürst und Volk in der Ordnung, in gegenseitiger Treue und Liebe erhielten; man mußte also zuerst die Pfaffen theils aus dem Weg räumen, theils alles Ansehens berauben, ehe man Fürst und Volk hintereinander hetzen konnte. Und das war seit etwa fünfzig Jahren das Geschäft der Freydenker. Aus dieser Quelle flossen die **Gewissens- und Religionsfreyheit**, wodurch alle Bande der Ordnung zerrissen, die Strafloßigkeit, die Einmischung

in

in pur geistliche Dinge, die Bedrückung der Geistlichkeit, die Verachtung der Religionsgebräuche, und die mannigfaltigen Erschwerungen des geistlichen Berufes: daher die Revolution in Frankreich, und alle damit verbundenen Unheile; daher die Ermordung des Königs in Schweden, und!! ꝛc. ꝛc. Da, Landmänner! habt ihr ein kleines und noch ganz unvollkommenes Schattenbild der Aufklärer und Freyheitssprecher.

Wie nun? um auf unsere Frage zurückzukommen, pestilenzische Leute von dieser Art sollen dem Volke die Freyheit verschaffen können? Wir wollen das Wunderding doch sehen! Frankreich ist nun ganz in die Aufklärer- und Freydenkerform umgegossen; Frankreich hat nun keinen König, keine Herrschaften, keine Pfaffen mehr: alle Bewohner dieses großen Reiches sind nur Bürger, sind gleich: der ärmste Taglöhner heißt jetzt, wie der, so vom königlichen Blute herstammt, Bürger. Wie froh muß jetzt dort der Landmann seyn! Er darf dem König nicht mehr steuern, und dem Pfaffen nicht mehr opfern. Er hat aber auch nichts mehr, wovon er steuren und opfern könnte: seine Aecker liegen öde und ungebaut, seine Weinberge verwüstet, seine Früchten sind von den Nationalarmeen aufgezehrt, sein Geld in den Händen der Repräsentanten der Nation,

seine

seine Söhne und Knechte sind Soldaten, er selbst muß statt des Pfluges oft die Musquete in die Hände nehmen, für Gold und Silber, und für seinen eigenen Schweiß erhält er weiter nichts als Papier. Edelleute, Priester, Mönche sind fort; aber Künstler, Handwerker, Taglöhner haben jetzt keine Kundschaften, und bald auch keine Nahrung mehr: und müßen doch ganz allein alle Staatsunkösten bestreiten. Manche Haushaltung, die vorhin in einem Schloß oder Kloster ihr Brod fand, muß jetzt darben. — Ist das Freyheit?

Mit Kindern überladene Väter konnten ehedem ihren Söhnen theils in Klöstern und bey Edelleuten, theils auch außer'm Lande rühmliche und gute Versorgung beyschaffen. Jetzt aber ist jeder Vater und Sohn, unter dem Titel eines freyen Bürgers, Sklave des Nationalkonvents; der erwachsene Sohn muß zur Armee, und ist er in der Fremde, muß der bedrängte Vater an seine Stelle zween liefern und besolden.

Franzmänner mußten freylich der Krone Tribut bezahlen, und ihre Besitzungen waren sicher. Jetzt aber ist Vermögen ein Verbrechen; wer viel Geld hat, ist ein Aristokrat, sein Haus wird geplündert. Zudem, fodert der Unterhalt des Nationalkonvents und der Armeen nicht

mehr, als vorhin die königliche Tribute? Vergleiche man nur den jetzigen Zustand französischer Handelsleute mit dem vorigen, und man wird bekennen müßen, Frankreich gleiche einem Acker, wo die schönsten Früchte standen, die aber der Hagel verwüstet; und einer reichen Quelle, die versieget. Ist das Freyheit?

Auch vormals waren bisweilen die Gefängniße angefüllt, aber nur mit schädlichen Menschen: auch Könige vergoßen Blut, aber nur das Blut der Reichsfeinde oder der Bösewichte. Allein jetzt, zur Zeit der Freyheit, ist das ganze ehemals so blühende Königreich ein großes Gefängniß, wo viele tausend Menschen einem noch härtern Schicksal mit Furcht und Schrecken entgegen sehen: eine weitschichtige Blutbühne, wo jeder Bürger bald Richter, bald Henker, bald der Verurtheilte ist; wo man oft kaum einen Schritt über die Hausschwelle wagen kann, ohne auf unglückliche Leichen zu treten; wo man am Abend eines Schreckentages im Bette noch ängstlich beben muß, ob nicht etwa Munizipalitätskommissäre den Vater von den Kindern, und den Gemahl von der treuen Gattin trennen werden: wo so manche unglückliche Gemahlinnen beym traurigen Anblicke ihrer plötzlich erwürgten Männer in Ohnmacht dahin sinken. Ist das Freyheit?

Als Könige noch regierten, konnte der Katholick ungestöhrt mit himmlischfrohem Herzen öffentlich den Pflichten seiner Religion obliegen; auch der Nichtkatholik war wenigstens ohne Zwang. Aber jezt ists Laster, ist Staatsverbrechen ein Katholik zu seyn. Kaum vor einem Monat saß der abgesezte König als Missethäter vor dem Nationalkonvent, und man warf ihm das Versprechen den katholischen Gottesdienst wieder einzuführen, als ein Hauptverbrechen vor. Mordbrenner, Strassenräuber, und Kehlabschneider *), Banditen, Hugonoten, Gotteslängner und Deisten sind jezt Freunde der Nation. Aber der sich öffentlich für einen ächten alten Katholiken erklärt, der wird als Feind des Vaterlandes behandelt. **) Ist das Duldung? ist das Freyheit? Nein, es ist Verfolgung, ist Sklaverey.

Und diese gräuelvolle Verfassung wollen sie mit bewaffneter Hand auch euch aufdringen, deutsche Biedermänner! sie wollen die uralten Grundgesezze, Sitten, Religion, Rechte, Gewohnheiten, unter derer Schuz sich unsere Väter so gut befanden, auf einmal umstoßen, und damit pralend mit Banden umwundene Gau-

*) So nannten die im Unterhaus zu London die Mitglieder des Parisernationalkonvents am 15. Christmonat vorigen Jahres.

**) So giengs allen ungeschwornen Priestern,

Gauckelbäume errichten. Sie versprechen euch mit großem Maul die Freyheit, und wollen euch zu Sklaven ihrer Konstitution machen. Nach dem Sturz der Religion, und des Staates wollen sie den Unglauben, das Heidenthum, und die wilde Barbarey jener alten unglücklichen Völker wieder einführen, die Gott nicht kannten. Man sehe nur, wie's dort zugeht, wo jetzt Franzosen die Oberhand haben, und der sognannte Freyheitsbaum schon steht.

Waren wohl die Niederländer, als ihr Gebieth von den Franzosen besetzt war, frey? o wie seufzten dort die Landmänner schon in den ersten Monaten ihrer Freyheit nach der vorigen Regierung! mit welcher sie doch so übel zufrieden waren. — Sind jetzt die Mainzer frey? sie schmachten bereits im Mangel der Lebensmittel, ihre Rebstöcke sind zum Theil ausgerissen, und ihre Obstbäume umgehauen, sogar ihre Dachbalken wirft man in Ofen. Der gute Bauer genießt von den Franzosen diesen einzigen Vortheil, daß er nach und nach alles verliert. So ist er freylich frey, und wenn man ihm den Rock vom Leib, und die Augen aus dem Kopfe reißt, so wird er noch freyer.

Dritte Ueberlegung.

Ist der deutsche Landmann unter der Regierung seines Fürstens nicht frey?

Möchten doch diejenigen vertilgt seyn, die euch in Verwirrung bringen! denn Brüder! ihr seyd zur Freyheit berufen.

H. Paul. der Ap. im Briefe an die Gal. 5. Kap. 12. Vers.

Ruhig und vergnügt lebten unsere Väter in der deutschen Reichsverfassung, denn sie waren sicher. Und ihr! Nachkömmlinge dieser wackern Biedermänner! wolltet das prächtige Erbtheil, die Sicherheit, die sie euch hinterliessen, mit dem schreckenden Irrwisch einer falschen Freyheit vertauschen? — Ihr ahmtet so närrisch jenem Hund nach, der das schönste Stück Fleisch, da er am Wasser nach dem Schatten desselben schnappte, unglücklich aus dem Maul verlor. Ihr sehet jenseits des Rheins den betrüglichen Schatten, oder besser zu sagen, das betäubende Schreckenbild einer falschen Freyheit; sobald ihr euch davon einnehmen lasset, verlieret ihr die deutsche Freyheit,

Heit, und macht euch zu Sklaven, gleich den Fischen, die in Angel beißen. Brüder! ihr seyd als Reichsunterthanen wirklich frey. Gebt acht! ich spreche mit euch recht aufrichtig, und was ich sage, hat Gründe.

Ihr klaget über Frohndienste, Zinse und Tribute, uud wähnet, derley Abgaben bestehen mit der Freyheit nicht. Allein die Sache verhält sich anders. Setzet nun, ihr waret nach euerm Wunsche keiner Herrschaft unterworfen, müßtet weder frohnen, noch Tribut bezahlen. — Euer Nachbar aber wagte es im Fruhjahr ein Achttheil von euerm Acker abzupflügen, und die Marken zu übersetzen; triebnachmals seine Heerden auf euere Saaten, die seither euer Herz so oft ergötzten; würfe das schönste Heu, so ihr eben jetzt einführen wolltet, in den Bach, der euere Wiesen durchrauschet: ein anderer dort zerschnitt in der Aerndte euere besten Garben, und im Herbst verderbte ein dritter euern Weinberg und die Obstbaume: mehrere lauerten im ruhigen Winter, wie sie euer Haus bestehlen, oder euch gar an Gesundheit, Ehre und Leben schaden konnen. Setzet einmal, ihr befändet euch in diesem Fall (der sich, wo keine Herrschaft ist, gar leicht ereignet) und böse Leute, die es immer giebt, spielten euch jährlich Possen von dieser Art; wäre euch dieser Zustand lieb? oder was gäbet ihr

dem, der alles, was euer ist, vor jedem Schaden zu sichern, und jeden Schurken im Zaum zu halten verspräche? Ich meyne, ihr überliesset diesem getreuen Beschützer gern und willig einen Theil euers jährlichen Einkommens; ihr dächtet: lieber will ich einen Theil freywillig hingeben, als das Ganze immerfort in Gefahr lassen; geht mir schon ein Theil weniger ein, so bin ich doch im Besitz des Ganzen ruhig und sicher, und kann dessen froh seyn.

Nun dieser getreue Beschützer, dieser Wächter und Hirt euers Eigenthums ist der Landesfürst durch seine Gesetze und Beamte. Wer's wagen wollte, die Marksteine schalkhaft zu verrücken, aus Neid die Saaten und Pflanzen zu verderben, aus Habsucht zu greifen, was nicht sein ist, der würde vom Fürsten gestraft, und der Schaden, wo's nur möglich wäre, müßte ersetzt werden. Hievon überzeugt euch die Pflicht und Macht des Fürsten. Wie? soll's euch schwer fallen, diesem getreuen und mächtigen Wächter aller euerer Güter Grundzinse und Tribute zu geben? verdient er sie denn nicht? soll er, ohne euern Beytrag, euch zum Beßten Beamte unterhalten? soll er umsonst hüten? das thut euch ja nicht einmal der Nachtwächter, und der Rinderhirt.

Unter

Unter des Regenten Schutz sind euere Gattinnen, Kinder, Felder, Heerden sicher, sicher euere Geldbörse: beobachtet ihr die Pflichten eines wachbaren Hausvaters, wie der Fürst die Regentenpflichten über sein Land, so wird kein unzüchtig Aug, und keine habsüchtige Hand sich erfrechen, etwas im Hause zu verletzen, auch wird kein Mordbrenner, und kein ungestrafter Dieb im Lande seyn. Denn der Fürst hat Polizeydiener und Soldaten, hat Schwert und Galgen und Scharfrichter. Um diese allgemeine Sicherheit zu erhalten, die ohne Regierung nothwendig zerfiel, um so viele Sicherheitsdiener zu besolden, hat die Herrschaft euere Beyträge nöthig. Abgaben und Frohndienste sind also nicht Zeichen der Sklaverey, sondern Mittel der Freyheit.

Noch mehr, Frohndienste, Bodenzins, Lehnzins, Schatzung, Kopfsteuer, Fallrechte, und alle übrige Abgaben, sie mögen heißen, wie sie wollen, gründen sich alle auf uralte gültige Verträge, und auf unverletzbare Rechte, wodurch die Gesellschaft und Gott selbst den Landmann mit seinem Fürsten verband; und die Landleute schätzten sich glücklich, durch dieses Mittel ihre Sicherheit zu befestigen. Verträge und Rechte, die aus der Natur der Gesellschaft fließen, und die man ohne Ungerechtigkeit, ohne sich selbst und der Gesellschaft zu schaden, nicht

verletzen kann. Darum schrieb der heilige Paulus, der wahre Freyheitsprediger, die Abgaben als eine Schuldigkeit und Nothwendigkeit vor. Röm. 13. Kap. 6. u. 7. Vers.

Ferner muß der Fürst immer einen beträchtlichen Geld- und Mundvorrath haben, daß er im Fall der Noth seinen Unterthanen aufhelfen könne. Ich weiß, daß es Fürsten in Deutschland giebt, die dem bedürftigen Landmann um geringe Zinse Geld anleihen, mit der besondern Wohlthat, das Kapital stückweis nach Belieben und Kräften auszulöschen.

Zörnt etwa der Himmel über euch, und läßt aus dem Schatze seiner Gerechtigkeit Mißwachs oder Hagel, oder Fluten und Sturmwinde über euere Felder, oder eine fressende Seuche über euere Heerden kommen; dann wird der fürsichtige Fürst aus seinen Vorrathshäusern, die er euertwegen mit vielen Unkosten unterhält, euch Getreide geben, daß ihr aufs Jahr wieder ansaen konnet; wird euch, wenn er kann, Geld vorstrecken, den Schaden, so euere Heerden litten, nach und nach zu ersetzen. Wäret ihr euere eigene Herrn, hätte's ihr wohl auch so?

Künste und Wissenschaften, auch auf'm Lande, sind viel kostende Früchte der Fürstensorgen. Der Fürst und seine Räthe sind euerer

Kin-

Kinder Väter, die sich durch gute Anstalten bestreben, sie zu tauglichen Männern bilden zu lassen, daß ihr sie gut versorgen, und Herzensfreude an ihnen erleben könnt. Ists wohl wider die Freyheit, wenn ihr zum Unterhalt so gütiger und nützlicher Anstalten etwas beytragen müßt? ich meyne, es seye vielmehr Nahrung der Freyheit.

Wenn Fürsten Armen = Kranken = und Schulhäuser errichten, und einen Theil der Bauunkösten und Bauarbeiten jenen aufladen, zu derer Nutzen diese Gebäude aufgeführt werden: wenn sie geschickte Aerzte aufstellen, und andere Gesundheitsanstalten treffen, davon wieder ein Theil auf die Unterthanen fällt: sollen alsdenn diese Wohlthaten wider die Freyheit streiten? O wie mancher arme Handwerker findet sein Brod, und kommt sogar zu Vermögen bey Errichtung herrschaftlicher Gebäude!

Auch Leibs=und Geldbußen stöhren die Freyheit nicht, sondern sind nothwendige Mittel, selbe zu erhalten. Strafloſigkeit ist ja nicht Freyheit; sonst wäre eine Schurkengesellschaft die beßte. Das Unrecht strafen, und dem Verletzten Recht verschaffen, ist Sicherheitserforderniß, und folglich Freyheitspflicht. Seyd ihr ein Uebertreter, so werdet ihr ein Verletzer allgemeiner Freyheit, und der Strafe würdig.

Re=

Regenten sind nicht denen fürchterlich, die Gutes thun; sondern nur denen, die Böses thun. Röm. 13. Kommt ein Lump an die schwarze Tafel, so ists nicht der Fürst, der ihm die Güter nimmt, die ohnehin schon nicht mehr seine Güter sind; er giebt sie nur dessen Gläubigern, daß sie nicht gar alles verlieren. Und so hat auch jedes Gesetz, jede herrschaftliche Verordnung bey Verträgen nur die Absicht, eines jeden Eigenthum zu versichern, vor Habsucht und Lumperey zu schützen. Nicht wahr? das ist Erforderniß der Freyheit?

Zu Kriegszeiten ist mit dem Vaterlande auch die Freyheit in Gefahr. Allein das deutsche Reich hat Armeen, ohne daß der Bauer seinen Pflug zu verlassen gezwungen wird. Müßt ihr etwa einen eurer Söhne zur Armee schicken, so bekommt er vom Fürsten Sold, und ihr seyd bey Durchzügen und Quartieren etlicher Truppen, und sogar bey Kriegssteuren hundertmal mehr glücklich und mehr frey, als wenn ihr als Republikaner und Demokrat in Bürgerkriegen und Aufruhren selbst die Waffen tragen müßtet, und genöthiget wäret, euere eigene Felder verwüsten zu helfen.

Ueberhaupt hat das deutche Reich die tauglichste und angenehmste Freyheitsregierung: deutsche Fürsten können nicht wohl Despoten seyn,

seyn, sie sind durch die allgemeine Reichsgesetze gebunden: sie können nicht so geradehin nach Willkür regieren: es giebt ein Oberhaupt, der Kaiser, dem sie unterworfen sind; es giebt höchste Reichsgerichte, wo man wider sie, wenn sie zu weit giengen, Klage führen, und Beschwerden vorbringen könnte; und wo man jedesmal dem gedrückten Theil Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Da hat also kein Despotismus Platz. So viele Mühe sich die Freygeister bisher gaben, diesen schönen Freykörper des deutschen Reichs, theis durch den Despotismus an den Höfen, theils durch Zügellosigkeit beym Volk, zu zerritten; konnten sie doch nicht viel zu Stande bringen: das deutsche Reich ist noch allzeit eine einzige große Gemeine, worinn jeder große und kleine Fürst Hausvater über seinen Antheil, Beschützer, Wächter, Hirt des Eigenthums, der Ehre, des Lebens seiner Unterthanen, und die Stütze der Sicherheit ist. Schien je einer zu weit zu gehen, so geschah's gewiß nur darum, weil er unter seinen Räthen Freygeister hatte, die ihn von der Wiege an verzärtelten, gängelten, und durch falsche Grundsätze verderbten; sie schwächten in ihm die Religion, oder raubten ihm sie ganz. Es war aber für Fürst und Unterthanen Gottesstrafe. Job 12. Kap. 17. Vers.

Indessen blieb die vortrefliche Reichsverfassung im Grunde unerschüttert, womit unsere Väter so wohl zufrieden waren, ohne von einem andern Freyheitswunsche auch nur zu träumen: sie glaubten, sie wären nach dem Reichssistem in der allgemeinen Sicherheit wirklich frey, so daß sie sogar bey der Religionsveränderung keine andere Freyheit suchten, und in Ansehung der Regierung bey der alten Verfassung blieben; und sie hatten recht.

Deutsche Landmänner! auch ihr seyd immer vergnügt unter der Leitung euerer Fürsten gewesen, und habt euch glücklich geschätzt, des deutschen Reichs Unterthanen zu seyn; bis seit einigen Jahren schwärmerische Freygeister es unternahmen, euch die Köpfe warm zu machen, und in Verwirrung zu bringen. Sperret diese Ruhe- und Freyheitsstöhrer ins Tollhaus, und lasset euch von Narren nicht hintergehen. Ihr werdet euere Fürsten wieder lieben, und sie euch: dann wünsche ich euch Glück zur Freyheit!!

Was ist

Gleichheit?

Aus dem Wälschen übersetzt.

Augsburg,
bey Joh. Bapt. Balth. Merz. 1793.

Was ist Gleichheit?

Bey diesen Zeiten reden alle von Gleichheit; und vielleicht haben sehr wenige einen wahren Begriff davon. Besonders verbindet der gemeine Mann eine Idee damit, welche, so sehr sie seinem rohen Verstande angemessen, und in ihrer Anwendung falsch ist, eben so sehr seiner Habsucht schmeichelt, und auf Stiftung der größten Unordnungen hinauszielet, welche am Ende dem gemeinen Manne selbsten lästiger werden, als jener Gattung Leute, wider welche sie anfangs einzig angezettelt zu seyn schienen. Die geringsten Folgen der heut zu Tage gemeinen Meynung über die Gleichheit würden seyn ein Geist der Unabhangigkeit von den Gesetzen, eine geringe Ehrfurcht auch gegen die tugendhafteste Klasse der Gesellschaft, das Verlangen nach ungerechter Anmassung eines jeden Ranges, und endlich die offenbare, oder heimliche Plünderung auch des schmalesten fremden Eigenthums: und wollte Gott, daß trotz des sanftesten Unterrichtes, trotz des heftigsten Losziehens, und trotz der schrecklichsten Bannflüche, welche die Diener des Altars von den Kanzeln der Religion herabdonnern, um eine entgegen gesetzte Denkensart einzuflößen, viele Kassen, viele Speicher, und vie-

le Keller die Wirkungen dieser Meynung über die Gleichheit nicht schon gefühlet hätten!

Hier biethet die Philosophie der Religion die Hand, und die Religion sollte diesen Augenblick zur Unterstützung der Philosophie benutzen.

Hier spricht man mit dem gemeinen Manne, und zwar im Stil des gemeinen Mannes: Diejenigen, welche nicht dazu gehören, glaubte ich schamroth zu machen, wenn ich an sie meine Rede wendete. Daher will ich glauben, sie haben mit gewißen vorgeblichen Zeitungs-Meistern, welche in diesem Stücke weit unter dem Volke selbst stehen, nichts gemeines.

Wollet ihr wissen, was man im Sittlichen und im Rechtlichen durch Gleichheit verstehen müße? Bildet euch ein, es habe sich folgendes ereignet. Robinson und Jadich machen mit ihren Weibern eine Reise über Meer. Es erhebt sich ein Sturmwetter, und sie werden auf eine Insel hinausgeworfen, wo sie sich retten. Ihre Fahrzeuge, dem Wasser und den Winden überlassen, werden zerschlagen, und zerstreuet; daher sind sie gezwungen auf der Insel zu bleiben, ohne in ihre Heimath wieder kehren zu können. Zum Glücke treffen sie auf dieser Insel einige Hauser an, aber ohne Bewohner; denn diese waren kurz zuvor von den Seeraubern weggeführt worden. Darinn finden sie Werkzeuge zum Ackerbau, und genugsame Unterkunft. Die Insel biethet ihnen etwas angebautes Erdreich, und etwas Getreid

treid zum Säen an. Robinson und Zadich merken ganz wohl, daß, um sich zu ernähren, nothwendig sey, die Erde anzubauen: daher werden sie einig, selbe in gleiche Stücke zu theilen, und sich Uebrigens im Nothfall zu helfen.

Nach Verlauf eines Jahres sammeln Robinson und seine Gattinn, weil sie thätiger, stärker, und emsiger als die andere Familie waren, um einige Säcke Getreid mehr. Daher entsprang also zwischen zwo Familien die **Ungleichheit** in den nützlichen Erzeugnißen.

Es ereignet sich, daß Zadich ein Vater von vielen Kindern wird, und der Ertrag seines Erdreichs erkleckt schon nicht mehr, alle zu ernähren. Robinson hingegen zeuget nicht mehr, denn zwey, und hatte nach und nach seine Grundstücke verbessert. Zadich kömmt dann zu ihm, und biethet ihm einen Theil seines Erdreichs an, mit der Bitte, er möchte ihm hingegen eben so viel Getreid für die Ernährung seiner Familie ausfolgen lassen. Robinson willliget in diesen Vertrag ein, und sehet! er ist nun reicher als Zadich auch in Rücksicht auf die Grundstücke. So entsteht dann eine **Ungleichheit in liegenden Gütern.**

Endlich, da die Söhne des Zadichs heran wuchsen, und das schmale Erdreich für so eine Zahl nicht mehr erklecken wollte, geht einer aus ihnen, mit Namen Orondal, zum Robinson, und macht ihm den Antrag, er wolle ihm einen Theil seines Grundstückes bearbeiten,

mit der Bedingniß, daß die Einkünfte davon unter sie getheilt werden sollten. Robinson nimmt den Antrag an. Und so ist nicht nur die Ungleichheit, sondern auch der Gegensatz in Rücksicht auf das Eigenthum festgesetzet. Robinson besitzt, und Orondal besitzt nicht; Robinson befiehlt, und Orondal dient.

Unterbrechen wir da die Geschichte, um einigen Ueberlegungen Platz zu machen. Glaubet ihr, daß diese zwo Familien in der ganzen Folge dieser Erzählung die natürliche Gerechtigkeit beobachtet haben? Ihr fühlet es im Innersten eueres Herzens. Glaubet ihr, sie haben die Gleichheit des Rechts beobachtet? Ohne allen Zweifel; und eben darum haben sie die Gerechtigkeit beobachtet, weil sie nach der Richtschnur der Gleichheit gehandelt haben. Aber in der That selbsten sind sie unter einander ungleich geworden. Ich gebe es zu: sage aber zugleich, daß sie eben Kraft des Grundsatzes der Gleichheit so ungleich und zwar mit allem Rechte ungleich sind. Fasset ihr es noch nicht? Ich erkläre es.

Saget mir: wenn in dem Augenblicke, da Zadich und Robinson mit ihren Gattinnen aus dem Schiffe stiegen, Zadich dem Robinson das Leben geraubet hätte, würde er eine gerechte Handlung ausgeübet haben? Ihr antwortet: Nein. Und warum doch? Weil, werdet ihr mir sagen, Zadich nicht Herr über das Leben Robinsons war. Aber warum, frage ich wieder, ist er nicht Herr darüber? Weil, erwie-

wiedert ihr, Zadich ein Mensch ist, wie Robinson, und nichts mehr: und folglich, wenn Zadich das Recht gehabt hätte, den Robinson zu ermorden, würde auch dieser aus gleichem Grunde das Recht gehabt haben, den Zadich zu ermorden: welches ein Widerspruch ist.

Aber da sie sich an einem Orte befinden, wo es weder Gesetze, noch Richterstühle, noch Strafen giebt, wäre es wenigstens im Augenblicke, da sie aus dem Schiffe stiegen, dem Zadich nicht erlaubt gewesen, den Robinson seiner Kleider zu berauben, oder ihn wie einen Hund zu binden, und zum Sklaven zu machen? Euer Herz und euere Zunge antworten mir mit Unwillen: Nein. Und warum dieß alles? Aus dem nämlichen Grundsatz, wie oben: und, wiederhole ich, Robinson hätte seiner Seits das nämliche Recht über Zadich gehabt.

Ihr fühlet also, daß wenigst in diesem Zeitpunkt die **Gleichheit** der einzige Grund der Gerechtigkeit unter den Menschen sey: daß diese Gleichheit in einer physischen **Thatsache** gegründet sey; das ist, daß ein jeder Mensch, wie er wirklich in sich selbsten, in der Art der Geburt, — in der Gestalt, und in den innerlichen Kräften beschaffen ist; kurz, sowohl in Rücksicht auf den körperlichen Bau, als in Rücksicht auf den Geist, in seinen Bedürfnissen und in seinem Zwecke, jedem andern Menschen gleich sey.

Eben so habt ihr gefühlet, daß bey Zertheilung des Erdreichs die Gleichheit unter den zwo Familien beobachtet worden.

Wenn aber einer aus den Zween den andern vor der Aernte vom Gut und Hause hätte jagen wollen, um sich der ungesammelten Früchte zu bemächtigen? Ihr sagt mir, daß dieß Ungerechtigkeit gewesen wäre. Und warum? Weil, erwiedert ihr, da Robinson und Zadich gleich sind, und da ein jeder aus ihnen in eigener Behausung, und auf seinem Boden ohne allen Unterschied wahrer Herr ist, keiner aus beyden befugt gewesen wäre, dem andern das, was er besitzt, zu rauben, um es an sich zu reißen. Denn, wenn wir ein solches Anmassungsrecht zugeben wollten, müßten wir es einem wie dem andern einräumen, weil weder in der Natur der Dinge, noch in einigem Vertrag unter ihnen ein Grund des Vorzugs sich befindet. Daher wäre ein sothanes Recht nicht nur barbarisch, gewaltthätig, Frieden und Leben selbsten stöhrend, sondern auch ungereimt, und widersprechend.

Man muß also nothwenig einsehen, daß die Gleichheit der einzige Grund sey, welcher das Eigenthum der Dinge im gesellschaftlichen Leben gerecht und heilig macht, und wegen welchem man diesem Achtung schuldig ist.

Aber Robinson, und Zadich, welche schon Herren des durch ihren Fleiß angebauten Bodens sind, werden eben so Herren der Früchte, die davon entspringen. Wenn also Robinsons

Boden mehrere hervorbringt, als der Boden des Zadichs, bleibt Robinson nichts desto weniger rechtmaßiger Herr auch des Mehrern, und zwar aus der nämlichen Ursache, wegen welcher er Herr ist des Wenigern. Nun, gleichwie sein Eigenthum nur vermöge der Gleichheit unverletzbar wurde, so wird eben auch der Besitz eines größern Zuwachses der Reichthümer, den er sich ohne den Gränzen fremder Gleichheit zu nahe zu treten, erworben hat, nur vermöge der Gleichheit unverletzbar werden.

Es ist klar, daß, wenn Robinson das Mehrere, so er besitzt, nicht mit Achtung auf seine Gleichheit mit Zadich erworben hätte, ich will sagen, wenn er's ihm mit Gewalt, oder mit List, oder mit Schrecken entrissen hätte; er auch mit Verlauf der Zeit nicht rechtmäßiger Herr davon geworden ware. Allein es ist eben so sonnenklar, daß, da uns durch den Fleiß, und auch durch Beyhilfe desjenigen, so man Glück nennt, und also ohne das fremde Gut im Mindesten zu beschädigen erworben hat, man ihn eben vermöge des Grundsatzes der Gleichheit als den rechtmäßigen Herrn seines verbesserten Standes ansehen müße.

Daher merkt man ebenfalls, daß auch in der Lage, in welcher Robinson reich, und Drondal arm, der erste Herr und Besitzer, und der andere Knecht und gemeiner Ackersmann ist, das Recht der Gleichheit unbeschädigt bleibe. Vielmehr würde Drondal der Gleichheit zu nahe treten, wenn er ein solches Verhältniß bre-

chen wollte; und wenn einer ihn zu rechtfertigen suchte, würde er einen fortdauernden Krieg unter den Menschen für gültig erklären, und diese in die Lage der Wölfe, der Bären, und der Löwen versetzen. Lassen wir uns belehren: zwischen der wohl verstandenen Gleichheit, und dem eisernen und schrecklichen Recht des Stärkern giebt es kein vernünftiges Mittelding.

Gehen wir weiter. Diese Familien vermehren sich, und die Insel wird bevölkert. Es rücken vor sie einige Seeräuber, und die Bewohner thun ihnen Widerstand unter Anführung eines Oberhauptes, welches sie sich gewählet haben. Es schlagt die Seeräuber siegreich zurück. Die Erkenntlichkeit der Nation will das Gedächtniß dieser That verewigen, und das Oberhaupt, so sich ausgezeichnet, belohnen. Sie ertheilet ihm ein persönliches Ehrenzeichen, welches sie auch auf seine Familie und Nachkommenschaft ausdehnt.

Werdet ihr sagen, daß dieß das Recht der natürlichen Gleichheit verletze? Nicht im mindesten. Jedem andern stund der Weg offen, sich durch Talente und Tapferkeit auf solche Art auszuzeichnen: und, da so ein Held mit einhelliger Uebereinstimmung der Nation obbesagtes Ehrenzeichen erhalten hat, wird er dafür rechtmäßiger Eigenthümer, nicht anders, als jener, der durch seinen Fleiß sich ein gewißes Grundstück erwirbt, oder die Einkünfte davon verdoppelt. Kraft der Gleichheit also, welche heischet, daß einer nicht an sich reis-

sen könne, was ein anderer von rechtswegen besitzt, wenn er schon mehrer besitzt; kraft der Gleichheit selbsten, sage ich, kann das Volk, oder der Privatmann den Helden, oder seine Nachkommenschaft jenes Vorzugs nicht berauben, in dessen Besitz es ist. Die Gleichheit also, und zwar die Gleichheit allein ist es, welche dem Unterschied des Ranges nicht nur nicht zuwider läuft, sondern ihn selbsten rechtmäßig macht: und, gleichwie sie die Obrigkeiten im Zaume halt, daß sie die Unterthanen nicht unrechtmäßiger Weise bevortheilen; also hält sie auch die Unterthanen im Zaum, daß sie die Obrigkeiten nicht nach Willkür der Früchte des Fleißes, der Talente und der Tapferkeit berauben.

Wenn wir mit Genauigkeit reden wollen, so ist die Gleichheit eigentlich nicht so fast ein Recht, wohl aber das Maas und die natürliche Beschirmerinn der Rechte.

Aber lasset uns den Fall setzen, daß bey dem Volke dieser Insel sumptuarische, oder agrarische Gesetze gemacht wurden, welche das Eigenthum der Familien nur auf die Nothdurft einschränkten, und das Ueberflüßige den Eigenthümern wegnähmen, um es den Dürftigern zu geben. Was würde daraus entstehen? Nebst dem, daß so eine Verfassung den ursprünglichen natürlichen Rechten zuwieder lief, wie wir oben erwiesen haben, würde sie die Quelle einer allgemeinen Unthätigkeit, die größte Hinderniß des Nationalglückes, der Bevölkerung,

des Fleißes seyn; denn sie würde den Muth, und die Fortschritte der Kultur, und Ziviliſierung der Gesellschaft hemmen. Und in der That wer würde so thöricht seyn, und sich über gewiße Gränzen der Nothdurft abarbeiten mit der Vorausſicht, daß er für andere sich abarbeiten müße? Mit was für einem Muthe soll er, ohne Hoffnung seine Lage zu verbeſſern, sich um Einſichten, oder um Künſte und Wiſſenſchaften, oder um größern Reichthum bewerben, um ganz ſicher jener Güter beraubet zu werden, ſo ſie zu verſchaffen pflegen? Daraus würde alſo folgen, daß, da ein jeder blos auf die Nothdurft eingeſchränket wäre, er dem Unvermögenden, dem Kranken, dem Gebrechlichen, dergleichen es in einer Geſellſchaft doch immer geben würde, nicht füglich beyſpringen könnte; daß man nicht im Stande wäre weder fremde Dienſtleiſtungen zu belohnen, noch geſellige Tugenden durch öffentliche Belohnungen oder durch privat Erkenntlichkeit zu ermuntern; daß, da ein jeder gezwungen wäre, ſich nur mit der Arbeit und mit der Wirthſchaft abzugeben, Unwiſſenheit, Vorurtheile, Irrthümer, Rohheit der Sitten, Wildheit der Leidenſchaften, und Härte des Herzens die unausbleibliche Folge einer ſolchen Lage wäre. Daher würde der Staat in der größten Erniedrigung, Mattigkeit, Barbarey und Schwäche liegen. Da man alſo das allgemeine Beßte befördern wollte, würde man in der That das Beßte nicht eines einzigen befördern.

Es ist also einleuchtend, daß die Gleichheit der Güter und der Stände eine Chimäre in der Natur, und zwar eben so ungerecht als schädlich ist; daß der Versuch, sie durch menschliche Verordnungen einzuführen, eben so viel wäre, als die Unterdrückung und Herabwürdigung des menschlichen Geschlechts versuchen; und daß sie jenen viel schädlicher werden würde, auf deren Vortheil sie abzweckete, als jenen, von denen man aus Nichtbeobachtung derselben einen Mißbrauch fürchten könnte.

Daß hingegen die **Ungleichheit** der Güter und des Standes unvermeidlich ist; daß sie eine natürliche Folge der Dinge, und der menschlichen Gerechtsamen, und eine Wirkung der Ehrfurcht sey, so man gegen die Gleichheit hegt; und daß sie endlich, bis auf einen gewißen Grad, die nützlichste, ja nothwendige Bedingniß eines Staates ist.

Endlich halte ich's für überflüßig von der Ungleichheit des Ansehens, die von der Verfassung der bürgerlichen Regierung entspringt, zu sprechen. Das Volk fühlet nur gar zu stark, daß eine Stadt ohne Gesetze, ohne Regierung, und ohne Auktorität, eine Stadt, in welcher der Bösewicht nicht in Schranken gehalten, gezüchtiget, und von einer überwiegenden und rechtmäßigen Gewalt in Furcht erhalten wird, eine Grube wilder Thiere, und das wahre Bildniß des Chaos ware. Daher kömmt es, daß es, eben um der Gleichheit Ehr-

furcht

furcht zu verschaffen, vonnöthen ist, die **Obergewalt**, und die **Unterwürfigkeit** einzuführen.

In den Bedingnißen der Festsetzung der Souvränität ist wirklich eine wechselseitige Dienerschaft zwischen dem, der befiehlt, und dem, der gehorcht, eingeschlossen, mit dem einzigen Unterschied, daß in dem, der befiehlt, die Dienerschaft von der Würde begleitet ist. Der Zweck dieser Dienerschaft des Befehlenden, und ihre einzige Pflicht, woher alle ihre Gerechtsame entspringen, ist die höchste Nationalglückseligkeit: sie muß alle ihre Sorgen einzig auf den, der gehorchet, wenden, und dahin muß sie alle ihre wohlthätigen Wirkungen zusammen fließen machen. Folglich zielt dieß mit dem Verhaltniß und mit den Grundsätzen der Gleichheit eben auf die Aufrechthaltung der allgemeinen Glückseligkeit ab. Daß also die Gleichheit nirgendwo so wohl befördert, aufrecht erhalten, und beschützet wird, als in einer guten bürgerlichen Gesellschaft, das heißt, unter einem Volke, das von einer starken und wohl untergeordneten Regierung beherrschet wird, in welchem alle des Gesetzes, und keiner des Privatmannes Diener ist. Wenn je über diesen Punkt noch einige verwirrte Begriffe überblieben, würde es füglicher seyn, sie alsdann zu erörtern, wann man erklärte: **Was Freyheit sey.**

Doch, bevor ich diese kleine Schrift ende, könnte etwa einer von mir eine achte und kurze Definition der bisher erörterten Gleichheit fodern. Dann man es vielmehr eine Unt-

schrei-

schreibung, oder die Erklärung des Wortes, als eine philosophische Definizion. Ein einfacher und beziehender Begriff kann philosophisch nicht bestimmet werden. „Hier ist die Gleich„heit nichts anders, als der Zustand der natür„lichen menschlichen Rechte, in so weit sie in ei„nem einzelnen Menschen nicht groser, oder min„der sind, als in einem andern einzelnen Men„schen.“ Ein anderer könnte auch sagen: die Gleichheit sey nichts anders, als die Identität oder Einerleyheit des Maaßes, oder die Existenz der Größe der Rechte selbsten in allen einzelnen Menschen.

Um aber alle in dieser Schrift vorkommenden Begriffe zusammen zu reimen, muß man einen rechten und wichtigen Unterschied zwischen dem Rechte in sich selbsten betrachtet, und zwischen dem Gegenstand des Rechts machen, welcher die Sache selbst ist, die es angeht. Jenes, was man Recht nennt, ist nur ein abgezogenes, geistiges, unkörperliches Ding, wie z. B. die Seele: im Gegentheile kann der Gegenstand, mit welchem sich das Recht beschäftiget, seyn, und ist schier allzeit etwas Zusammengesetztes, sinnliches, und materielles. Also ist das Recht der Herrschaft eine geistige und unzertheilbare Sache: hingegen ist der Gegenstand der Herrschaft eine materielle Sache, wie das Gold, die Grundstücke, die Häuser. Und, gleichwie es sich ganz wohl fügt, daß viele menschliche Seelen, wiewohl sie untereinander gleich sind, zerschiedene Körper von

ungleicher Größe bewohnen; ja daß die nämliche Seele in verschiedenem Zeitalter mit einem Körper von zerschiedener Größe vereiniget bleibt, und wirkt, ohne ihr Wesen im Mindesten zu mindern, oder zu vergrößern: eben so können die menschlichen Rechte auf äußerliche Gegenstände von verschiedener Ausdehnung sich beziehen, und wirken, ohne ihrer innerlichen Größe etwas zu benehmen.

Also erweiset es sich, wie sie, ob sie schon in verschiedenen einzelnen Menschen sich auf gleiche Art befinden, und über ungleiche Gegenstände ausgeübet werden, dennoch, wenn sie im Begriffe sind einander zu stoßen, oder in Collision zu kommen, oder sich in's Gleichgewicht zu erhalten, immer ihre Gleichheit fühlen lassen. Zween gleich starke Kämpfer, einer zur Verwahrung eines kleinen; der andere eines viel größern Guts angestellet, können sich einander nicht bevortheilen, um selbe an sich zu reißen; und, wenn man sie schon mit ungleichen Lasten belegt, hören sie doch nicht auf, mit völlig gleicher Stärke ausgerüstet zu seyn. Also ist der Hirt in seiner Hütte, und der Große in seiner vergoldeten Kutsche gleicher Maßen unverletzbar, und über ungleiche Gegenstände geben sie eine gleiche Stärke in ihren Rechten zu erkennen. Kurz: Die Gleichheit liegt in den Rechten, die Ungleichheit in den äußerlichen Gegenständen, über welche sie ausgeübet werden.

Sehet, was Gleichheit sey, und wie man sie verstehen, anwenden, und ausüben soll.

Hirtenbrief

des

Hochwürdigsten Herrn

Bischofes zu Antwerpen

bey Gelegenheit

der Befreyung Belgiens

von dem Joche der Franzosen.

Aus dem Niederdeutschen übersezt.

1793.

Hirtenbrief
des
Hochwürdigsten Herrn
Bischofes zu Antwerpen

bey Gelegenheit der Befreyung Belgiens von dem Joche der Franzosen.

Cornelius Franziskus durch Gottes und des heiligen Apostolischen Stuhls Gnade Bischof zu Antwerpen, Apostolischer Vikarius des katholischen Theils des Bischthums von's Herzogen-Busch, ꝛc. Allen Gläubigen unseres Bischthums Heil im Herrn.

Da es der allwaltenden Vorsehung Gottes beliebte, unser und noch mehrere benachbarte Länder wunderbar zu befreyen, und einen tyrannischen Feind plötzlich daraus zu jagen; einen Feind, sage ich, der nicht nur allein durch die Macht seiner Waffen, sondern auch

durch die befremdensten Vorstellungen, durch allerhand bisher ungewöhnliche Verführungs-Mittel getrachtet hat unsern Gottesdienst, und unsere bürgerlichen Vorrechte umzustürzen; dem unsere theure, von unseren Voreltern mit so vieler Mühe errichtete und festgestellte Verfassung nichts als ein Gauckelspiel oder ein bloßes Hirngespinst zu seyn schien: sollen wir, meine Brüder! nach diesem für ganz Europa so wichtigen Ereigniße, das der Barmherzigkeit Gottes, und den durch ihn gesegneten Waffen seiner Gesalbten allein zu zuschreiben ist, unterlassen können, uns mit euch insgesammt vor dem Herrn aus des Herzens Grunde zu erfreuen? Nein, das wäre weder billig noch thunlich.

Indem ich euch aber zur Dankbarkeit aufgeweckt habe, kann ich mich gegenwärtig nicht entübrigen, auch, so viel mir möglich ist, einen allgemeinen Eifer nebst der Willfährigkeit und Liebe gegen einander je tiefer und tiefer in euere Herzen einpflanzen zu können. Denn, obwohl ich nun seit acht Jahren der frohe Zeuge euerer liebreichen Gefühle und euerer Geneigtwilligkeit zu allem Guten gewesen bin:

so müßet ihr, meine Brüder! mir doch gestat-
ten, es öffentlich zu sagen, daß die Zeit be-
vorsteht, und nun wirklich heran gekommen
ist, noch helleuchtendere und offenbarere Be-
weise davon an Tag zu legen. Wer seinen
Bruder nicht liebt, sagt der heilige Johan-
nes, (1. Br.. 3, 14.) der bleibt im Tode.
Zudem wird er noch in diesem Zeitpunkte all-
gemeine Unheile über das Land ziehen.

Darum müßen wir zuerst alles Vergan-
gene, alles, was von Seiten unserer Mit-
bürger nur einigen Schein gehabt haben kann,
den wahren christlichen und vaterländischen Ge-
sinnungen zuwider gewesen zu seyn, tief herab
in das Buch der Vergessenheit stellen, und
künftig hin nur eine Seele, nur ein Herz ha-
ben; alle Partheyen sollen ein Ende nehmen;
Ein jeder soll sich beständig angelegen seyn las-
sen, seine Pflicht zu erfüllen ohne dem Betra-
gen anderer, besonders der Obrigkeit einer
Stadt oder des Landes mit schielen Augen
nachzuforschen und es zu tadeln. Dieses fo-
dert Gott und der Fürst, die Kirche und der
Staat, unser zeitliches und ewiges Wohlseyn.
Und ihr solltet euch dazu weigern? Nein,

meine Brüder! das glaube, das hoffe ich nicht. Sollte denn wohl der Haß und der Neid vor eueren betrogenen Augen die Gestalt und die Farben des Vergnügens angenommen haben? Oder aber solltet ihr das Unglück, das Verderben eines ganzen Landes erdulden können? Gott hat uns nach seiner Erbarmung einen Landes-Herrn verliehen, dessen Scharfsinn mit Heldenmuthe und mit Milde verpaart hervorleuchtet; und von dem alles vermuthen läßt, daß wir an ihm immerhin einen Fürsten nach dem Herzen Gottes und nach den Wünschen der Völker haben werden. Dieß Glück können wir nie genug schätzen, noch demselben anderst entsprechen als nur durch einstimmige Gesinnungen, in so weit wir die innerliche Ruhe des Landes durch ein glückliches Mitwirken erhalten, und die unerschrockenen Vertheidiger der Kirche und des Staats kräftig nach allem unserm Vermögen unterstützen. Auch begehren wir dieß ernstlich von allen denen, welchen es obliegt, Gottes Wort zu verkündigen, und wir erwarten, daß sie im Beichtstuhle und von der Kanzel einen jeden dazu anfeuern werden.

Aber

Aber dieses alles ist noch nicht genug. Wir müßen ferner den Armen, den Bedürftigen, die mitten unter uns wohnen, und insonderheit der heilsamen allgemeinen Verwaltung der Armen, welche in unsrer Stadt so glücklich aufgerichtet ist, mit einem neuen Eifer und mit neuen Mitteln zu Hilfe kommen. Dieß Geschäft steht mit dem Wohlseyn des Vaterlands und einer allgemeinen Beruhigung in einer ganz engen Verknüpfung, und muß darum bey den jetzigen Umständen mit vieler Thätigkeit betrieben werden. In der Folge werde ich euch, Geliebte! hierüber meine Gedanken, die einzig das allgemeine Wohlseyn zum Augenmerke haben, ferner mittheilen. Mittlerweile laßt uns, meine Brüder! zeigen, daß wir von Menschenliebe beseelt und wahre Christen sind; daß wir jene angebliche Wohlthätigkeit, von welcher unlängst in dieser Stadt und anderswo so viel gesprochen ward, und worauf man durch Worte und Verheißungen (so betrüglich oder ungerecht selbe auch mögen gewesen seyn) immer so viel pochte, nicht kennen, wohl aber die aufrichtige Brüder-Liebe, und daß wir sie in der That und in der Wahr-

heit ausüben wollen. Dieses kann nicht geschehen als von denen, die durch den Geist Gottes, den Geist des Christenthums getrieben werden. Gott, ja Gott allein kann solche Gesinnungen eingeben, er allein kann des Menschen Herz, das dem Zeitlichen, den reitzenden, aber vergänglichen Gegenständen so sehr anhängt, und durch unsere angebohrnen Triebe so verleitet ist, an das ewigdaurende anschließen. Gott allein muß uns zur wahren Menschenliebe bringen. Ohne diesen Gott, welchen die Wahngeister dieses unglücklichen Jahrhunderts so fern von ihrem Handel, so fern von ihren Gedanken, und beynahe aus dem ganzen Weltalle seinem Geschöpfe, zu verbannen trachten: ohne Gott, der das Alpha und Omega, (Geh. Off. 1, 8.) das heißt, unser Anfang und letztes Ziel ist, findet man in den ausgezierten Reden nichts als eitle Worte, in den Handlungen nichts als eine tiefe Gleißnerey, einen abscheulichen Eigennutz. Wie soll auf solchen Gründen ein Reich, ein Staat, ein gemeines Wesen befestiget werden können? Nein, nein! durch die Gottesfürchtigkeit allein, diese ächte Weltweisheit, und die daraus ent=

entspringende Redlichkeit, gute Ordnung, Arbeitsamkeit, Enthaltsamkeit, Haushaltungskunde, Sittlichkeit, Standesbeobachtung sind unsere Dörfer, Länder zu jener ansehnlichen Stufe des Wohlstandes gekommen, davon wir die angenehmen Früchte genießen. Würden wir nur einen Augenblick daran zweifeln wollen, so brauchten wir uns nur in eine Unterredung hierüber mit klugen Alten einzulassen: **Frage deinen Vater, und er wird dich belehren; und deine Voreltern, so werden sie es dir sagen:** (5. Mos. 32, 7.) Unsere Voreltern, deren rühmliche Gräber wir betreten, würden es uns aus ihrer Sarge zurufen. Man gehe nur im Geiste in jene Zeiten über, die kaum ein Jahrhundert verflossen sind, als die Religion noch ihren Thron im größten Theile der Herzen behauptete; die Tugend und gute Erziehung überall blüheten; als eine aufgeblasene Unwissenheit noch nicht unternommen hatte, durch ihre hartnäckigen Bemühungen, die wir mit unseren Augen gesehen, und bitterlich beweint haben, alle jene Bande zu zerreißen, die ein vernünftiges Geschöpf an seinen Schöpfer, Brüder und Hausgenossen unter-

einander, Kinder an ihre Aeltern, Unterthanen an ihren Fürsten, an den Staat, und an dessen rechtmäßige Obrigkeit anschließen; als noch in ihrem vollen Wesen und Ansehen eine eifrige Gesellschaft von Dienern Gottes bestand, die sich durch Sittlichkeit und Gelehrsamkeit auszeichnete, die den besondern Beruf hatte, die Jugend von allem Uebel zu entfernen, selber mit den Anfangsgründen der Wissenschaften, auch jene der Gottesfurcht und einer redlichen bürgerlichen Aufführung einzuflößen: eine Gesellschaft, welche den Bischöfen und anderen Hirten so behülflich war, und welche so viele feurige Wünsche beständig zurückrufen. Alsdann sah man noch nicht einen verschlingenden Pracht, jene ausschweifende Geldsucht verursachen, die heut zu Tage bey so vielen schier alle Mittel um Gold zu schmieden rechtfertigt.

Man war noch nicht so vernarret auf die vermeinten und so wenig befriedigenden Lustbarkeiten; auf den so eitlen Zeitvertreib, dem man jetzt so häufig als unbesonnen nachlauft, jene Schauspielereysucht samt allen ihren bösen Folgen, deren wohl die vornehmste das Verderb-

derbniß der Jugend ist: ein Verderbniß, das den Staat und die Kirche, und selbst unsere zahlreichen Kriegsheere mehr als des Feindes Schwert zernichtet oder entehret. Dieses Uebel war damals noch nicht gemein. Die Wirthshäuser und noch fürchterlichere Klüften des Verderbens waren in unseren Städten und rund umher nicht so merklich vervielfältiget, noch auch mit selben und durch selbe alle jene Gattungen von Zank und Ausschweifungen. Die Buchdrucker- und Kupferstecherkunst wurde von einem Jeden angesehen als eine glückliche Erfindung um Tugend und Religion fortzupflanzen; damals mußte ein jeder Buchhändler Zeugniß von seinem guten Betragen beybringen, bevor er zu diesem Amte aufgenommen ward, wie er dann auch durch einen feyerlichen Eid versprechen mußte, nie was auszutheilen oder zu unternehmen, was der ächten Lehre oder den guten Sitten zuwider wäre. Die Sonn- und Feyertage wurden durch emsige Beywohnung des kirchlichen und Pfarrgottesdienstes, durch Anhörung des Wortes Gottes, und Theilnehmung an dem Tische des Herrn, mit Fröhlichkeit gefeyert; der Tag ganz

durch

durch das Gebeth geheiliget, war ein Tag der Freude und des Umganges mit Gott, mit dem, von welchem aller Reichthum und Verstand, und alle Zufriedenheit herkömmt.

Ein Kaufmann, ein Werkmann hätte sich keinen Segen versprechen dürfen, wenn er nicht gleich beym Anbruche des Tages dem unblutigen Opfer beygewohnt, sein Werk und selbst sich dem Herrn des Weltalles aufgeopfert hätte: der heilige Name dieses guten und großen Gottes, der unserer Nothdurft so mildthätig zu Hilfe kömmt, ward in jeder Haushaltung Morgens und Abends, vor und nach dem Tische gepriesen. Ein Name, den heute zu Tage so viele nimmer über ihre Lippen fahren lassen, als wohl: O der Schande! um ihn zu lästern. O! wie schnell können böse Beyspiele den Geist beynahe eines ganzen Volkes umändern. **Wie ist doch das Gold verdunkelt und die beste Farb verändert worden?** (Klagl. Jer. 4, 1.) Aber auch welche Früchte haben wir aus dieser Abänderung zu erblicken? Hat vielleicht nun alles eine bessere Ansicht gewonnen? Finden die Aeltern mehr Vergnügen an ihren Kindern? Ist die Kirche, der Staat,

die

die Aemter besser mit tugendsamen, weisen und treuen Dienern versehen worden? Mit Recht mag man daran zweifeln. Zu den Zeiten, von denen hier die Rede ist, konnte ein christlicher Vater, eine Gott liebende und folgends alles von ihm zu erhalten geschickte Mutter gar wohl Zeit genug dazu finden, mit ihren kleinen Kindern umzugehen, auch war wirklich keine für sie schätzbarer. Sie lehrten selbe von der Wiege an, den unsichtbaren Gott in seinen Geschöpfen suchen und finden, den Allgegenwärtigen fürchten und lieben; nicht, wie wir, überließen sie die zarten Sprößlinge, die Hoffnung der heiligen Kirche, die Erwartung des Vaterlandes, unbekannten, unkündigen oder unzuverläßigen Händen, verderblichen Beyspielen und Eindrücken. Sie hielten selbe unmitelbar unter ihren Augen, ihre Gedanken waren stäts auf sie geheftet. Zwar muß ich eingestehen, daß dieß meistens den beglückten Adel- und Bürgerstand betrifft; Aber gehen wir von diesem zu dem niedrigen Stande des geringen Mannes über; betreten wir einst jene finstern Wohnungen, für welche die Biene nicht wirkt, noch das Holz unserer Wal-

dungen zu grünen scheint: welch' ein Unterschied läßt sich dem ungeachtet zwischen den jetzigen Zeiten und jenen des blühenden Christenthums bemerken! in jeder kleinen, aber wohl beseelten und wirksamen Haushaltung war zwar die Armuth anzutreffen, indem sie auf Erden unvermeidlich ist; man hatte jedoch zugleich mitten unter verwürflichen aber wohl geschaurten Geschirren, zerrissenen aber reinen Leinwande eine angenehme Sauberkeit, eine das Herz rührende Einfalt zu bewundern, die bey allen denen, die einen gesunden Geschmack haben, den stummen Glanz des Silbers und des Goldes weit übertrifft. Wie tröstlich mußte dieß seyn! und wahrlich es ist der Probierstein des bürgerlichen Betragens, die Zierde der Sitten, der Schmuck des Christenthums. Wer ein Herz im Busen fühlt, kann sich nicht erwehren, es an dergleichen Orten auszuschütten. Möchte dieß in unseren Zeiten viele Nachfolger finden! Möchten hierinn die städtischen Vorsteher der **allgemeinen Verwaltung der Armen** beyzuspringen, wie zu den Zeiten des alten Roms die **Aediles**, bey den sorglosen Einwohnern unserer Städte für die äus-

ser-

ferliche Reinheit und Polizey der Haushaltungen Sorge tragen! Nichts ist, woran in Rücksicht auf das gemeine Beßte mehr gelegen seyn kann; Elend und Krankheiten haben gemeiniglich nirgendwo anders ihren Ursprung. Saget es denn frey heraus, verkündiget es überall, auf den öffentlichen Plätzen und auf den Dächern sowohl als in den Beichtstühlen, auf dem Lande wie in den Städten, ihr Priester Gottes, Hirten des Volks, ihr eifrige Seelsorger, die ihr bey wüthenden Krankheiten mitten unter den Plagen und den täglichen Bedürfnißen die Hütten der Armen, worinn eine dämpfende Unsauberkeit den Geist der Verbesserung erstickt, unerschrocken und heldenmüthig betretet, saget es um so freymüthiger, indem es nicht nur eine sittliche Wahrheit, sondern auch eine physische und unstreitbare Beobachtung der Heil- und Naturkunde ist.

Und man wende ja nicht darwider ein, daß dieß wenig bedeutende oder kleine Aussichten sind. Nichts ist klein, was auf einen großen Endzweck abzielet. Zudem haben die alten Gesetzgeber, selbst ein Moyses, diesen Punkt ihrer Vorsorge nicht unwürdig erachtet. Möch-

te er doch bey uns, und in ganz Europa auch so angesehen und bewerkstelliget werden! eine glückliche Erfahrung würde uns bald von dessen Nützlichkeit überführen. Eine Hausmutter würde nach einer kurzen Probe wohl rasch ausrufen: ja Reichthum, Glück, Vergnügen und Friede, alles dieß ist mit der Arbeitsamkeit, und der äußerlichen Reinigkeit zusammen in meine Haushaltung eingetreten. Mit ihr kam zu mir alles Gute zugleich. (B. d. Weish. 7, 11.)

Um also diesen heilsamen Zweck desto sicherer und schneller zu erreichen, und eine muntere und muthige Jugend, wie die unsrige ist, je mehr und mehr dazu anzuspornen, haben Wir beschlossen, durch die Herren Plebanen und Pfarrherren dieser Stadt Antwerpen, und jene der Städte Lier, Herenthals und Turnhout, wie auch unserer Herrschaft und Dorfes Hösen jährlich, so lang es Gott belieben wird, Uns beym Leben zu erhalten, zehn christliche Mädchen auszuwählen, um denselbigen eine Heyrathssteuer zuzutheilen, die für jedes nicht unter hundert Gulden seyn soll. Wir werden in Kurzem, und noch diesen Sommer, mit Beyziehung

ziehung unserer treuen Mitwirker die Bedingnisse bestimmen, unter welchen gemeldte zehn Aussteurungen zu verdienen stehen. Unter diesen Bedingnißen wird ein tugendsames und christliches Leben, und die Befolgung dessen, was oben von der häuslichen Reinlichkeit vorgetragen worden ist, gewiß die vornehmste seyn, und hier wird kein Zustammenstoß (Concurrenz) statt haben als zwischen solchen Mädchen, die klare Beweise aufzeigen werden, daß sie nicht allein in ihrer Haushaltung, oder jener ihrer Aeltern, sondern auch bey ihren Nachbarn, durch Rath und That, durch Mitwirkung die gewünschte Reinlichkeit und Sauberkeit werden besorgt und erwirkt haben.

Uebrigens, um über diese Stadt, über unser Bißthum, über das ganze Land, über die hohe Person Sr. Majestät unsers Kaisers und Königs, und über seine Waffen, als auch über den glücklichen sich überall äußernden Bürgereifer, der alles jene, was gut, was heilsam ist, vor Augen zu haben scheint, um über dieß alles die beschirmende Hand Gottes, und den reichlichen Segen des Himmels zu ziehen,

erbiethen Wir in Gefolge vorläufiger Berathschlagung mit dem edeln und hochwürdigen Herrn Dechant, und Kapitel unsrer Domkirche, daß am Sonntage den 28ten April, und an den zween folgenden Tagen in unsrer Domkirche ein Hohamt nebst einer feyerlichen Abendandacht gehalten werde bey vierzigstündiger Aussetzung des allerheiligsten Sakraments, welche des Morgens um ungefähr sechs Uhr anfangen, und bey der Abendandacht sich endigen wird. Ein gleiches soll acht Tage darnach in allen Pfarrkirchen unsers Kirchsprengels, und im katholischen Theile jenes von s' Herzogenbusch beobachtet werden.

Ferner, um die Theilnehmung an dieser Feyerlichkeit zu befördern, verleihen Wir vierzig Tage Ablaß allen denen, die an besagten Tagen sich bey dem Gebethe andächtig einfinden werden; auch wollen wir, daß anstatt dieser Andachtsübungen in allen Klosterkirchen (sowohl weiblichen als männlichen Geschlechts) wie auch in den so genannten Beguinen-Häusern von dem Sonntage am 28ten April an bis auf den Sonntag nach Pfingsten nach der

Ge-

Gemeinde-Messe des Tages, die Litaney der seligsten Jungfrau Maria genannt von Loretta, und der Lobgesang Veni Creator Spiritus gesungen werde; auf daß der heilige Geist wahrhaft über uns kommen, alle matten Herzen erquicken und die frostigen erwärmen möge. Zudem wollen wir noch, daß während dem Kriege, in allen Messen und von allen Priestern stets gelesen oder gesungen werde das Gesammt-Gebeth oder Collekt: Deus qui conteris bella &c. und daß bey der Abendandacht der Psalm: Deus refugium nostrum & virtus &c. abgesungen werde. Ferner soll künftighin in allen unter Sr. Majestät Gebiet liegenden Städten, Dörfern und Flecken in der Messe die Collekt, pro Imperatore Rege nostro beygefügt werden; auf daß es dem Herrn gefallen möge, unsern jungen Salomon und Theodosius vollkommentlich zu segnen, ihn wider alle seine Feinde zu beschützen, vor allem Uebel zu bewahren, und ihn lange auf Erden zu erhalten, und durch ihn die zerfallenen Sitten, und die Eintracht allenthalben zu seiner Ehre und Herrlichkeit herzustellen.

Und

Und damit allen und jeden, die es angeht, unsere guten Absichten mögen bekannt werden, begehren wir, daß gegenwärtiger Hirtenbrief überall, wo es sich behört und üblich ist, vorgelesen und aufgeschlagen werde.

Also gegeben zu Antwerpen am Festtage des heiligen Pabsts Leo, 11. April 1793.

War unterzeichnet.

† Corn. Fr. Bischof zu Antwerpen

Auf Befehl u. s. w.

Van Celst. Sekret.

Von der

neumodischen Art

jetzt Bischöfe in Frankreich

zu wählen.

Etwas

zur einsweiligen Beantwortung

des vermeintlichen Hirtenbriefes

des Abbe Brendel.

1793.

Von der neumodischen Art jetzt Bischöfe in Frankreich zu wählen.

Nur der Titel dieser Blätter ist ganz gewiß ein Schnitzer gegen die Geschichte, eine politische Ketzerey — in den Augen der halbgelehrten Neuerer und der ganz boshaften Reformatorn unsers Jahrhunderts. Wie? schreyt ein eifriger Clubist, **neumodische Art!** — Die jetzige, welche die weise Gesetzgeber in Paris (eigentlich bey den Jakobinern) wieder eingeführt haben, ist eben jene, die in den ersten Jahrhunderten der Kirche, in jenen Jahren des Glanzes und der Heiligkeit üblich war; wie **Franz Anton Brendel**, eben so wurde ein heiliger **Matthias** bald nach Christi Himmelfahrt, eben so wurde ein heiliger **Ambrosius** im vierten Jahrhunderte zu **Mayland** gewählet.

Diese Vorspieglung ist nicht ohne Wirkung geblieben: wie ich höre, so nennt man

zu Strasburg den unglücklichen Abbe Brendel einen zweyten Ambrosius.

Damit man die guten Elsäßer nicht länger bey der Nase herumführe, damit das eitle Blendwerk verschwinde, damit die Wahrheit an Tag komme, will ich aus dem ersten Kapitel der Apostelgeschichte die Art, wie der heilige Matthias zum Apostolat oder Bißthum gekommen sey, stückweiß hieher — und ihr die neumodische Art, jetzt Bischöfe in Frankreich zu wählen, an die Seite setzen; ich will ferner aus den ächten Quellen der Kirchengeschichte darthun, daß der heilige Ambrosius nicht von dem Mayländischen Volk, und am allerwenigsten von dem arianischen Theil desselben eigentlich gewählet worden sey. Nach reifer Ueberlegung dieser beyden Gegensätze macht alsdann der vernünftige und Wahrheitliebende Leser den Schluß selbst.

Art.	Art.
Wie der heilige Matthias zum Bißthum gekommen ist.	Wie jetzt die Bischöfe in Frankreich gewählet werden sollen.
Der Apostelfürst Petrus kündiget die durch den Tod des Judas geschehene Erledigung der Apostolatsstelle an. Apostelgesch. 1, 15 — 20.	Nach der neumodischen Art wird die Bakatur des bischöflichen Sitzes nicht von der geistlichen, sondern von der weltlichen Obrigkeit angekündigt. Der general Prokurator Syndikus schreibt die Wahl aus.
Der heilige Petrus präsidirt bey der Wahl und bestimmt ihre Form. (V. 15. — 21.	Hier ist jener Wahlmann Präsident, der die mehresten Stimmen erlangt hat; ein Lay, vielleicht ein Protestant, so gar ein Jud — warum nicht? wie es mit den Stimmen fällt, so ists.
Alle Apostel finden sich bey der Wahl ein. (V. 13.)	Hier ist kein einziger Geistliche als Geistlicher dabey. Ist einer oder der andere bey der Wahl, so ist es ein Zufall: er ist dabey, wie der Hirt im Dorfe, weil nämlich beyde die erfoderliche Anzahl Stimmen erhalten haben.

Die hundert zwanzig Jünger, die bey der Wahl waren, waren alle Rechtgläubige, aus der Schule der Apostel; kein Jud war dabey; ein Ketzer wäre aus der Versammlung gestossen worden. (V. 14, 15.)

Hier sind alle Religionen unter einander: Katholick, Lutheraner, Kalvinist, Pietist, Quacker, Wiedertäufer, Jud, (wenn sie Aktivbürger sind, wie nächstens unfehlbar geschieht, und nach dem System einer Nationalreligion geschehen muß) alles stimmt und wählt einen katholischen Bischof. Sollten alle Wahlmänner Protestanten oder Juden seyn, wie geschehen kann, so wird doch von diesen der katholische Bischof gewählt.

Die hundert zwanzig Jünger wählten nicht im eigentlichen Verstand; sie wurden um ihre Meinung gefragt und stellten den Aposteln zwey zur Auswahl vor. (V. 23.)

Hier soll von den Wahlmännern eine wahre Wahl vorgenommen werden. Sie sollen dazu das volle Recht mit gänzlicher Wirkung haben.

Bey der Beförderung des heiligen Matthias zum Bißthum geschah keine eigentliche Wahl; es war vielmehr ein Compromiß, weil die Sache durch das Loos entschieden werden sollte. (V. 24.)

Hier weiß man nichts von Loos; es soll von weltlichen Wahlmännern eine wahre Wahl durch die Mehrheit der Stimmen geschehen.

Alles, was bey Beförderung des heiligen Matthias zum Apostolat vorgegangen, geschah aus Anordnung des heiligen Petrus, nach dem Willen der Apostel; folglich durch di geistlich Gewalt. (V. die näml.)

Hier geschieht alles durch die Anordnung und Macht des weltlichen Arms. Die geistliche Gewalt hat nicht den geringsten Einfluß dabey.

Erst nach dem Tode des Verräthers Judas wird, so zu sagen, die Sedis Vacanz angezeigt und zur neuen Wahl geschritten. (V. 16 — 20.

Hier schreitet man zur Wahl neuer Bischöfe, da die alten noch leben und ihre Sitze vor Gott und der Welt noch rechtmäßig besitzen. (Sieh unten die Note A)

Der an den Platz des Verräthers gewählt werden sollte, mußte gewiße Eigenschaften, die sich aufs Geistliche beziehen, haben: Er mußte mit den Aposteln die ganze Zeit umgegangen seyn, als Jesus mit ihnen herum wandelte; er mußte aus der Schule Christi und der Apostel seyn. (V. 21, 22.)

Hier ist alles kurz gepackt, von Alter, Tugend und Wissenschaften ist gar keine Frage. Wer ein Franzos, ein Aktivbürger und ein Priester ist, kann zum Bischof gewählt werden, und sollte er der größte Ignorant oder Lump auf Gottes Erdboden seyn.

Der heilige Matthias, auf den das Loos gefallen war, wird alsobald von Petrus, als dem Oberhaupt des apostolischen Kollegiums,

Bey der neumodischen Wahl hat der Nachfolger Petri gar nichts zu thun und zu sagen; er bestättigt den neuen Bischof nicht b); ja die-

von den Aposteln bestätiget, und mit Beystimmung aller Jünger den Eilfen beygezählt, das ist: zum Apostolat und Bißthum erhoben. (V. 26.)

Dieses ist nun die Paralelle zwischen der Wahl des heiligen Matthias und eines neumodischen französischen Bischofs. Was jene anbetrift, ist alles aus der heiligen Schrift getreulich entnommen; was diese anlangt, ist Jedermann bekannt und in dem verrufenen Dekret über die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit enthalten. Halte nun, der du immer die Wahrheit liebst, beydes gegen einander — erwäge Punkt für Punkt genau — und entscheide, ob nicht die heutige Wahlart der Bischöfe in Frankreich jener, die bey Beförderung des heiligen Matthias zum Apostolat beobachtet worden ist, schnurgrad entgegen seye? —

Ist aber dem also, wie kein Mensch, der lesen und denken kann, in Abrede stellen wird: so ist es ja ein schändlicher Betrug, eine verdammliche Bosheit, in den Tag hinein schreyen und schreiben: Die heutige Wahlart der französischen Bischöfe sey gleich am Anfang des Christenthums bey der Beförderung des heiligen

ser wird von keiner geistlichen Gewalt bestätiget c). Die bloße weltliche Macht zählt ihn den Bischöfen bey.

ligen Matthias zum Apostolat beobachtet worden.

Eben so falsch, eben so unverantwortlich ist der zweyte Satz: Die französische Bischöfe, nämlich jene novi styli würden auf eben die Art gewählet, welche im dritten und vierten Jahrhunderte üblich gewesen sey; besonders sey Herr Abbe' Franz Anton Brendel eben so, wie ein heiliger Ambrosius, zum Bischof von Straßburg gewählet worden; verdiene also wohl den Namen eines zweyten, kleinen oder jungen Ambrosius. d)

Zum Beweise meines Satzes will ich zwo Stellen aus der Kirchengeschichte des Sokrates und des Theodoretus, aus welchen die jüngern Geschichtschreiber, was sie von der Wahl des heiligen Ambrosius geschrieben, entnommen haben, deutsch übersezt hieher sezen. Ich bitte jene meiner Leser, welche Gelegenheit dazu haben, in einem Büchersaal diese beyden Schriftsteller selbst einzusehen, den griechischen Urtext und die angenommene lateinische Uebersezung bedachtsam zu lesen, um sich zu überzeugen, daß ich denselben getreu ins Deutsche übersezt habe.

Sokrates beschreibt im 4ten Buch seiner Kirchengeschichte 30sten Kapitel die Wahl des heiligen Ambrosius also: „ Um diese Zeit (näm„ lich das Jahr Christi 377.) trug sich zu Mai„ land etwas äußerst merkwürdiges zu. Als

„ der dasige Bischof Aurentius, der von den
„ Arianern geweihet war, gestorben war, fien-
„ gen die Mayländer in der Bischofswahl zu
„ lärmen an; es entstand unter ihnen ein hef-
„ tiger Streit, da einige diesen, andere einen
„ andern wählen wouten. Da deswegen eine
„ Aufruhr entstanden war, besorgte der Be-
„ fehlshaber der Provinz, Namens Ambrosius,
„ der zugleich konsularischen Rang hatte, es
„ möchte die Stadt dadurch Schaden leiden:
„ eilte daher in die Kirche, um den Lärmen zu
„ stillen. So bald er sich zeigte, ward das
„ Volk ruhig; und als er eine Zeitlang mit
„ einer gesetzten und nützlichen Rede dem Vol-
„ ke seinen Unfug verwiesen hatte, wurden al-
„ le plötzlich eines Sinnes, schrien: Am-
„ brosius sey des Bisthums würdig, und
„ begehrten, man möchte ihnen solchen
„ weihen; auf solche Art würde das ganze
„ Volk einig in der Denkungsart und im Glau-
„ ben seyn. Da nun die anwesenden Bi-
„ schöfe dafür hielten, diese unerwartete Ein-
„ stimmung des Volkes sey auf Gottes Wink
„ geschehen: ergriefen sie den Ambrosius, und
„ nachdem sie ihn getauft hatten, (denn er
„ war bisher nur noch in der Lehre zum Chri-
„ stenthum und ein Täufling) wollten sie ihn
„ auch gleich zur bischöflichen Würde erheben.
„ Weil aber Ambrosius den heiligen Tauf zwar
„ willig empfangen hatte, die priesterliche Wür-
„ de aber rund ausschlug, hinterbrachten sie

„ die-

„ dieſes dem Kaiſer Valentinian. Dieſer be=
„ wunderte die Uebereinſtimmung des Volkes,
„ und da er dafürhielt, der ganze Hergang ſey
„ ein Werk Gottes, ſchrieb er den Biſchöfen
„ zurück: Sie ſollten Gott gehorſamen, wel=
„ cher befohlen habe, den Ambroſius zum
„ Biſchof zu machen: denn er ſeye mehr durch
„ die Stimme Gottes, als der Menſchen
„ zum Bißthum beſtimmet worden. Am=
„ broſius wurde demnach zum Biſchof geweihet,
„ und durch ihn wurden die zuvor entzweyten
„ Mayländer vereiniget.“

Theodoret beſchreibt dieſe Wahlgeſchichte etwas weitläuftiger und mit ganz beſondern al=ler Betrachtung werthen Umſtänden, welche Sokrates übergangen hat, obſchon ſie beyde in der Hauptſache einig ſind. Im 4ten Buch ſeiner Kirchengeſchichte 6ten Kapitel gegen das Ende ſchreibt er alſo:

„ Als Valentinian in den Occident kam,
„ verbreitete er in allen Provinzen des Reichs
„ die Grundſätze der Gerechtigkeit; beſonders
„ ſchärfte er durch Ermahnungen die wahre
„ Frömmigkeit ein. Als um dieſe Zeit der Bi=
„ ſchof von Mayland Aurentius, der das aria=
„ niſche Gift eingeſaugt hatte, und deßwegen
„ in vielen Synoden verdammt worden, ge=
„ ſtorben war, rief der Kaiſer die Biſchöfe zu
„ ſich und redete ſie alſo an: Ihr, die ihr in
„ der heiligen Schrift unterrichtet ſeyd, ihr

„ wiſſet

„ wisset ganz gewiß, welcher Mann würdig
„ seye, daß man ihn zur Würde des hohen Prie-
„ sterthums erhebe; daß er nicht nur durch Ge-
„ lehrtheit, sondern auch durch seiner Lebens-
„ wandel seine Untergebenen lehren müsse; er
„ müße sich als ein lebendiges Beyspiel aller Tu-
„ genden seinem Volke vorstellen können, und
„ sein frommes Leben muß der Beweiß seyn,
„ daß seine Lehre wahr ist. Setzet also ei-
„ nen solchen Mann auf den bischöflichen
„ Stuhl, dem auch Wir, die Wir dem Reich
„ vorstehen, von Herzen anhangen, und uns
„ unterwerfen können; dessen Bestrafun-
„ gen Wir, als eine heilsame Arzney annehy-
„ men können: denn da Wir ein Mensch sind,
„ so ist ganz natürlich, daß wir oft fallen.
„ Da dieses der Kaiser geredet hatte (fährt nun
„ Theodoret in seinem 7ten Kapitel fort) bathen
„ die versammelten Bischöfe den Kaiser, Er,
„ als ein frommer und erlauchter Mann, möch-
„ te selbst den Bischof wählen; allein er ver-
„ setzte: Dieß übersteigt meine Kräfte. Ihr,
„ die ihr mit der Gnade Gottes erfüllt seyd,
„ und den göttlichen Geist besitzet, ihr werdet
„ viel besser wählen. Die Bischöfe giengen
„ demnach aus dem Pallast, und fiengen un-
„ ter sich zu berathschlagen an; die Bürger
„ aber dieser Stadt lärmten, da einige diesen,
„ andere einen andern wollten geweihet haben:
„ Denn die von der Seuche des Aurentius an-
„ gesteckt waren, wählten Männer von ihrer
„ Seck-

„ Seckte; der gesündere Theil aber (das ist:
„ die katholischen Mayländer) verlangte ei-
„ nen Bischof von seiner Religion und reinen
„ Glaubenslehre zu haben. Als Ambrosius,
„ welcher der Provinz vorstund, von dieser Auf-
„ ruhr Nachricht erhielt, eilte er der Kirche
„ zu, weil er besorgte, es könnte noch größe-
„ res Unheil daraus entstehen. Und alsbald
„ horte aller Lärmen auf; alle fiengen an mit
„ lauter Stimme zu schreyen, und zu begeh-
„ ren, man solle ihnen den Ambrosius zum
„ Bischof geben, der noch nicht getauft war.
„ Da dieß der Kaiser hörte, befahl er ihn als-
„ bald zu taufen und zu weihen: Er wußte
„ nämlich, daß das Herz des Ambrosius richti-
„ ger gehe, als das beßte Uhrwerk; daß seine
„ Gedanken und Gesinnungen äußerst gerecht
„ wären; ja er hielt dafür, daß diese Wahl
„ ganz göttlich wäre, weil zwo so entgegen ge-
„ setzte Partheyen so plötzlich eines Sinnes ge-
„ worden waren. Da nun Ambrosius die hei-
„ lige Taufe und bischöfliche Weihe empfangen
„ hatte, hat der fürtreflichste Kaiser, der dem
„ ganzen Vorgang beygewohnt hatte, un-
„ serm Herrn und Heiland folgendes Lobge-
„ sang angestimmet: Ewiger Dank sey dir,
„ allmächtiger Gott und Heiland, daß Du die-
„ sem Mann, den ich Leiber zu führen bestellt
„ hatte, nun Seelen zu leiten anvertrauet, und
„ meine Auswahl gutgeheißen hast ꝛc.“

Ich will nun diese zwo Stellen in einige Sätze bringen und den kurzen Inbegriff davon anzeigen: Das Bißthum Mayland war durch den Tod des arianischen Bischofs Aurentius erledigt; — der Kaiser ermahnte die versammelten Bischöfe, sie möchten alsbald einen würdigen Mann auf den bischöflichen Stuhl setzen; — Die Bischöfe bathen den Kaiser, Er möchte selbst diesen Mann wählen; sie übertrugen also das ihnen, selbst nach des Kaisers Eingeständniß, zukommende Wahlrecht dem Kaiser; — Valentinian leinet es von sich ab; bekennet, dieß sey über seine Kräfte, und will, die Bischöfe, denen es eigentlich zukomme, sollen wählen; — diese fangen darauf die Berathschlagungen wirklich an; — das, nach der damaligen Art, bey der Wahl gegenwärtige Volk von Mayland entzweyet sich: der arianische Theil will einen arianischen, der katholische einen katholischen Bischof; — es giebt Lärmen; — Ambrosius, der Befehlshaber in der Provinz eilt herbey, um Ruhe zu schaffen; — plötzlich durch Gottes Fügung vereinigen sich Katholicken und Arianer: beyde Theile rufen zugleich aus, Ambrosius, der noch ungetaufte Lay, sey ihr Mann; beyde Theile wollen, man soll ihnen diesen zum Bischof geben; — der Kaiser sieht in dieser plötzlichen Vereinigung beyder Theile den Finger Gottes, zwingt, so zu sagen, den demüthigen Ambrosius, dem Wink Gottes zu gehorchen; — die Bischöfe taufen

fen diesen auf der Stelle, und salben ihn zum Bischof. —

Sage nun, ehrlicher Leser! haben die Mayländer Bürger, Katholicken sowohl als Arianer wahrhaft den Ambrosius zum Bischof gewählt? — Nein: es wurde keine einzige Stimme gesammelt; der Kaiser selbst, der bey dem ganzen Vorgang gegenwärtig war, gab keine Wahlstimme; er gestund gleich anfangs, dieß übersteige seine Kräfte; das Volk begehrte den Ambrosius durch Eingebung Gottes, durch einstimmige Rufung — und die versammelten Bischöfe der nah gelegenen Kirchen; denen nach des Kaisers Eingeständniß das Wahlrecht zukam, folgten dieser Volks = oder vielmehr Gottesstimme und machten den würdigen Ambrosius zum Bischof von Mayland. — Heißt das jetzt in der Sprache der Kirchengesetze, nach dem natürlichen Sinn der Worte: Das Volk habe den Ambrosius zum Bischof gewählt? —

Und was hat die Wahl des unglücklichen Abbe Brendel mit jener des heiligen Ambrosius gemein? — Hat das strasburger Volk bey der Wahl dieses Abbe eben jenes gethan, was die Mayländer bey der Wahl des heiligen Ambrosius? — wurde jener, wie dieser, auf den bischöflichen Stuhl erhoben? Bedenket doch, liebe Elsäßer folgende Fragen:

War das Bißthum Straßburg, wie jenes von Mayland, ledig, als man zur ver-

damm-

dammlichen Wahl des Abbe Brendel schritte? — Nein: der wahre, kanonisch gewählte und vom Pabst bestättigte Bischof lebte damals, und lebt, Gott sey Dank! noch: der bischöfliche Stuhl von Strasburg war also wahrhaft besetzt. Sieh unten die Note a)

Kann man in der Wahl des Abbe Brendel den Finger Gottes sehen, wie in jener des heiligen Ambrosius? — Nein: es müßte dann in jenen Kabalen seyn, die man wohl drey Wochen vor der schönen Wahl und sonderbar die Nacht vor der Wahl gespielt hat; es müßte dann der Finger Gottes in dem Wunder bestehen, daß Abbe Brendel über hundert Stimmen mehr hatte, als Wahlmänner waren; es müßte dann zu vermuthen seyn, Gott finde sich in einer Versammlung ein, wo alle Greuel in dem Hause Gottes vorgiengen; in einer Versammlung, die, weil sie gegen die Kirchengesetze gieng, eine Kirchenspaltung einführte, schon an sich ein Greul war.

Hat das Volk Strasburgs, das ist: Katholiken, Lutheraner und Kalvinisten, den Abbe Brendel, wie jenes zu Mayland den Ambrosius, einhellig zum Bischof begehrt? — Nein: Es ist bekannt, daß in allen nicht über 50. katholische Wahlmanner in der strasburger Domkirche, dem so genannten Münster, wo diese schändliche Wahl vorgieng, gegenwärtig waren; alle katholische Wahlmänner, welche die nöthige Einsicht, Religion

und

und Gewissen hatten, entfernten sich von dieser gottlosen Wahl. Haben einige schlechte, feile, oder schon verkaufte Katholiken, so genannte starke Geister oder neumodische Philosophen, eine Handvoll Lutheraner und etliche Kalvinisten ihre Stimmenzettel mit dem herrlichen Namen **Brendel** in den Topf geworfen; so wird man doch diese Wahl n.. für den **allgemeinen** Wunsch von Strasburg und dem untern Elsaß halten, da gewiß ist, daß gegen einen Brendlianer wenigstens zwanzig diesen eingedrungenen Schand- und Afterbischof verwerfen und verabscheuen.

Wie viele Bischöfe oder andere Geistliche waren bey der Wahl des Abbe Brendel? — Kein einziger — und doch machten die Bischöfe eigentlich den heiligen Ambrosius zum Bischof. Von wem der zweyte strasburger Ambrosius auf den bischöflichen Stuhl erhoben worden sey, haben wir erst gehört.

Ist vielleicht durch die von zerschiedenen Religionsanhängeren gewagte Wahl des Abbe Brendels nun die Einigkeit zwischen Katholischen, Lutheranern und Kalvinisten in dem untern Elsaß und besonders in der Stadt Strasburg hergestellt, so wie Katholiken und Arianer zu Mayland bey der Wahl des heiligen Ambrosius vereinigt worden sind? — Nichts weniger: Die tägliche Erfahrung lehrt, daß, seitdem den Protestanten ein von dem Ursprung der so genannten Reformation bis hieher

unbekannt gewesenes Recht, worüber geschickte Männer unter ihnen selbst lachen, in der Wahl eines katholischen Bischofs eingeräumt worden ist, der größte Theil von ihnen (ich weiß, daß rechtschaffene Männer protestantischer Religion dieses Unwesen verdammen und verabscheuen, und diese ehre ich) nur insolenter und härter gegen die Katholischen geworden sey. Unsere Kirchen werden nun frecher behandelt, muthwilliger geschändet, dreister geplündert; unsere Geistlichen mehr gedrückt, verfolgt, verjagt — und durch wen? — durch den Religionskamäleon den Maire, die lutherische Zeitungsschreiber und Nationalgarden und durch die ihnen an Bosheit gleichen Freygeister. — Auf der andern Seite seufzen die gedrückten Katholischen, weinen und bethen, so laut sie dörfen und können und hoffen, Gott werde seine Feinde stürzen, und den Greuel der Verwüstung, der am heiligen Ort steht, hinwegräumen. — Wahrhaftig schöne Vereinigung! würdige Frucht der Wahl eines Brendels! !

So wahr ist es nämlich, daß die Wahl des heiligen Ambrosius mit jener des Abbe Brendel nicht nur nichts ähnliches habe; sondern daß eine von der andern himmelweit unterschieden sey. Jene war ein Werk Gottes; diese ein Werk der Finsterniß und der Hölle: jene geschah nach den Regeln der heiligen Kirche; diese gegen alle Kirchengesetze, nach weltlich boshaften Befehl: jene war ein Mittel zur Liebe und Eintracht;

tracht; diese brachte eine entsetzliche Kirchenspaltung hervor, schändete die Kirche Christi, verminderte den katholischen Gottesdienst, beraubt wirklich die Frommen ihrer Religion, getreue Katholischen ihrer wahren Seelsorger, der giltigen Ausspendung der heiligen Sakramente, der Mittel, ihr Seelenheil zu wirken.

Liebste Elsäßer! gute Strasburger! leset diese Blätter mit Aufmerksamkeit! — leget sie jenem unter die Augen, der euch vorschwätzen will, die neumodische Art, jetzt französische Bischöfe zu wählen, sey eben jene, die schon zu der Apostel Zeiten, und im vierten Jahrhunderte, zu Zeiten des heiligen Ambrosius im Schwung gewesen; haltet jenen, der euch so täuschen will, für ein Kind des Vaters der Lügen. Katholiken! wenn ihr wahrhaft solche seyd, so könnet ihr nicht zweifeln, daß alle auf die neue Art vorgenommenen Wahlen, wie jene des Abbe Brendel null und nichtig seyen; und folglich dieser Abbe nicht der wahre Strasburger Bischof, sondern ein Eingedrungener, ein Schismatiker sey. Der römische Pabst, der Statthalter Christi auf Erden hat dieses durch eine dogmatische Bulle, die euch nächstens zu Gesicht kommen wird, und durch das an die katholische Bürger Strasburgs mildväterlichst erlassene Breve bereits entschieden. Sein Ausspruch ist unfehlbar, wenn die auf Erde zerstreute lehrende Kirche, das ist: das Korps der Bischöfe seiner Entscheidung beytritt. Dieß ist ein Glaubens-

artikel, den der Abbe Brendel selbst mehr als tausendmal als Kontroversprediger und Lehrer des Kirchenrechts öffentlich gelehret hat. Ihr wisset also, woran ihr euch zu halten, was ihr zu thun habt.

Protestanten des Elsaßes und der Stadt Strasburg! enthaltet euch von fernerer Drückung der Katholischen; mischet euch nicht in ihren Gottesdienst; ehret ihre Tempel; seyd menschlich gegen ihre Geistlichen; quälet euere Brüder nicht! — denket: der gerechte Gott lebt noch! — der Herr sagt der Bosheit, wie dem Meere: So weit, und nicht weiter! — Die Reihe kann an euch kommen; und weh euch, wenn der Tag nahe wäre, wo gleiches mit gleichem sollte vergolten werden!

Noten.

a) Herr Abbe Brendel behauptet in seinem vermeintlichen Hirtenbriefe Seite 4 das Gegentheil, nämlich daß alle bischöfliche Sitze in Frankreich wirklich und rechtmäßig erlediget wären, deren Bischöfe den von der französischen Nationalversammlung vorgeschriebenen Eid verweigert hätten. Sein Vernunft-, oder besser zu reden, Trugschluß zieht sich in dieses zusammen: Die höchste Gewalt in einem Reiche steht bey der Nation; — diese hat ihren Gewalt den Deputirten über-

übertragen; — diese haben am 27ten Wintermonats 1790 ein Gesetz gemacht, daß jeder Bischof, Pfarrer ꝛc. den vorgeschriebenen Eid über die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit leisten solle; — wo nicht, so soll er angesehen werden, als habe er sein Amt niedergelegt; — diese Entsagung, oder Resignation, Dimission des Beneficii sey nach allen Grundsätzen des Kirchenrechts giltig: — mithin brauche es keines Prozesses, keiner persönlichen Einwilligung: alle Bißthümer und Pfarreyen seyen ipso facto, von Rechtswegen ledig und vacant, deren Besitzer den Eid verweigert haben; man könne also ganz sicher zur neuen Wahl schreiten. —

Ich will auf diese Sätze, so kurz, als möglich, antworten. Daß die höchste Gewalt in einem Reiche bey der Nation stehe, ist in gewissem Betracht, wahr; jedoch erstreckt sich diese Gewalt der ganzen Nation nicht über das Geistliche; nicht über die Einrichtung der Bißthümer, nicht über die Kirchenzucht. Dem Volk muß man nicht folgen, sondern es lehren, ist eine bekannte und angenommene Maxime des geistlichen Rechtes. Diese Gewalt steht ganz allein bey der lehrenden Kirche, das ist; bey dem Nachfolger des Petrus und dem Korps der Bischöfe. Diese hat Gott gesetzt, alle Nationen im Geistlichen zu regieren. — Wie hat also die französische Nation ihren Deputirten die Gewalt übertragen können, welche sie selbst nicht hat, mit den Bißthümern, Pfarreyen, Ordensgeistlichen ꝛc. nach Belieben zu schalten und zu walten? — Bürger von Strasburg! habt ihr durch euere Repräsentanten dem Herrn Schwend, der zu Paris auf der linken Seite so tapfer mitschreyt, die Gewalt gegeben mitzuwirken, daß

mit dem katholischen Gottesdienst, mit den katholischen Kirchen, mit den Ordensgeistlichen ꝛc. in Strasburg und dem untern Elsaß so gehauset werde, wie wirklich gehauset wird? — Ihr müßt alle Nein sagen; — Euer Beschwerdenheft redet laut — woher hat dann dieser meineidige Grasburger Deputirte, so wie alle übrige Linke ihren kirchenstöhrenden Gewalt? —

Das Dekret vom 27ten Wintermonats enthält mehrere Punkten gegen die katholische Religion; es lauft also gegen Gott selbst. Die unfehlbare Kirche hat es schon gebrandmarket und verworfen; kein Katholik kann ihm ohne Sünde folgen; — wie konnte also die Strafe darauf gesetzt werden, daß jener Geistliche seiner Pfründ verlustiget seyn solle, der den gottlosen Eid verweigert? — Und wie! eine solche eingebildete, vorgespiegelte Entsagung, die an sich nichts ist, als eine wahre Plünderung, eine Entreißung der Benefizien, soll nach den Grundsätzen des Kirchenrechts giltig seyn? — der bischöfliche Sitz soll dadurch ledig, und rechtmäßig ledig seyn, so, daß man zur neuen Wahl eines andern Bischofes schreiten könne, weil der rechtmäßige Bischof einem Gesetz nicht gehorsamet hat, welches wider Gott und die Kirche ist? — Pfui Herr Brendel! redet so ein zwanzigjähriger Lehrer des Kirchenrechts? — Jedoch wessen ist ein Mann nicht fähig, wie Sie sind? — Haben Sie aber nur noch einen Funken Ehre im Leibe, so zeigen Sie doch nur ein einziges Kirchengesetz an, welches ihre von der weltlichen usurpirten Macht gewaltthätig vorgeschriebene, vermuthete Entsagung (Dimissio præsumta) zu einer wahren Resignation mache, wodurch eine Pfründe ledig werde. —

b) Abbe Brendel hat in diesem Stück die Wahrheit auf der 8ten Seite seines Briefs gesagt, daß bis ins 12te und 13te Jahrhundert die Bischöfe von den Metropolitanen oder Erzbischöfen gemeiniglich seyen konfirmirt, oder bestättigt worden. Allein die Kirche hat nicht aus den falschen Dekretalen des Isidors (hier reitet Brendel auf dem Steckenpferd, auf dem alle Neuerer gallopiren, wenn sie des Pabsts Rechte schmälern wollen) sondern aus wichtigen Ursachen das Bestättigungsrecht dem römischen Pabst übertragen, bey welchem solches ursprünglich war. — Nun frage ich: Kann eine aus weltlichen Gliedern bestehende Versammlung, wenn sie auch die ganze Nation umschaffen will, dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche ein Recht eigenmächtig hinwegnehmen, in dessen rechtmäßigen Besitz es seit sechshundert Jahren und das mit Einwilligung der ganzen Kirche ist? — Seit wann ist bey Katholischen die weltliche Macht Herr und Meister über die Kirche und ihre hierarchische Einrichtung? — Gilt bey Katholischen auch das protestantische Prinzipium: Cujus est Regio, illius est Religio? **Wer Herr des Landes ist, ist auch Herr über die Religion?** —

c) Von wem wurde der neumodische Bischof des niederrheinischen Departements Abbe Brendel bestättiget? — Von dem funkelnagelneuen eben so ungiltig, widerrechtlich, gottlos gewählten Erzbischof (si Superis placet) von Besancon, — Also ein Schismatiker konfirmirt den andern; — gilt hier nicht das bekannte: Asinus asinum fricat? — Aber in vollem Ernst: wie konnte wohl die Nationalversammlung Seine Churfürstliche Gnaden, den Herrn Erzbischof von Mainz den einzigen und wahren von der Kirche eingesetzten und

anerkannten Erzbischofen seiner erzbischöflichen Rechte über das Bißthum Strasburg berauben, und solche einem eingedrungenen, der Kirche Strasburgs fremden Menschen gültig übertragen? — Hieuge auf diese Art nicht die Hierarchie, welche göttlicher Einsetzung ist, von der weltlichen Macht ab? — Von wem hat also Abbe Brendel die so nothwendige Sendung, ohne welche sich kein Nachfolger der Apostel, kein Bischof denken läßt? — entweder von dem weltlichen Arm, oder von den wenigen abtrinnigen Afterbischöfen, die ihm in Paris ihre entheiligte Hände aufgelegt haben, über welche die Kirche den Bannfluch ausgesprochen hat? — Ist dieß eine Sendung Gottes? — Hat der heilige Geist den Abbe Brendel gesetzt, wie von wahren Bischöfen die heilige Schrift sagt, die Kirche Strasburgs zu regieren? — Muß nicht dieser Abbe mit offenen Augen blind seyn, wenn er in seinem Brief sich als von Gott gesendet, einen Nachfolger der Apostel nennt? — Elsäßer! dieser Blinde will euer Führer seyn! Bedenket: **wenn ein Blinder den andern führet, fallen Beyde in die Grube.**

d) Wie ist man doch auf den Einfall gekommen, den Abbe Brendel mit dem großen, heiligen Ambrosius zu vergleichen? — Hat jener dann mit diesem nur das geringste gemein? — In der Wahlart nicht, wie oben gezeigt worden; aber vielleicht in der Denkungs- und Handlungsart, in dem moralischen Karakter? — Den heiligen Ambrosius haben wir aus dem Sokrates und Theodoret kennen lernen; wer Abbe Brendel sey, ist in Strasburg bekannt. Ziehen wir eine Paralelle:

Ambrosius suchte das Bißthum von Mayland nicht; am allerwenigsten schmeichelte er sich bey den Arianern an, um durch sie Bischof zu werden: — Brendel konnte wohl vorsehen, daß er den wahren Katholischen unmöglich behagen würde; daß diese nicht wählen konnten und würden; er warf sich also auf die protestantische Seite. Schon lang mit ihnen in der Lehre einig, die ihm seine katholischen Mitprofessoren oft verwarfen, schmiegte er sich besonders seit der Revolution niederträchtig vor den Protestanten; er hielt ihre Parthie in den Urversammlungen, als Notabel in dem Kommunenrath; beschimpfte durch seine Stimmen die Katholischen, um jenen zu gefallen, sang tapfer bey Einstallirung der neuen Munizipalität lutherische und kalvinische Lieder in den Bethhäusern der Protestanten aus voller Kehle mit; in jeder Versammlung sah man ihn vorzugsweis den Protestanten, mit Umgehung der Katholiken, die Hände drücken; tausend Judasküsse gab er ihnen und empfieng sie zurück. Dadurch erhielt er ihre Gunst, und sie, die Protestanten Strasburgs, machten ihn zum Bischof — der Katholischen? — Nein: bald wird er der ihrige seyn — ihr würdiger Hirt.

Der demüthige Ambrosius weigert sich, das Bisthum anzunehmen, wozu ihn Gott berufen hatte; er muß dazu gezwungen werden: — Abbe Brendel, der hochmüthige Levit, will seinen Hohenpriester von seinem Stuhl stoßen, um sich darauf zu setzen; — er wagt's und wendet alle Ränke an, um sich darauf zu erhalten.

Das Herz des heiligen Ambrosius war, nach dem Ausdruck des Kaisers Valentinian, re-

gelmäßiger, als das beßte Uhrwerk: — In Brendels Herz ist die Triebfeder zum Guten erschlaffet; das ganze Räderwerk, damit ich in der Metapher fortfahre, ist verdorben; alles geht unter einander, nichts recht: seine Bekanntschaften, die Häuser, die er besuchte, die Personen — die er zu genau kannte — bezeugen es nur zuviel. Ihr wisset es, Strasburger! ihr könnet und werdet reden.

Die Gesinnungen des heiligen Ambrosius waren, abermal nach Zeugniß des Kaisers Valentinian, die geradesten, die gerechtesten von der Welt: — Kann man dieses auch von dem Abbe Brendel sagen? — Nein: da dieser Heuchler Seelen verführen und morden will, muß man reden. Aus christlicher Liebe schweigen, wäre hier eine Grausamkeit. Abbe Brendel hat niemal redlich gedacht; nie ist er grad zu Werk gegangen: seine im Druck erschienene kanonischen Dißertationen beweisen, was man ihm in öffentlichen Disputationen mehrmal erwiesen hat, daß, um seine paradoxen Meinungen durchzusetzen, mehrmal die Texte der heiligen Schrift, die Stellen aus den Kirchenvätern, aus den Konzilien verfälscht, gestümmelt, schief nach seinem Neuerungskopf, auf gut febronianisch, ausgelegt habe. Damit du überzeugt werdest, ehrlicher Leser! — daß man dem Abbe Brendel nicht zuviel thue, will ich dir wegen Kürze der Zeit nur einige Beyspiele, selbst aus seinem vermeintlichen Hirtenbriefe vorlegen.

Abbe Brendel, um zu beweisen, daß die höchste Gewalt bey der Nation sey, daß sie die Innung der Gesetzgeber ausmache, und folglich das Dekret vom 27ten Wintermonats 1790 giltig und verbindend sey, wodurch die Nationalversamm-

sammlung alle Bißthümer und Präbenden für ledig erklärt, deren Besitzer den vorgeschriebenen Eid verweigern, zitirt auf der 4ten Seite seines Briefes unter der Ziffer 2) sieben Kirchengesetze. Ich habe sie in dem kanonischen Gesetzbuch nachgeschlagen. Das erste ist Canon 9. quæst. 1. Causa XXXII. Es ist dieses eine Stelle aus dem heiligen Ambrosius, welche also lautet: **Wenn man der Bosheit absagt, erlangt man die Tugend; der Ausgang von der Bosheit ist schon der Eingang zur Tugend; durch den nämlichen Fleiß, womit man das Laster meidet, erwirbt man sich die Unschuld.** — Das zweyte, dritte und vierte Gesetz, wodurch er seinen Satz erweisen will, sind Cap. 1. 3. 5. X. de Clericis conjugatis; das 1. und 3te sind von dem Pabst **Alexander III**, das Cap. 5. von Innozenz III. Der Inhalt aller dieser drey Gesetze ist, daß ein Geistlicher, der schon die höhern Weihen hat, sich nicht mehr verheirathen könne; wohl aber, der nur die niedern Weihen hat; er verliere aber durch die Ehe seine Pfründ. — Das fünfte von Abbe Brendel zu Bestärkung seines Satzes angeführte Gesetz ist das Caput 4. de Regularibus in 6to. Dadurch verordnet Bonifaz der VIII, daß, wenn ein Kanonikus ins Kloster geht, sein Benefizium währendem Probierjahr nicht ledig werde: solches geschehe aber, wenn er die feyerlichen Gelübde ablegt. Das sechste und siebente von ihm zitirte Gesetz sind Cap. 28. de Præbendis & Dignitatibus und die Extravagans; *Execrabilis* Joannis XXII. eod. titulo. In diesen beyden Gesetzen wird von Innozenz dem III. und Johann dem XXII. römischen Päbsten die Mehrheit der Benefizien verbothen.

Nun ums Himmelswillen, wozu sind diese von den Päbsten gemachte, von ganz zerschiedenen Gegenständen handelnde Kirchengesetze angeführt? — beweisen sie, daß eine Nation über die hierarchische Einrichtung der Kirche, über die Religionspunkte verbindliche Gesetze machen könne? — beweisen diese von der Kirche, von der geistlichen Gewalt gemachte Gesetze, daß die weltliche Macht — strafweis verordnen könne, daß jener Bischof, Kanonikus, Pfarrer stillschweigend sein Benefizium resignirt habe, welcher den vorgeschriebenen gottlosen Eid verweigert; — daß durch diese eingebildete, vermuthete Resignation die Pfründ wahrhaft ledig werde, so daß man zur neuen Wahl giltig schreiten könne? — Entweder hat Abbe Brendel den Kopf verloren, oder er sieht seine Leser für Schafsköpfe an, die er durch zwey Zeilen lateinischer Zitationen täuschen und betrügen könne, wie er wolle. —

Nur noch zwey Musterchen der brendlischen Redlichkeit im Zitiren und Beweisführen. In seinem sogenannten Hirtenbrief Seite 6. Ziffer 4. schreibt er: Der heilige Cyprian versichert, daß, vermöge einer uralten Tradition, die sogar bis auf die Apostelzeiten zurückgieng, insonderheit das Volk berechtigt war, seine Bischöfe zu wählen und jene auszustoßen, die es dieses Amts unwürdig hielte. Dieses soll der heilige Cyprian Libro I. Epistola 4ta geschrieben haben. — Es ist dieses eine s. v. häßliche Lüge. Hier ist die Stelle des heiligen Cyprian: Diligenter de Traditione divina & observatione apostolica servandum est & tenendum, quod apud nos quoque (Carthagine nempe) & fere per provincias universas tenetur, ut ad ordinationes rite celebrandas ad eam plebem, cui

Præ-

Præpositus ordinatur, — *Episcopi pr vinciæ conveniant & Episcopus deligatur* PLEBE PRÆSENTE, *quæ singulorum vitam plenissime novit*. Auf deutsch: Man muß fleißig beobachten, was aus göttlicher Tradition und nach apostolischem Gebrauch auch bey uns und schier in allen Provinzen beobachtet wird, daß um die Einsetzung der Bischöfe rechtmäßig zu verrichten, die Bischöfe der Provinz bey jenem Volk zusammen kommen, welchem ein Vorsteher gegeben werden soll, und der Bischof gewählet werde in Beyseyn des Volks, welches das Leben aller am beßten kennet. — Was sagt nun diese Stelle? daß insonderheit das Volk berechtiget war, seine Bischöfe zu wählen? — Nein: es heißt nicht; Episcopus deligatur *a plebe præsente*, der Bischof soll gewählet werden von dem gegenwärtigen Volke; sondern: *plebe præsente*, in Beyseyn, in Gegenwart des Volks, welches die Sitten der Zuwählenden am beßten kennt; das Volk soll Zeugniß der Wahlfähigkeit geben; es soll, wie man in den Schulen redet, votum testimoniale eine Stimme der Zeugschaft über Fähigkeit und gute Sitten des Zuwählenden haben; die wahre eigentliche Wahl soll von den versammelten Bischöfen geschehen. Daß dieß jene apostolische Tradition sey, auf welche sich der heilige Cyprian berufen, lehren uns die bald nach ihm gehaltenen heilige Konzilien. Dieser heilige Bischof von Carthago schrieb um das Jahr Christi 250.; der Kirchenrath von Laodicea vom Jahr 310. befiehlt in seinem 12ten Canon: Die Bischöfe sollen von den Metropolitanen und umliegenden Bischöfen zur Hohenpriesterwürde erhoben werden; — Im 13ten Canon: Es ist dem Volk nicht zu gestatten, jene zu wählen,

die

die zum Altardienst bestimmt sind. — Der heilige allgemeine Kirchenrath zu Nicea vom Jahr 325, welchem Kaiser Konstantin selbst beywohnte, befiehlt im 4ten Canon so: Es geziemt sich, daß ein Bischof von allen Bischöfen der Provinz bestellt werde; im 5ten Canon: Wir entscheiden, daß keine Bischofswahl solle bestätiget, noch ein Bischof in einer großen Stadt ohne Einwilligung der Bischöfe der Provinz solle bestellt werden. — Der Kirchenrath von Antiochia vom Jahr 339 befiehlt in seinem 16ten Canon also: Das geistliche Recht (dieß ist die Tradition, auf welche sich Cyprian beruft) soll gehalten werden, welches will, daß die Bischofswahlen nicht anderst als in der Versammlung und nach dem Urtheil der Bischöfe geschehen sollen, welche das Recht haben, nach dem Tod eines Bischofs jenen, der würdig seyn wird, zum Bißthum zu erheben. — Es ist also, wie gesagt, gegen die Wahrheit, wenn Abbe Brendel behauptet, der heilige Cyprian habe gelehret, das Volk sey insonderheit berechtiget, seine Bischöfe zu wählen.

Eben eine so abscheuliche l. v. Lüge ist, was Abbe Brendel ferner in seinem saubern Hirtenbrief an der nämlichen Stelle sagt, der nämliche heilige Cyprian versichert, daß das Volk ehedem berechtigt gewesen sey, jene Bischöfe auszustoßen, welche es dieses Amtes unwürdig gehalten habe. Dadurch will Brendel zweifelsohne die despotische, unkatholische Gewalt rechtfertigen, welche sich die sich selbst so nennende Repräsentanten der französischen Nation in Absetzung wahrer Bischöfe und Seelsorger angemasset haben. Allein, gute Elsässer, liebste Chri-

Christen! lasset euch von diesem l. v. Lügner nicht anführen; leset den 4ten Brief des heiligen Cyprians in seinem ersten Buch von Anfang bis ans End; ich setze meine Ehre und mein Leben zum Pfand, daß ihr keine Sylbe darinn findet, wodurch der heilige Cyprian sagt, **Das Volk könne seinen Bischof, den es für unwürdig hält, ausstoßen oder absetzen.** Ueberzeuget euch durch euere eigenen Augen, und ihr werdet staunen, daß Abbe Brendel so unverschämt, so boshaft sey, die Welt in öffentlichem Druck zu betrügen und zu belügen.

Da sehet nun, ehrliche Elsässer, verblendete Strasburger! den zweyten Ambrosius; den Mann, dessen Herz richtiger, als das beste Uhrwerk geht; den Mann, dessen Gesinnungen die geradesten und ehrlichsten von der Welt sind! Lernet den Mann aus diesen wenigen Beyspielen kennen! öffnet die Augen! sehet! wo ihr stehet! — an dem Rand des Abgrundes. — Noch einen Schritt, so seyd ihr nicht mehr katholisch; und dieser ist, wenn ihr den unglücklichen Abbe Brendel als euern wahren Bischof anerkennen und ihm anhangen solltet, dieser ist nicht mehr in der Gemeinschaft des heiligen apostolischen Stuhles, obschon er am Anfang seines Briefes sich so anstellet; er hat sich von ihm getrennet, da er den rechtmäßigen Inhaber des Stuhles Petri, den Statthalter Christi auf Erden, nicht hört, der ihm im Namen Gottes befiehlt, von dem bischöflichen Sitz herunter zu steigen, den er gegen alle Kirchengesetze zu besteigen sich erfrechet hat; er ist und kann euer wahrer Hirt nicht seyn, weil er in den Schafstall Christi nicht durch die Thüre, sondern wie ein Dieb durch das Fenster eingestiegen ist. — Gebt acht auf diesen Mann! —

Mann! — in kurzer Zeit legt er seine heuchleri-
sche Maske ab, und lehrt euch öffentliche Ketze-
reyen, wenn Gott nicht das Band von seinen
Augen nimmt, und sein bis jetzt verstocktes Herz
rührt, daß er in sich gehe und die Kirche Christi
nicht jämmerlich zerreiße. — O! wäre dieser
glückliche Augenblick schon da! — Wünschet ihn,
Elsässer! — und bethet darum! —

Das
Sterbeglöcklein
der
in Zügen liegenden
Oberdeutschen allgemeinen
Litteraturzeitung,
geläutet
von
D. N.
jubilirten Meßner zu Ponza.

1793.

Vorbericht.

Warum diesem Schriftchen dieser für gewiße Leute auffallende Titel an die Stirne gesetzt wurde, ist die wahre Ursache; weil man gegründete Hoffnung, und von mehrern Orten her zuverläßige Nachrichten hat, daß den Salzburgischen Litteratur-Stoppelern ihr Machwerk bald werde untersaget werden, und zwar von der Allerhöchsten Stelle aus. — Der Verfasser würde auch dieses Sterbeglöcklein schon längst angezogen, und noch viel stärker geläutet haben; wenn er nicht durch eine beynahe vierteljährige Krankheit, und

nachher durch dringendere Geschäfte wäre zurückgehalten und verhindert worden, wie alle, die ihn kennen, wohl wissen und allenfalls bezeugen können.

Krummbach den 1ten Brachmonat.
793.

Lange

Lange schon wünschte ich zu erfahren, was doch meine Lieblinge, die menschenfreundlichen Herren Rezensenten von Salzburg zu der gegen den Herbst v. J. im Drucke erschienenen Piece — Der nach Gebühr gezüchtigte P. Meinrad Widmann zu Elchingen — sagen würden? — Endlich mit Erscheinung des neuen Jahres wurde mein Wunsch erfüllet; Viele meiner Freunde gratulirten mir nicht so fast zum neuen Jahreswechsel, als zu dem naiven und höflichen Kompliment, (einige, die keine Kenner der Aufklärung sind, wollten es grob, massivgrob und ungezogen nennen) das mir die salzburger Herren Rezensenten im CL. Stück der oberdeutschen allgemeinen Litteraturzeitung gemacht hätten.

Von der Stunde an war es meine erste Sorge, dieses Kleinods habhaft zu werden. Allein es ergieng mir dießfalls beynahe, wie dem Herrn Johann Riedmüller Pfarrer zu

Altsteißlingen, mit den Ruefischen Heften, die er nicht einmal in Ehingen (Ruefs Vaterstadt) aufzutreiben wußte. „Auf dem Lande," versichert derselbe, wo doch sehr viele Stifter, Klöster, adeliche Schlösser, Pfarrhöfe und Amtshäuser sind, würde sogar Diogenes mit seiner großen Laterne kein Ruefisches Heft finden können; hieraus läßt sich also auf die große Achtung schließen, in welcher hier zu Lande diese periodische Schrift steht." Aber dieß soll ohne Anwendung gesagt seyn. — Ich will nur so viel sagen, daß mir was ähnliches begegnete; weil man mich versicherte, daß so gar in der löbl. Reichsstadt Ulm (wo doch sonst alles gäng und gäb ist) nur zwey einzige Exemplare von der hochbelobten O. A. Litteraturzeitung gehalten würden; nämlich eins von der dortigen Lesegesellschaft, und eines von einem Privatstudiosen für sich und noch zwanzig Kameraden. — Was muß doch die Ursache seyn? — Hum, möcht' fragen! gute und kostbare Waare geht eben reißend weg, und man läßt selbe uns armen Schwäbelchen nur so Stückgenweise zukommen.

Doch

Doch endlich gelang es mir, dieses kost-
bare Monument in meine Hände zu bekommen.
Mein alter Medikus ordinarius mißriethe es,
mir solches vor dem Mittagspeisen zu behändi-
gen, aus Beysorge, es dürfte mir eine Altera-
tion verursachen, und den Appetit zum Essen
nehmen.* Der alte Schafkopf wußte näm-
lich nicht, mit was Sehnsucht ich diese Lob-
rede und Approbation von dem salzburgischen
Parnaß erwartete. — Eine Lobrede, die über
alle meine Erwartung und Verdienste weit hin-
ausraget. — Eine Approbation, , die jene
der bischöflichen Dikasterien weit aufwiegt,
und die gewiß alle unpartheyische Leser respekti-
ren werden. Nun werde ichs wohl in Zukunft
auch nicht mehr glauben, wenn man die lieb-
vollen Herren Rezensenten von Salzburg des
Schmähens, Schimpfens, Lästerns, Ver-
läumdens u. s. w. beschuldiget; oder wenn
man aus ihren liebreichen Schriften ein gan-
zes Schimpf- und Lästerregister aushebt,
und der ehrsamen Welt vor Augen legt. Nein,

* Ein Beweis, wie die Mönche alles auf ihr Lieblingsgeschäft Fressen und Sau-
fen zu beziehen wissen.

so was werde ich von diesen duldsamen Männern, die die Menschen- und Bruderliebe nicht nur etwa mit gleißenden Worten predigen, sondern auch mit glänzenden Beyspielen und Thaten ausüben, nimmermehr glauben; nachdem sie mich, als einen verirrten Bruder, in besagtem Stück Montag den 17ten Dezbr. 1792. unter der Rubrik — Schriften vermischten Inhalts — so überaus liebreich zurecht gewiesen haben. Späte Nachkömmlinge (wenn anders dieses Blatt, so der Wind leicht entführen kann, auf selbe kommen sollte,) würden über eine solche heroische That noch stutzen. — Man lese also und staune! Ich werde meinen großen Lobredner nur hier und da, aus Lehrbegierde und Dankbarkeit ein wenig unterbrechen. — Er beginnt allerliebst also:

Der nach Gebühr gezüchtigte P. Meinrad Widmann von (zu, man möchte sonst meynen, er wäre von Elchingen, und nicht von Salzburg aus gezüchtiget worden) Ohne Druckort. Ulm? Mit Erlaubniß der (von dem Verfasser mißhandelten) Demoiselle Preßfreyheit (eigentlich mit Erlaubniß der

lü-

liderlichsten Dirne Preßfrechheit) 1792. in 8.

O überaus sinnreicher Herr Rezensent! was für ein unvergleichliches Kunstgrifflein lehren sie hier mit dem einzigen Unterscheidungspunkt (?) die dumme Welt! — So könnte man z. B. wenn eine erzinfame Schrift erscheint, und man den Verfasser und Druckort nicht weißt, ohne weiters auf Herrn Hübner und Konsorten zu Salzburg deuten, wenn man nur *NB.* das Unterscheidungszeichen (?) beyzusetzen nicht vergißt; denn auf solche Art ist man schon vor **Lüge** und **Verläumdung** verwahrt. Dieß heiße ich wahrhaftig recht bequem; es setzt aber auch ein bischen etwas mehrers, als nur schlichten Klosterwitz voraus. — Indessen kann ich Sie auf meine Ehre (wenn Sie mir anderst noch eine zutrauen) versichern, daß die Piece — **Der nach Gebühr gezüchtigte** 2c. — nicht zu **Ulm**, sondern zu ibiubi gedruckt worden ist. — Auch dieß sey mir hier noch zu bemerken erlaubt, daß Sie, mein liebster Herr Rezensent! die grobe Sottise, die Sie dem schönen Himmelskind, der Preßfrey-

heit so unbedachtsam ankleren, viel räthlicher in der Feder behalten hätten; weil die Mönche, diese losen Vögel, mittlerweile einen übeln Gebrauch davon machen, und vielleicht nicht ganz ohne Grund den Stiel umkehren könnten: indem sie ohnehin schon öfters behauptet haben, daß die Herren salzburger Rezensenten mit der Demoiselle Preßfreyheit, oder, das nach ihrem witzigen Ausdrucke einerley seyn soll, mit der lüderlichsten Dirne Preßfrechheit auf einem gar zu vertrauten Fuße leben, und dieselbe wohl erst durch Ihre vielfältigen Mißhandlungen zur lüderlichsten Schand-Dirne gemacht haben. — Doch was könnte dieß einem erhabenen Rezensenten, der mit aufgezogenen Wimpern auf dergleichen elende Insekte nur mit Verachtung herabblickt, verschlagen? — Er darf also ungestört im Meistertone fortfahren und sagen:

Wir können unsere Leser auf Ehre und Gewissen (daß Gefühl für Ehre und Gewissensgüte in den Herzen der Aufklärer vorzüglich ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, ist weltkündig) versichern, daß der Titel dieser

Schrift

Schrift nach seinem ganzen Umfange wahr ist.

Wer sollte daran zweifeln, nachdem es der große Orakelspeyer Hübner * von seinem unfehlbaren Dreyfuß herabgedonnert, und bald darauf Herr Brunner von seinem kleinlichen homiletischen Kathederlein zu Tiefenbach herabgeraunet hat? — Beweise hierüber zu führen wäre überflüßig und zu altfränkisch; diese Methode können Sie ohne Gewissensbisse den dummen Mönchen überlassen. — Und so bleibt Ihr einmal gefälltes Urtheil **in seinem ganzen Umfange wahr und unerschütterlich.**

Will aber Jemand weiter lesen, (es ist leider! schon von sehr Vielen mit vielem Vergnügen geschehen) **und wohl gar — was wir zu thun verdammt waren — bis ans Ende lesen; so wird er finden, daß der Verfas-**

---

* Ich lasse es gelten, daß nicht alles, was in der D. A. Litteraturzeitung vorkömmt, unmittelbar von Hübnern herrühre; unterdessen soll doch dieser Herr sich öfters erinnern, daß er, als Redakteur, dafür zu haften habe, nach dem alten juridischen Gassenhauer: zu deutsch: **Was einer durch einen andern thut, geht doch auf seine Rechnung.**

fasser, wer er auch immer seyn mag, an Mönchsunwissenheit, an Mönchsgrobheit, an Mönchsklatschereyen, und an Mönchsfanatismus sein großes Muster, und seinen würdigen Freund, den nach Gebühr gezüchtigten Kloster-Renommisten P. Meinrad Widmann von Elchingen, den er hier vertheidiget, wo möglich, noch übertrift.

Ach! mein allerliebster Herr Aufklärungs-Renommist! wie sehr und von Herzen bemitleide ich Sie, daß Sie, der beste Mann, dazu so unverantwortlich sind verdammt worden, diese verwünschte Schrift — bis ans Ende zu lesen! Das glaube ich Ihnen gerne auf Ihr Wort, daß sie indessen lieber als ein Verdammter in der Hölle, die weiter nichts, als ein Hirngespinnst der Mönche ist, gesessen hätten. Denn diese verzweifelte Schrift führt wider Sie und Ihresgleichen so eingreifende Geiselhiebe, die den ehrlichsten Mann zur Verzweiflung bringen könnten. — Doch dächte ich, Sie würden sich dafür schon schadlos zu halten wissen, und die nächste drey Tage nichts

der-

dergleichen mehr lesen. Aber, o Gott! dachte ich beyneben, wie wäre es, wenn die Mönche doch Recht hätten? — Wie würde es dann aussehen, wenn einmal die Teufel (wenns anderst einen giebt) die Aufklärer geiseln sollten? — Puh, hinweg mit diesem fatalen Gedanken! — Ich möchte Sie nur vielmehr hier erinnern, daß Sie mit dieser Stelle nicht so fast den P. Meinrad oder seinen Apologeten; sondern ganze Ordensstände züchtigen, mithin in ein Wespennest stechen, von dem Sie nicht am Besten wegkommen dürften. Denn können nicht die Mönche, wenigst mit einem Scheingrunde, entgegen sagen, daß Sie mit dieser in allem Betracht übertriebenen Rezension das ganze Korps Ihrer sonst auch nicht so gar nachgiebigen Adhärenten, und noch oben darein sich selbst **weit übertreffen**?

Ey was, fahren Sie fort; was soll das zu bedeuten haben? Einer meiner Herzensfreunde ist angegriffen, und diesen zu vertheidigen, müßen alle Mitte erlaubt seyn; denn diese Schandschrift ist **größtentheils wider Herrn Pfarrer Brunner in Tiefenbach,**

und

und gegen die Sammlung Christlicher Re-den, wovon jezt (Leider!) neun Bände erschienen, und mit großem Beyfalle des sachkündigen Publikums (was ist wohl das für eines? etwa ein illuminates?) aufgenommen worden sind, gerichtet. Alles, was die Wuth der Mönche seit einiger Zeit gegen den würdigen (Ey doch!) Herrn Pfarrer Brunner an Verläumdungen (was zu beweisen wäre!) ausgeheckt hat, ist hier mit kleinlichem Fleiße eines beleidigten elenden Skriblers gesammelt. —

Ach allerbeßter, und sonst so lammfrommer Herr Rezensent! thun Sie doch Ihrem gerechten Eifer — soll ich denselben nach Ihrem Beyspiele etwa auch Wuth nennen? ein wenig Einhalt; es möchte Ihrer kostbaren Gesundheit schaden! Doch da Sie gar gut wissen, daß verbissener Aerger der Gesundheit ungleich mehr schade; so handelten Sie sehr weislich, daß Sie nach den löblichen Grundsätzen der Aufklärungs-Constitution (der Selbsterhaltung genau angemessen) Ihre Galle ohne mindeste Zurückhaltung recht frey ausgeiferten. Denn es ist wahrhaftig

haftig zum rasend werden, wenn einer so eine mönchische, nur mit kleinlichem Fleiße eines beleidigten elenden Skriblers gesammelte Schandschrift vor sich liegen hat, dieselbe gerne widerlegen möchte, und ihr doch mit Grunde nichts anzuhaben vermag. Ich lasse es wohl gelten, daß Ihnen die Ehre Ihres lieben Brunners sehr nahe am Herzen liege. Allein, bedenken Sie, mein Herr! beyneben auch, daß den Mönchen, die es mit der wahren Religion annoch so aufrichtig, und meinetwegen bigottisch gut meynen, die Ehre Gottes und seiner Kirche noch viel näher am Herzen liegen müße. Bedenken Sie, was Ihre und ihrer Konsorten Aufklärungswuth, unter der Direktion Ihres würdigen Redakteurs seit einiger Zeit, nicht nur etwa mit kleinlichem, (wohl kleinliches Possenspiel!) sondern mit recht übertriebenem Fleiße, wider die heilige Mutter Kirche, wider ihr höchstes Oberhaupt, wider die Hierarchen, wider die Ordensstände, und wider alle Mönche ohne Ausnahme ausgeheckt, gesammelt, und zusammengestoppelt haben? — Wie meine Herren! fodern Sie vielleicht, daß alle Ihre ungezoge-

nen, erzgroben, boshaften Sottisen, und ohne allem Belege in die Welt ausgestreuten Verläumdungen von den Mönchen und andern treuen Zionswächtern nur mit einem schläfrigen Kopfnicken sollen aufgenommen werden? — Einmal, meine toleranten Herrn! das scheint mir zu viel gefordert; und beynahe so viel, als wenn hirnbrandige Franzosen fordern, alle Nationen sollen ohne Widerrede die fränkische Freyheits- oder vielmehr Narrheitskappe aufsetzen.

Ja, sagen Sie, der Mann, der so ein giftiges Gemische von eignen und fremden Verläumdungen, von den geschmacklosesten Schimpftiraden, und nur noch in Klöstern hie und da mit Beyfalle gelesenen unsinnigen Ausfällen gegen alle (dieß ist eine aufgeklärte L**) Aufklärung zusammen schmieren konnte, muß von jener jesuitischen Maxime ganz durchdrungen seyn, daß man zur Ehre Gottes lästern, verläumden, schimpfen und rasen dürfe, so lange und so viel man kann.

Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, mein duldsamer Herr Rezensent! haben Sie es denn schon

schon wiederum vergessen, auf was ich Sie kurz zuvor erinnerte? — Sehen Sie's denn nicht, daß die losen Mönche diese ganze Schimpfs tirade mit geringer Mühe umwenden, und sagen werden: „Die Männer oder Buben, „die so giftige Gemische von eignen und frem„den Verläumdungen, von den widerchristlich„sten Schimpftiraden, und nur noch in ge„heimen Illuminatenklubben hier und da mit „Beyfalle gelesenen unsinnigen Ausfällen ge„gen die allgemeine Kirche, und gegen alle ihre „noch aufrichtigen Anhänger zusammen schmie„ren konnten, müßen von jener Illumina„ten- und Schwärmer-Maxime ganz durch„drungen seyn, daß man zum größern Flor „und Aufnahme des Höllenreichs, beson„ders da nach ihren Grundsätzen der Zweck „die Mittel heiliget, lästern, verläumden, „schimpfen, und rasen dürfe, so lange und „so viel man kann." — Da haben Sie ih„re ganze Stelle ganz zurück! — Wie unvor„sichtig! hätten Sie doch dieselbe in der Feder behalten! — Freylich nur dummer Kloster„witz. Indessen giebt es immer Schwachköpfe, die es für etwas mehrers ansehen. — Doch

jezt bringen Sie einmal eine Stelle auf die Bahn, die sich gewaschen hat; Sie wollen nämlich die dummen Mönche raisoniren lehren, und raisoniren selbst allerliebst also:

Mitunter kommen (in dieser Schrift) Stellen vor, bey denen man glauben möchte, sie wären in dem Paroxismus eines andächtigen Kloster-Räuschchens geschrieben worden. Z. B. S. 47. wo von der jezt in Frankreich eingeführten Gleichförmigkeit der Stände die Rede ist: „Indessen, sagt der Verfasser, muß doch dieses an sich selbst närrisch scheinende System, nach der Bemerkung des Verfassers der Projekte der Unglaubigen einem echten *) Katholiken über alle Massen bedenklich seyn; (nun höre man einmal ein echtes Mönchs-Räsonnement, wie es sich hier und da beym Abendtrünke, oder bey einem tüchtigen Klosterschmause anzettelt.) Denn da die Freymaurer und Illuminaten durch geheime Verbindun-

*) Ich schrieb an dieser Stelle ächten, wie man es bisher zu schreiben pflegte. — Was hat denn der Rezensent mir eine Schreib-Verbesserung anzudichten?

dungen es sich zum Grunde machen, unter sich und andern Leuten eine Gleichheit und Brüderschaft einzuführen, so muß diese Brüderschaft ganz nothwendig aus Personen von verschiedenen Religionen bestehen, und dieß führt ziemlich natürlich auf den Indifferentismus: mithin geht sie schnurstracks wider die heilige katholische Religion; denn eine Brüderschaft, die unter Personen von verschiedenen Ständen eingegangen wird, hat kein Verhältniß zu der Verschiedenheit der hierarchischen Ordnung, welche Gott zur guten Leitung der Welt eingesetzt hat, und daher folgt unnachläßig der Umsturz des weltlichen und geistlichen Systems." Hat man je etwas unzusammenhängenderes, etwas, das so ganz den Stempel eines Tollhausmäßigen, oder besoffenen Menschen trägt, gelesen, als diese Stelle, die denn doch noch unter die illustren Parthien des Buches gehört, wo der Verfasser sich wenigstens die Miene giebt, räsoniren zu wollen? —

Erlauchter Herr Räsoneur! erlauben Sie doch auch zu fragen! — Wo hat sich wohl

Ihr so ganz überzeugendes Räsonnement über diese Stelle angezettelt? — Gewiß bey keinem nüchternen Abendtrunke, noch bey einem frugalen Klosterschmause. *) — Vielleicht — darf ich rathen? — Vielleicht in einem obscuren Abend-Clubbe, oder bey einer Toillette in einem andächtigen Liebesräuschgen, und ist so fort im heftigsten Paroxismus eines tüchtigen Aufklärungsrausches niedergeschrieben worden? — Stellen Sie sich doch nicht so gar unwissend an! — Als Rezensent von Profession werden und müßen sie wissen, was in einer Schrift dieß Zeichen (,,) sagen wolle? — Wie konnten sie also behaupten, daß dieß Räsonnement lediglich aus meiner Feder geflossen sey, da ich doch das Einklammerungszeichen (,,) im Anfang und am Ende sorgfältig beygesetzet habe? — Ich führte unmittelbar zuvor die Worte des großen Philosophen-Abgotts Vol-

*) Daß doch diesen Herren nach den Klosterschmäusen und Abendtrünken der Mönche die Zähne so wässern! — Kommen Sie doch, und machen Sie irgend in einem Kloster, das noch nicht ganz verdorben ist, überall Tag und Nacht mit! ich wette, Sie werden bald um ihre Entlassung bitten.

Voltaire an, der da sagt: Das System der Gleichheit hat mir stets der Hochmuth eines Narren zu seyn geschienen. ꝛc. Und dann erst ließ ich über dieses wahrhaft närrische System den Verfasser der Projekte der Ungläubigen ꝛc. räsonniren, dessen Worte ich getreulich und ohne Gefährde, wie selbe Seite 4. und 5. zu lesen sind, angeführt habe.

Was ist nun hier entweder auf meiner, oder auf des Projektenschreibers Seite für eine Tollhausmäßigkeit oder Besoffenheit? — Ja, sagen Sie vielleicht, er hätte doch das edle Wort Gleichheit noch drey oder viermal wiederholen, und als einen Kopfbohrer anwenden sollen, um es Jedermann begreiflich zu machen, daß eine Bruderschaft und Gleichheit unter Personen verschiedener Stände und Religionen schlechterdings unmöglich ist. — Freylich ja, das hätte er sollen! Vielleicht wäre alle Schwierigkeit dadurch gehoben worden. — Und dennoch, denken Sie nur, was es heut zu Tage für schlimme Leute giebt! — Dennoch finden sich orthodoxe Hohlköpfe, die behaupten wollen, Sie (welch' eine Unbild!) wären nicht im Stande,

diesem Projektenskribler die Schuhriemen auf=zulösen. — O des versoffenen und tollhaus=mäßigen Schriftstellers! Der hat mich dießmal wohl recht schändlich eingethan. — Züchtigen Sie ihn doch auch einmal nach Gebühr, wenn Ihnen anderst diese Arbeit nicht zu unbequem scheint. Oder, das für Sie noch rühmlicher wäre, widerlegen Sie sein tollhausmäßiges Geschreibsel eben so bündig, als die eben jetzt so meister=und musterhaft gerügte Stelle aus demselben; sonst dürfte es einem orthodoxen Dummkopf leicht einfallen, zu behaupten, Ihr illustres Räsonnement habe den gerech=testen Anspruch auf das Tollhaus zu machen.

Was Sie hier noch anfügen, nämlich daß das übrige ohnehin nichts als Verläum=dung, und krasse Beschimpfung des ver=dienstvollen Pfarrer Brunner sey, dem der Verfasser wegen der Noten, die dieser verehrungswürdige Mann (Brunner) zu der obigen Sammlung von christlichen Re=den gemacht haben soll, (warum dann soll? Sie wissen es ja gewiß, daß er selbe gemacht hat) einen ewigen frommen Haß geschworen zu haben scheine; wäre wohl unvergleichlich

gut

gut gesprochen, wenn Sie nur die Beweise auch anzufügen nicht vergessen hätten. — Daß sich Herr Brunner mittelst seiner Einsendungen und schönen Noten um das Rezensenten Handwerk und Ihren Klubb vorzüglich verdient gemacht habe, bedarf freylich keines Beweises: daß es aber eine Verläumdung und krasse Beschimpfung dieses verdienstvollen Mannes sey, wenn Jemand seine großen Verdienste öffentlich bekannt macht; dieß scheint doch so ein kleinliches Pröbchen zu fordern. Widrigenfalls dürfte der verläumderische Verfasser, oder irgendwo ein boshafter Mönch ohne vieles Kopfzerbrechen antworten, nur Herr Brunner selbst habe sich theils durch sein muthwilliges Geschreibsel, theils durch seine übrige unanständige Aufführung am allermeisten beschimpfet. Auch könnte der Verfasser zu seinem Behuf sagen, daß er nicht der Person sondern nur den anstößigen Noten des Herrn Brunners einen ewigen Haß geschworen habe: und so wäre Ihr prächtiges Assertum von Verläumdung, Beschimpfung und Haß entkräftet, und niedergebeugt.

Allein vielleicht bringen Sie desto vollgültigere Beweise über die darauf folgende Stelle auf, wo Sie so ganz pathetisch sagen: Es versteht sich, daß gelegenheitlich auch andere katholische Aufklärer, z. B. Werkmeister, Hübner, Danzer, Dereser, Feder, Andreß, Stattler, Breunig — ja so gar der Königsberger Philosoph Kant, den er den Abgott junger Schüßlinge nennt, auf eine so schamlose, als sinnlose Art mitgenommen werden.

Aber auch hier, nehmen Sie's mir doch nicht übel! sehe ich keinen Beweis, daß diese vortrefflichen Männer, diese katholischen Aufklärer auf eine so scham- als sinnlose Art mitgenommen oder verläumdet werden, und sollte ich auch zehnerley Augengläser aufstecken. — Doch zu was Beweise? Ist es nicht Verbrechens genug, daß der scham- und sinnlose Verfasser nur mit der Spitze seines Zeigefingers so große Aufklärungstorschen zu berühren sich unterfangen hat? — Ja wahrhaftig genug, er ist des Todes schuldig! — Beynebens danke ich Ihnen, mein hellbelehrender Herr Rezensent! für den gütigen Wink, durch

den

den Sie mir zu verstehen gaben, daß unter den heutigen Aufklärern alles durcheinander wimmle, und mit gleichen Augen angesehen werde, als z. B. Maulkatholiken, Protestanten, Naturalisten, Sozinianer u. s. w. — Denn daß der Königsberger Philosoph Kant ein Protestant, und vielleicht eben darum der Abgott aufgeklärter Schüßlinge ist, wußte ich längst. Daß er aber ein katholischer Aufklärer ist, das wußte ich bis auf diese Stunde nicht; er müßte es nur etwa in dem Sinne seyn, daß er junge, noch nicht genugsam im katholischen Christenthume befestigte, und erst halbaufgeklärte Philosophasters mit seinen Obskurations-Sätzen verrücket, verwirret, und in ein Labyrinth von Zweifeln einführt, d. i. vollkommen aufkläret. — Was die übrigen, oben belobten großen Männer anbelangt; so mögen sie wohl meinetwegen einst gute Katholiken gewesen seyn: nachdem sie aber den süßen Zauber-Wein der Aufklärung gar zu gierig eingeschlürft haben, stolpern sie über die katholischen Grundsätze, gleich einem rauschigen Trunkenbold hinüber. — Sagen Sie ihnen gelegenheitlich, (denn ihr Wort gilt bey solchen Männern mehr, als das

Wort der gesammten katholischen Kirche,) sie sollen in Zukunft entweder ihre Lehrmethode, oder ihren Namen ändern, und sich nicht mehr Katholiken nennen! widrigenfalls könnten sie von den dummen Orthodoxen und Mönchen nicht nur mit dem Namen Nichtkatholik, sondern auch Heuchler beehrt werden: und was das ärgste ist, ganz ungestraft! —

Jedoch, was die Mönche für Schurken sind, und mit was für elenden Sagen man sich zwischen den Wänden der klösterlichen Einsamkeit trage, gilt Ihre dieser Stelle angehängte Anmerkung, in Betreff des Herrn Hübners, statt aller Beweise. Von diesem (Hübner) erzählt uns der Verfasser eine hier (in Salzburg) nirgends bekannte, und ganz falsche Anekdote, daß er in der Messe den Kelch aufzuwandeln (zu erheben) vergessen habe. — Das ist infam! —

Aber trauter Herr Rezensent! Sie werden doch erlauben, Ihnen etwas hierüber ins Ohr zu raunen. Dieß ist keine in Salzburg nirgends bekannte und ganz falsche, sondern ganz wahre Anekdote, die von einem Manne, der zehn Hübner und zwanzig Rezen-

sen-

senten aufwiegen soll, aus Salzburg dem Verfasser einberichtet worden. — Verrathen Sie mich doch nicht! — Zum Beschluß dieser Anmerkung muß ich Ihnen noch ins Ohr sagen: „Wenn Sie ein andermal wiederum eine Stelle aus meiner Schrift anführen; so bitte ich, „dieselbe nicht zu verfälschen.“ Ich sagte, Hübner habe gar zu viele Zerstreuungen, und finde dieserwegen manchmal so gar nicht so viel Zeit, um bey Entrichtung des heiligen Meßopfers währender Wandlung den Kelch in die Höhe zu halten, und den Anwesenden zur Anbethung darzuweisen. Sie aber, um mich des Aufwandelns und Erhebens wegen vielleicht zu necken, lassen mich sagen: Hübner habe in der Messe den Kelch aufzuwandeln (zu erheben) vergessen. — Kommen Sie mir noch einmal mit einer solchen schulmeisterischen Neckerey; so werde ichs Ihnen nicht mehr ins Ohr, sondern in die ganze Welt hinein sagen, daß Sie ein Fälscheler sind.

Doch jetzt sind wir schon wieder miteinander gut, und ich muß Ihnen von Herzen glückwünschen, daß Sie vom Rezensenten so schnell

(durch

(durch einen Sprung) zu einer Rathsherrnstelle avanzirt sind. Sie rathen nämlich, wer wohl der Verfasser der infamen Schrift — der nach Gebühr gezüchtigte ꝛc. — seyn möchte? Einige, sagen Sie, wollten behaupten, P. Meinrad Widmann sey selbst der Verfasser dieses recht mönchischen Pasquills, und er habe durch dieses letzte (Sind Sie aber wohl versichert, daß es das letzte seyn wird?) Monument aller Mönchsstupidität (herrlicher Ausdruck! dieser beantwortet schon alles bis zum Ueberfluß) seinen bisherigen Verdiensten um die katholische Religion, (hat er sich vielleicht wirklich einige erworben? dieß ist unmaßgeblich schier gar zu schmeichelhaft für einen Mönchen!) und um das Reichsstift Elchingen die Krone aufsetzen wollen.

Dieses heiße ich immer sehr gut rathen; indessen ists halt immer nur gerathen. — Wissen Sie was, schicken Sie ihm einmal ein Mandat ohne Klausel zu, und befehlen demselben aus Vollmacht, und im Namen der gesammten Aufklärungszunft, sich ohne weiters zu demasquiren. — Ich kenne den Mann; er

prahlt

prahlt und stolzet darauf, daß er sich seiner Schriften wegen nichts zu fürchten habe, wie Sie weiter unten auch selbst hocherlaucht anmerken. — Herr Rathsgebietiger! folgen Sie dießmal meinem Rath! was gilts, es gelingt!

Ja, erwiedern Sie, wenn ers aber nicht wäre? — Denn Andere, die mehr an die Fruchtbarkeit des Klosterfanatismus glauben, halten dafür, es könnte sich wohl ein anderes Mönchlein, oder wohl gar ein mönchischer Weltpriester ohne Charakter, ohne Gefühl für Ehre, und ohne Sinn für Wahrheit haben gebrauchen lassen, auf Unkosten des gesunden Menschenverstandes, und der öffentlichen Ehrbarkeit eine Reihe von Verläumdungen (diese andere Rathsherrn scheinen nicht einmal zu wissen, was eine Verläumdung im engen Verstande sey?) über angesehene Männer, (freylich werden dergleichen Männer angesehen, aber warum?) verwebt in eine Reihe von den krassesten Mönchswitzeleyen (brav bezahlt!) hinzuschmieren, und sich dadurch das gnädige Lächeln irgend eines hochgebiethenden Obermönchs, wie Klopstock spricht, zu erkaufen.

Mein

Mein hochweiser Herr Rathsgebietiger! diese Ihre andere Kollegen haben noch viel weniger, als Sie; ja sauber gar nichts errathen. — Wo dachten Sie doch hin, daß Sie vermuthen konnten, es hätte sich ein anderes Mönchlein, oder wohl gar ein Weltpriester eines gnädigen Lächelns wegen zu dieser Arbeit anstellen und erkaufen lassen? — Ich kenne den Mönchsstolz eines P. Meinrad Widmanns ein bischen besser. Er würde einem ungebethenen Mönchlein, oder unkarakterisirten Weltpriesterlein für eine so elend gerathene Apologie schlechten Dank wissen, so lange er noch selbst einen Finger bewegen kann. Von einem Weltpriester ist es am allerwenigsten zu vermuthen; weil diese zum Theil (besonders in gewißen Gegenden) selbst Aufklärer machen, zum Theil aber Schadenfrohe sind, wenn es recht tapfer über die Mönche hergeht. Ich kenne zwar einige Herren Weltpriester, und unter diesen auch einen, der seine Kost mit den Mönchen am nämlichen Tische genießt, ohne Charakter; (sollen denn alle, wie Ihr renommistischer Redakteur Hübner charakterisirt seyn?) aber keinen ohne Gefühl für Ehre,

re, und ohne Sinn für Wahrheit. Wo muß es wohl solche Weltprieſter in der Welt geben? — Hoffentlich ja nicht in der Archidiözes Salzburg, oder im Bißthum Speier; — Solche würden wahrhaftig für den rüſtigen P. Meinrad Widmann ganz untüchtige Apologeten seyn. Mithin behält immer Ihr erſter Rath in meinem Sinn noch mehr Wahrſcheinlichkeit, nämlich, daß der ſchurkiſche Mönch P. Meinrad Widmann gar wohl ſein ſelbſt eigner Apologet ſey. — Noch eins! aber nur unter uns. Wie mochten Sie doch das vielbedeutende Ehrenwort Obermönch an nichtsbedeutende Prälaten verſchwenden? Wiſſen Sie denn nicht, daß Klopſtock dieſen wichtigen Titel nur dem großen, und von den Aufklärern hochangebetheten Pabſt Ganganelli angedeihen ließ? Zu was alſo dieſe Verſchwendung? Wollten Sie vielleicht dadurch auch ein gnädiges Lächeln erkaufen? — Weit gefehlt! denn ich verſichere Sie, es giebt unter dieſen Obermönchen und Kloſterdeſpoten welche, vor deren Lächeln Sie, wenn Sie mit Hübnern, ihrem Ober-Rezenſenten in corpore erſcheinen ſollten, zurückprallen würden. — Ein an-

dersmal also gesparsamer mit überspannten Titulaturen!

Aber jetzt, Ihro Weisheit! — Evax! rem acu tetigisti, pflegten die verrosteten Lateiner zu sagen. — Jetzt haben Sie einmal den Wolf bey den Ohren bekommen. Halten Sie ihn doch fest, damit er Ihnen nicht ausreißt. Wenn man der Physiognomie trauen darf, sagen Sie ganz zuversichtlich; so hat dieß Kind der Finsterniß den durch ähnliche Vergehungen hochberüchtigten P. Albertin Schott zum Vater. Es sieht ihm so gleich, als ein Tropfen Wasser dem andern. Was dieser armselige Zionswächter in seinen den Rezensenten zu Salzburg und Wirzburg entgegen gesetzten Wischen auf gut augsburgisch geschimpft, und gelästert hatte, wird hier alles wörtlich wiederholt. Auch verkündigten die Franziskaner-Mönche lange zuvor, ehe das Ding gedruckt wurde, seine Erscheinung.

Sie sind doch ein stattlicher Mann! wie Sie nur alles so pünktlich errathen können! Sie müßen, hol mich der Guckuck! einen Spiritum familiarem, oder sonst ein schwarzes

Kind

Kind der Finsterniß zur Seite haben, das Ihnen alles ins Ohr flüstert, und auf die noch verhüllte Kinder der Finsterniß mit dem Zeigefinger hindeutet; denn mittelst physiognomischer Kenntnisse ist es nicht möglich, alle verborgenen Geheimnisse so genau zu durchschauen! — — Aber — aber wenn Sie dießmal die Physiognomie betröge? — Sie hätten wahrhaftig an dem P. Albertin Schott einen starken Gegner; denn Schott ist kein so armseliger Zionswächter, als etwa einige aus ihrem Klubb dafür halten. Ich habe zwar die Ehre nicht, diesen Mann näher zu kennen. Unterdessen weiß ich doch, daß derselbe Exprovinzial, jubilirter Lektor, Churpfalzbaierischer wirklicher geistlicher Rath, der berühmten Akademie zu Düsseldorf Direktor, und endlich auf der weltberühmten und uralten Universität Heidelberg öffentlicher und ordentlicher Lehrer ist. — Sehen Sie, daß dieser Mann nicht sogar armselig ausschaut. — Meinen Sie aber etwa, daß er armselig sey; weil er das Gelübd der heiligen Kloster-Armuth auf sich hat? — O so müßten Sie mit Ihrem Klopstock den verewigten Pabst Ganganelli auch ei-

nen armseligen Obermönch, und armseligen Pabst tituliren. — Doch das thun Sie gewiß nicht. Die ganze Welt weiß, Warum. — Es bleibt also bey meinem Satz: Ist Herr P. Albertin Schott wirklich der Verfasser dieser Piece, so haben Sie einen nicht so gar schwachen Gegner wider sich: er dürfte wohl sich nicht immer mit dem gewöhnlichen und längst abgenutzten Rezensenten-Gassenhauer abfertigen lassen. — Dieser pasquillante Wisch steht weit unter aller Rezension. — Ja, es dürfte ihm wohl gar einfallen, vor aller Welt zu zeigen, daß Ihre so liebreiche als gründliche Rezension weiter nichts, als ein verläumderisches Schimpfgewebe auf die Ordensleute sey, das sehr tief unter aller Antwort steht. — Ist er aber der Verfasser nicht; so mögen Sie sich immer auf einen öffentlichen Widerruf, den derselbe zu fordern berechtiget ist, gefaßt machen. Und dieß bringt einem angesehenen Rezensenten doch auch wenig Ehre ein. — Kurz, hätten Sie mich hierüber zu Rathe gezogen; so würde ich Ihnen redlich gerathen haben, diesen Mann aus dem Spiel zu lassen; weil ich gewichtige Gründe

habe, zu vermuthen, daß derselbe gar keinen Theil daran hat.

Pah, pah! erwiedern Sie; dieß sind elende Skrupel und leere Grillen. Sagte ichs ja deutlich, daß die Franziskaner-Mönche lange zuvor, ehe das Ding gedruckt wurde, seine Erscheinung verkündiget haben. Wer anders soll demnach der Verfasser seyn, als Schott ein Franziskaner?

Was Sie doch alles wissen! Ich stecke wohl auch zuweilen meine Nase in die Journale, in die Intelligenz- und Zeitungsblätter hinein: aber nirgends hatte ich das Glück, etwas von einer solchen franziskanischen Vorherverkündigung zu erblicken. Es ist halt etwas um einen tiefeindringenden Rezensenten, der alles so gut zusammen zu reimen, und mitunter nicht nur etwa einem Schott sein Vergehen nämlich, daß er als angegriffener Theil ein paar Worte entgegen zu setzen sich unterfangen hat; sondern auch den augsburgischen Kritikastern ihren Frevel, so zu sagen, mit einem einzigen Federzug unter die Nase zu reiben weißt! — Beynahe noch eine tiefere Einsicht verrathen Sie, mein bewundernswürdiger Herr Tiefblicker!

cker! in der folgenden Passage, wo Sie allerliebst also räsoniren:

Dem sey nun aber, wie ihm wolle, eine solche elende Schandschrift kann jeder faule Mönch, ohne seiner Verdauung zu schaden, oder seinen Kopf mehr, als er etwa zum Brevierplappern nöthig hat, anzustrengen, zu Stande bringen. Er darf nur einige Obskurationsschriften zur Hand nehmen (der Fleiß der augsburger Jesuiten hat uns vierzig und noch mehrere Bände dieser Art geliefert!) und was etwa in seinen Kram taugt, aus allen Ecken und Enden derselben zusammenstoppeln; er darf nur die nirgends mehr, als in Klöstern gangbaren ehrenrührerischen Anekdoten und Klatschereyen, die der Müßiggang des Mönchlebens ausheckt, sammeln, oder die alltäglichen Klagen und Jeremiaden der wohlgemästeten Klosterdümmlinge gegen alles Licht der Aufklärung zu Papiere bringen; so kann er ohne vieles Kopfzerbrechen Bücher schreiben, die wenigstens von eben so dummen Gesellen, wie er selbst ist, mit Beyfalle gelesen werden. Will er gar räsonniren, so darf er

alles,

alles, was ihm in Kopf kommt, es mag so dumm, so lächerlich, so abgeschmackt seyn, als es will, niederschreiben; je dümmer, je besser! denn er verstößt alsdann niemals gegen Orthodoxie. Dieß ist eben das bequemste für diese Bücherschreiber. Der vernünftige Mann muß alle seine gemeinnützigen Ideen zehnmal durch die Musterung gehen lassen, um ja keine Blöße zu geben, keine Inquisition gegen sich zu erwecken, oder zu hindern, daß die Mönche den Pöbel nicht in Harnisch gegen ihn bringen. Aber diese Herren von der Obscurationssekte dürfen alles schreiben, was sie wollen. Sie mögen noch so albern, so boshaft, so gegen allen gesunden Menschenverstand schreiben, so ist es doch orthodox; sie haben nichts zu fürchten, ihre Dummheit schützt sie.

Ach! liebster Herr Rezensent! lassen Sie mich doch auch ein wenig zu Odem kommen, und diese Periode ein bischen unterbrechen! Ich müßte ja ersticken, wenn ich dieselbe so ganz ohne abzusetzen wiederholen sollte. Er-

lauben Sie, ganz kurz und sparsam etwas hier und da dazwischen zu reden! —

Also sind Sie ernstlich der Meynung, daß jeder faule Mönch ohne seiner Verdauung *) zu schaden, oder seinen Kopf mehr, als er zum Brevierplappern nöthig hat, anzustrengen, eine solche elende Schandschrift, wie die — Der nach Gebühr gezüchtigte P. Meinrad ꝛc. — zu Stande bringen könne? — Aber warum, mein Herr! widerlegten Sie dieselbe nicht vom Anfange bis zum Ende? O das wäre herrlich gewesen, und hätte vielleicht Ihrer Verdauung auch keinen merklichen Schaden zugezogen! — Doch das viele Brevierplappern wird Sie daran gehindert haben. Sind Sie

*) Diesen so oft und bis zum Eckel wiederholten Vorwurf wegen vorgeblichen Fressen, Saufen und Schlemmen hätte der Rezensent hier auch wiederum weglassen sollen; sonst dürften die Mönche denselben wiederholtermalen zu ihrem Regulairtische einladen, wo er für seinen leckern Magen am öftesten sehr wenig zur Verdauung antreffen würde. Was gilts! er würde den armen Mönchen ihren Bissen (wenn sie auch je zuweilen einen bessern bekommen) nicht mehr so oft und so neidisch im Magen umkehren!

Sie doch hinfüran nicht so skrupulös plapperhaft! dispensiren Sie sich dießfalls, (wenn es nicht schon hochweislich geschehen seyn soll?) wie so viele andere Ihresgleichen aufgeklärten Geistliche auferbäulichst zu thun pflegen! —

Weiter, erlauben Sie, einsichtvoller Herr Rezensent, hier eine kleine Frage! So sind dann nach Ihrem gar nicht zu bezweifelnden Urtheil die Mönche in globo, oder im Durchschnitte so gar stinkfaule Leute? — Ich würde es nimmermehr glauben, wenn nicht Sie es mit aufgezogenen Augenbraunen so feyerlich und richterlich behaupteten. Denn ich hörte es schon oft nicht nur etwa aus dem Munde einiger Alltagsmänner; sondern las es auch in den unsterblichen Werken sowohl neuerer als älterer, zum Theil auch protestantischer und reformirter Schriftsteller, deren einige der faule Mönch **P. Meinrad Widmann** in seinen Werkchen anzuführen auch nicht unterließ: Daß nämlich die Mönche seit ihrer Entstehung der Kirche und dem Staate die ersprießlichsten Dienste geleistet, und die vortrefflichsten Geistes-Produkte in allen Fächern ans Licht gestellt haben. — Ich dächte demnach, Sie hätten hier doch eine

kleine Ausnahme machen können, da Sie sonst in Ihren Rezensionen alles so genau, so pünktlich, und, was das löblichste ist, so unpartheyisch und tolerant zu sichten gewohnt sind.

„ Nichts Ausnahme — erwiedern Sie im „ rauhen Tone — gar keine Ausnahme, wenn „ von Mönchen die Rede ist. Sie sind und „ bleiben faule Tagdiebe, und wohlgemästete „ Taugenichtse, deren Gott ihr Bauch ist. — „ Oder, mein überlästiger Widersprecher, ha„ ben Sie vielleicht schon wieder vergessen, was „ ich kurz zuvor so deutlich vom Katheder pre„ digte; nämlich daß die Mönche sehr bequem „ Bücher schreiben können; weil sie nur einige „ Obskurationsschriften *) zur Hand nehmen, und

*) Ein großer Theil des deutschen Publikums muß wahrhaftig dem Herrn Rezensenten recht vielen Dank wissen, weil er es über das Wort Obskurationsschrift endlich einmal aufgeklärt hat. Man hielt bis heute dafür, daß unter Obskurationsschriften eigentlich solche verstanden wären, welche in obskuren Illuminaten-Kubeln ꝛc. ausgehecket, und in die Welt verbreitet würden. Nun aber wissen wir's Gottlob!

daß

„ und aus derselben Ecken und Enden alles,
„ was ihnen in den Kopf kömmt, oder in ihren
„ Kram taugt, es mag so dumm, so albern,
„ so lächerlich, so abgeschmackt seyn, als es
„ will, zusammen stoppeln und niederschreiben
„ dörfen; NB. je dümmer, je besser; denn
„ sie verstossen alsdann niemals gegen Ortho-
„ doxie, wenn sie auch noch so elend räsonniren
„ sollten. "

Herr Jemine! dieses Ihr sehr gründliches Räsonnement hätte ich wahrhaftig beynahe vergessen! Sehr gut, daß Sie mich darauf erinnern! — Wie bitter übel muß es doch heut zu Tage um die katholische Kirche und das orthodoxe Christenthum aussehen; da nicht nur etwa eben so dumme Gesellen, als die Mönche selbst sind; sondern auch große Gelehrte und erlauchte Fürsten ꝛc. die von dem Müssiggang des Mönchlebens und von wohlgemästeten Kloster-Dümmlingen ausgeheckten, und nur in den Klöstern noch gangbaren ehrenrührerischen Anekdoten und Klatschereyen, all-

daß es keine andere sind, als die Schriften der Augsburger Jesuiten und etwa auch eines P. Meinrads ꝛc. ꝛc.

tägliche Klagen und Jeremiaden, gegen alles Licht der Aufklärung, so begierig sammeln und mit so vielem Vergnügen lesen? Müßen nicht diese noch weit dümmer seyn, als das allerdümmste Mönchlein? — Doch vielleicht kömmt ihnen auch ihre Orthodoxie zu statten!

Ach! bedauernswürdiger Herr Rezensent! wie wahrhaft sprechen Sie, daß es einem Rezensenten viel saurer werde, nur ein Blättlein zu schreiben, als dem Mönchen, ein ganzes Buch. Kein Wunder! denn der Rezensent muß lediglich nur für Wahrheit und Vernunft kämpfen. Der vernünftige Mann aber, sagen Sie ganz einleuchtend, muß alle seine gemeinnützigen (versteht sich, mit Ausschluß für die katholische Kirche und das Mönchthum) Ideen zehnmal (dieß erhellet aus gegenwärtiger Rezension sonnenklar) durch die Mustrung gehen lassen, um ja keine Blöße zu geben, (und doch werden diese behutsamen Herren manchmal vom nächsten beßten Mönchlein auf ihrer Blöße ertappt, und blutrünstig gegeißelt. — Verdammt!) keine Inquisition gegen sich zu erwecken, oder zu hindern, daß

daß die Mönche den Pöbel nicht in Harnisch gegen ihn bringen.

Dieß sind mir doch verzweifelte Kameraden, die Mönche! das hätte ich nimmer geglaubt, daß sich vernünftige Männer, große Aufklärer und erlauchte Rezensenten für den Mönchen, diesen Dümmlingen, so sehr fürchten, und so ängstlich auf ihrer Hut seyn müßen. — Nein, das hätte ich nicht geglaubt, und hätte es der heiligste Vater selbst von seinem Petersstuhle herabgesprochen. — Aber aus Ihrem Munde und Feder muß ich es glauben. — Nun, mein beßter Herr Rezensent, in dieser Lage muß ich Sie von Herzen bemitleiden. Ich begreife es, wie sauer es Ihnen werden muß, hier und da eine Rezension (vielleicht manchmal wohl gar wider die erkannte Wahrheit) unter tausend Gewissensbissen niederzuschreiben. — Wollten Sie doch Ihr bitteres Schicksal versüßen! — „Ja, fragen Sie, wie, „oder auf was Art? — Rezensionen schreiben „bringt mir nun einmal mein Stück Brod „ein. — Ich weis es selbst nicht, was für „ein böser Genius mich dazu verleitet und ver„dammt hat.„ — Beßter und aufrichtiger Herr!

Herr! sind Sie eines guten freundschäftlichen Rathes fähig? — O ja, in allweg. — Nun rathe ich Ihnen recht herzlich, ein Mönch zu werden. — Sehen Sie, dann können Sie nicht nur etwa Rezensionsblättchen, sondern ganze Bücher, ja ganze Folianten auf die bequemste Art zusammenstoppeln, ohne Ihrer Verdauung zu schaden; und was noch das vortheilhafteste dabey ist, so haben Sie kein Urtheil der Mönche, keine Inquisition, keine Aufbringung des Pöbels wider sich zu befürchten, wenn Sie nur recht erzdumm und beynebens erzorthodox schreiben: — Ihre Dummheit wird Sie gewiß schützen. — Welch' ein edles Schreiberhandwerk, und ganz ungenirtes Leben! —

„Schon recht, sagen Sie vielleicht; — „aber — das Mönchsleben — ein Mönch „seyn!" — Ha, ha dieß würde etwa Ihrem Genie nicht behagen? — Was haben Sie doch hier für elende Bedenklichkeiten! Sollten Sie sich nicht auch können wohlmästen lassen? — Ueber Kleinigkeiten würden Sie hoffentlich sich wegzusetzen wissen. — Z. B. Sie haben sich ungefähr auf den Abend bey einem Spatziergange,

gange, bey einer Assemble, bey einem moderaten Spiele in einer muntern Gesellschaft von Freunden, oder auch im Cerkle aufgeweckter Frauenzimmerchen, oder, das noch viel rühmlicher ist, in einem brillirenden Illuminaten- und Jakobinerklubb bis gegen Mitternacht ehrenbeflissenst verweilet, und noch nicht geschlafen: indessen fängt man an vom Klosterkirchthurme mit den Glocken zur Mette sturmzuläuten; und da würden Sie ja der Narr nicht seyn, aufzustehen; weil Sie zur Verdauung noch einer weitern Ruhe bedürfen? — Bald darauf nämlich mit Schlag Fünfuhr bricht wieder so ein kleiner Lärm aus, nämlich zur Meditation oder geistlichen Betrachtung; und da würde Sie Ihre schlichte Vernunft auch nicht verlassen, sondern laut sagen, daß Sie auf Ihrer Matrazze viel rührendere Betrachtungen, als irgend auf einem andern Platz oder Zeit anstellen können; besonders wenn die Verdauung noch nicht gänzlich vollbracht ist. Nach Sechsuhr wird zur Prim geläutet: gegen oder nach Siebenuhr geruhen Sie ihren ehrwürdigen Körper von seiner Ruhstätte ganz gemächlich zu erheben. — Eines Friseurs bedürfen Sie nicht; und dieß ist

ein

ein vorzügliches Stück der Mönchs-Bequemlichkeit. — Alsdann mögen Sie, wenn Sie dießfalls nicht dispensiren, die verschlafene Mette ꝛc. herabplappern, und bisweilen auch Messe lesen, mit zwey- oder einfacher Aufwandlung, wie es beliebt, je hurtiger, je besser; denn für ein sechs- oder acht Groschenstück läßt sichs nicht viel Späße machen, wie einer Ihrer Zunftgenossen weislich zu thun pflegte. Nachgehends nehmen Sie das Frühstück ein, welches in einer Tasse Chokolade, Caffee, oder Thee besteht, je nachdem es Ihre Leibskonstitution erfodert, oder ihr Geschreibsel und Zusammenstoppelung trägt. Denn die Klosterdespoten pflegen außer einem Nothfall nichts dergleichen abzureichen. — — Nun können Sie sich auf eine Weile, bis das Zeichen zur Absingung des Hochamts und der übrigen Horen gegeben wird, in ungestöhrter Einsamkeit selbst divertiren, oder etwas zusammenstoppeln. Tritt aber um diese Zeit bey Ihnen eben eine unterhaltende Visite ein; so schreiben Sie das Hochamt mit seinen langweiligen Anhängerlen auch ans Holz; wenn Sie nur nichts versäumen, mit Schlag Eilfuhr bey der

Mittagstafel, die gewöhnlich höchstens aus vier landmännischen Gerüchten besteht, zu erscheinen, und sich wohl zu mästen. Es versteht sich, daß Sie eben nicht so altmönchisch und skrupulös seyn, und auf das gegebene Zeichen, so gar mit Abbrechung des angefangenen Wortes in Ihrer Schreiberey, zum Tischgebethe herbey eilen müßen. Sie dürfen als ein Gelehrter immer etwas zu spät erscheinen, um es den Aufwärtern, Küchenmeistern und Köchen fühlbar zu machen, welch' ein großer Unterschied zwischen ihnen und einem Schriftsteller obwalte. — Nach Tisch begeben Sie sich, wenns beliebt, in das Kolloquium, bethorchen und belachen die vorkommende Mönchs-Klatschereyen; oder, das noch erbaulicher ist, ziehen Sie ein paar Ihresgleichen auf die Seite, und bringen mit denselben ernsthaftere Klatschereyen über den Obermönch, über seine nachgeordneten Trabanten, oder doch wenigst über einige bigottischen und sklavischen Mitbrüder ins Reine. — — Ists Rekreationstag, dem in den Klöstern Regel- und Statutenmäßig wöchentlich zween (aber NB. keine Regel ist ohne Ausnahme, heißts da,) gestattet werden;

so

so verfügen Sie sich gegen halb Dreyuhr zum Vesperrunk, wenns Ihnen nicht darob eckelt, oder wohl gar zu einem tüchtigen Klosterschmaus. Aber wohl gemerkt, ich will Ihnen nichts verhehlen, diese letztern kann man jährlich an den Fingern von einer Hand abzählen; und NB. bey diesen tüchtigen Schmäusen zirkulirt kein Burgunder = Rheinwein, Punsch ꝛc. wie es bey Aufklärungs = und Illuminaten-Schmäusen zu geschehen pflegt, auf der Tafel herum; sondern höchstens ein guter Landwein, und dieser noch dazu in seiner bestimmten Quantität. — Mit Schlag Dreyuhr klempert es wieder zur Vesper. Hängt an dieser noch eine Todtenvigil für Stifter ꝛc. ꝛc. so kann das Plappern und nach der Aufklärungssprache, das Geplärre in der Kirche bis anderthalbstunden undnoch länger anhalten. — Doch dieß soll Ihnen nichts verschlagen. Denn Sie als Schriftsteller von Profession wischen nach genossenem Vespertrunk, oder eingenommenen tüchtigen Klosterschmaus das Maul, und machen sich bis zum Abendessen oder Kollation unsichtbar, und verkürzen sich die lange Weile durch einen Spatziergang im Garten (wenn Sie anderst

derst wegen der Ueberladung noch gehen kön-
nen) oder durch andere Tändeleyen und nichts-
bedeutende Lektüre, die vielleicht etwas zu Ih-
rer vorhabenden Zusammenstoppelung beytra-
gen kann. — Die Kollation wird Ihnen vor-
züglich behagen; weil selbe nur in einer Sup-
pe, und einem magern Käse oder statt dessen
in einem Salat, oder wenns hoch kömmt, in
einem Ey besteht, und innerhalb zwanzig
Minuten vorbey ist, mithin Sie in Ihren ge-
lehrten Arbeiten gar nicht derangiren wird. —
Die Complet, die geistliche Lektion vor derse-
ben, und das darauf folgende Examen genera-
le und dergleichen mönchische Possen vor Schla-
fengehen werden Sie ohnehin nicht mitmachen;
sondern werden Ihre Tag- und Nachtordnung
wie gestern und vorgestern fortsetzen. Ueber
noch viele andere mönchische Allfanzereyen, wie
z. B. Predigen, Beichthören ꝛc. ꝛc. mag ich nur
gar kein Wort verlieren. Sie haben Verstand
und Alter genug, über selbe hinüber zu schrei-
ten. — Freylich macht manchmal der Ober-
mönch ein bitter saures Gesicht, oder sein nach-
geordneter Prior große Augen über so skru-
pulöse Pünklichkeit der heiligen Regel. Allein

was

was ficht Sie dieß an, als einen Gelehrten vom ersten Range? — Sie dürfen ja nur einige Obskurationsschriften zur Hand nehmen, und was etwa in ihren Kram taugt, aus allen Ecken und Enden derselben zusammenstoppeln: Sie dürfen nur die nirgends mehr als in Klöstern gangbaren ehrenrührerischen Anekdoten und Klatschereyen ꝛc. zu Papier bringen; so werden Sie von Ihren Obern gleich wiederum mit gnädigem Lächeln angesehen; Niemand darf ihnen weiter etwas in Weg legen, und, was das lustigste dabey ist, Ihr Geschreibsel, es mag so dumm, so lächerlich, so abgeschmackt seyn, als es will, je dümmer je besser, wenn Sie nur nie wider Orthodoxie verstoßen, wird wenigstens von eben so dummen oder noch dümmern Gesellen, als Sie selbst sind, mit Beyfall gelesen werden.

Nun sehen Sie, herzallerliebster Herr Rezensent, hier haben Sie ein Plänchen, nach welchem Sie Ihr mühsames Rezensenten-Handwerk mit dem bequemen eines Schriftstellers umtauschen können. Hier haben Sie zu gleicher Zeit einen kurzen Entwurf des Mönchlebens

bens und der klösterlichen Tagordnung. — — Nur eines muß ich noch wohlmeynend erinnern. Lassen Sie sich, wenn Sie einmal irgend in einem Kloster so glücklich vegetiren, von dem Obermönch nur kein Klosteramt auflasten; denn glauben Sie mir, so ein Klosterämtchen würde Ihnen hundert Verdruß und Hinderniße bey Ihren gelehrten Arbeiten zuziehen, absonderlich wenn der Obermönch ökonomisch, genau und etwa dabey, wie es öfters zu geschehen pflegt, so gar auch mürrisch ist. — Doch ich denke, jeder Obermönch würde so diskret seyn, und einen Mann von Ihren Verdiensten auch hierinnfalls mit vielem Vergnügen dispensiren.

So wären nun alle Schwierigkeiten gehoben! — Her da, Herzensbrüderchen! Eingeschlagen! was brauchts viel deliberiren? Sie werden ein Mönch, und leben sodann recht gemächlich, und schreiben trotz dem P. Meinrad Widmann und allen Mönchen Bücher, so viel Ihnen beliebt, mit der größten Bequemlichkeit. Also nur frisch zur Sach! ça ira, ça ira, es wird schon gehen; denn Sie scheinen mir selbst schon ganz davon überzeugt zu seyn:

sonst könnten Sie in Ihrer zehnmal durch die Musterung passirten Rezension unmöglich so ganz zuversichtlich behaupten:

So hat P. Meinrad Widmann in Elchingen seine vielen Obskurationsbände (ist fast gar zu viel Ehre für diesen Dümmling!) zusammen gehäuft. Es ist wahr, (richtig, denn Wahrheit bleibt Wahrheit, und Lüge bleibt Lüge von Anbeginn bis in alle Ewigkeit,) er hat darinn Sitten, Wohlstand, Wahrheit, Religion, die Ehre seiner Mitmenschen (ist schier zu viel Ehre, daß Sie ihn unter Ihre Mitmenschen zählen!) und was nicht? beleidiget; allein kein bischöfliches Vikariat, kein Prälat hat ihn zur Verantwortung gezogen: Warum? Er schreibt erzdumm, und zugleich erzorthodox; und folglich ist an ihm nichts zu tadeln.

Herzallerliebster Herr Rezensent! Sehen Sie, welche schöne Aussichten sich für Sie zeigen, wenn Sie nur einmal Mönch seyn werden. Alsdann dürfen Sie nur trotz einem P. Meinrad Widmann Obskurationsbände nach Belieben zusammen häufen, und werden von

keinem bischöflichen Vikariate, von keinem Prälaten zur Verantwortung gezogen werden; wenn Sie nur NB. nicht vergessen, eben so erzdumm, und zugleich erzorthodox, wie P. Meinrad zu schreiben; denn daß die Bischöfe und Prälaten eben so erzdumm und zugleich erzorthodox, wie dieser, seyn müßen, davon haben Sie nicht nur mich, sondern wills Gott! das ganze deutsche Publikum bereits überzeugt. Und daher mags auch wohl kommen, daß die Mönche in ihren geheimen Klatschereyen nicht selten über jene Bischöfe und Prälaten, die der heutigen Aufklärung zu viel Vorschub geben, murren und schmähen; nämlich weil diese ihnen nicht genug dumm und orthodox scheinen. — Daß übrigens Sie, mein Herr! in Ihren etwa auszuheckenden Obskurationsbänden Sitten, Wohlstand, Wahrheit, Religion, die Ehre Ihrer Mitmenschen, oder so was, gewiß nicht, wie ein ungeschliffener P. Meinrad, beleidigen werden, dafür ist uns die vorliegende Rezension ein rechtsgültiger Bürge. Nur hätten Sie unmaßgeblich nicht unterlassen sollen, diese Stelle mit etwelchen kleinen Pröbchen zu belegen. — Doch

vielleicht kommen solche in der Folge noch zum Vorschein; denn, fahren Sie fort:

So gieng auch sein (des P. Meinrads) Vertheidiger, der Verfasser der vorliegenden Schrift zu Werke. Die Piece: Etwas an den berüchtigten Hübner, von welcher man nicht weis, ob der Styl, oder das Räsonnement, oder die überall hervorblickende Mönchswuth (wie auferbäulich läßt es, daß in dieser Rezension nirgend was von Aufklärerwuth hervorblicket!) mehr zu verabscheuen ist; das Trauerspiel: Noch einmal, der Cölibat ist nicht aufgehoben, welches in der Speier-Diözese öffentlich gebrandmarkt worden ist, und einige anonymische Briefe, vermuthlich von gehäßigen Bettelmönchen, oder Leuten gleiches Gelichters, sind die saubern Quellen, aus welchen er seine Verläumdungen gegen Herrn Pfarrer Brunner geschöpfet hat.

Au wehe! schon wieder kein Schatten von einer Probe. — Mein Herr! wenn Sie doch Ihre schönen Asserten hin und wieder mit Proben aufzustutzen beliebten! — Denn, im Vertrauen gesagt! Leute, die im polemischen Handwerke

werke auch ein bischen etwas verstehen, ja sogar Leute, die einen ziemlichen Hang zur modernen Aufklärung verrathen, wollen behaupten, daß der vorliegenden Schrift, oder der Piece, Etwas an den berüchtigten Hübner ꝛc. weder ein Hübner, noch sein unrichtiger Einsender Brunner, noch der ganze Gewaltshaufe der Aufklärer mit Grunde etwas anhaben können; weil der Verfasser mit Thaten ausrückte, die wahrhaftig nicht aus dem kleinen Finger gesogen; auch nicht aus anonymischen Briefen *) gehäßiger Bettelmönche, oder Leute gleiches Gelichters, geschöpft seyn können. — Von vermeintlichen Verläumdungen des Herrn Pfarrers Brunner hätten Sie mir lieber ganz abstrahirt. Denn seine Aufklärungs-Schwachheiten sind zu eklatant, als daß man gehäßige Bettelmönche zur Steuer der Wahrheit nöthig hätte: seine Pfarruntergebenen, und noch gut denkenden Nachbarn sind schon hinlänglich die Wahrheit zu sagen. —

* Ist vielleicht der aus Salzburg unterm 9ten Jul. 1789. unter der Firma S*, G*g, D**r, H**r gefertigte Briefe auch anonymisch? Das mögen Sie ausmachen.

Was Raths demnach? — Hier ist gleich Rath geschaft. Sie werden mit Haut und Haar ein Mönch; und dann werden Ihnen die Mönche, und Sie den Mönchen nicht mehr so gehäßig seyn.

Jetzt noch eins nur ganz stille und unter uns. Wie mochten Sie doch sagen, Das Trauerspiel: Noch einmal, der Cölibat ist nicht aufgehoben, sey in der Speyer-Diözese öffentlich gebrandmarkt worden? Wie wollen Sie dieß dem Publikum weiß machen? — Lieben Sie nicht selbst weiter oben herkommen, Sie wären zu ihrem nicht geringen Verdruß verdammt worden, die Piece: Der nach Gebühr gezüchtigte ꝛc. ganz vom Anfange bis zum Ende zu durchlesen? — Hätten Sie dieß Verdammungsurtheil pünktlich vollstrecket; so würden Sie Seite 158. deutlich ersehen haben, daß von der besagten Piece — Noch einmal der Cölibat ist nicht aufgehoben — wenigst dreyhundert Exemplare in Speyer debitirt worden sind. Hatte man zum Brandmarken so viele nöthig? — Hätten Herr Brunner und Konsorten den guten Rath, den ihnen der Regierungsrath S** an die Hand gab, befolget,

alle

alle diese Exemplare, wie der Fürst-Bischof von Speyer jene von dem infamen Lustspiele — Der Cölibat ist aufgehoben, — zusammen gekauft, und verbrennet; so hätten Sie doch mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen können, das Ding wäre in Speyer gebrandmarkt worden: Aber so — — kann man Ihr bloßes Assert für nichts anderes, als eine (vergeben Sie mir doch den Ausdruck!) **elende Aufschneiderey** ansehen; und so was bringt Ihnen wahrhaftig wenig Ehre.

Doch Geduld! — Ihr Herr Redakteur Hübner, der Tausendkünstler, hilft Ihnen mittelst einer angehängten Note hier sehr artig aus dem Gedränge, da er allerliebst also räsonnirt: — — **Durch Verachtung — so viel wir wissen, ist das Trauerspiel: Noch einmal der Cölibat ist nicht aufgehoben; in der Speyer Diözese öffentlich gebrandmarkt worden; und dieß ist die rechte Art, der Bosheit solcher Pasquillanten zu begegnen.**

Wahrhaftig dieß Räsonnement hat sich gewaschen! — Nur hätte der Herr Redakteur sich auch erinnern sollen, daß von besagter Pie-

ce wenigst 300. Exemplare nach Speyer und in die Revier von Speyer verschrieben sind worden. Heißt nun dieß eine Schrift durch Verachtung brandmarken? — Wäre es wohl ein schulgerechter Schluß, wenn ich sagen sollte: Die O. Allg. Litteraturzeitung wird an einigen Orten häufig angeschaft, und gelesen: also wird selbe an solchen Orten durch Verachtung öffentlich gebrandmarkt? — Schaut nicht hier Herodes zum Fenster heraus, und schreyt, so schließen ist ein Graus! — Wo hat dann Ihr Redakteur diese bündige Schlußkunst erlernt? Bey den Jesuiten, seinen ehemaligen Lehrern gewiß nicht! — und dennoch darf er sich erfrechen, mit richterlicher Miene hinzuzusetzen, dieß sey die rechte Art, der Bosheit solcher Pasquillanten zu begegnen. — Ja, ja, wenn er dieses mit Rücksicht auf die O. Allg. Litteraturzeitung redet; so mag sein Orakelspruch der Wahrheit sehr angemessen seyn: widrigenfalls ist dieß eine lächerliche Donquixotterie und sehr elende — — — — — — . Man darf sich ja nur dessen erinnern, was der unschuldigen Litteraturzeitung schon vor mehrern Jahren in Bayern begegnet ist.

ist. *) — Und warum? — Hm, gewiße Leute wollen behaupten, es wäre nur lediglich darum geschehen, um der Bosheit solcher Pasquillanten Einhalt zu thun, und dieß sey die **rechte Art ihnen zu begegnen.** — Die böse Leute, die! —

Allein, mein verehrlicher Herr Rezensent! Sie werden vielleicht erwiedern: „Dieß alles paßt nicht auf die Litteraturzeitung. Nur weiter im Text, und es wird sich aufklären, daß mein anbethungswürdiger Redakteur **Hübner** in dieser Note einen weit stärkern Achilles aufstellet; nämlich das **Hochwürdige Vikariat von Speyer.**" —

Herr Jemine! dieß hätte ich beynahe vergessen, und zitterte schon auf allen Knochen, weil ich nicht gleich wußte, was für ein elektrischer Schlag mich treffen würde. — Nun aber kann ich doch wieder frischen Odem holen, da ich sehe, daß es nichts weiters ist, als daß der unbändige **Renommist Hübner** noch ein

eben

*) Diese ist in den bayerschen Landen unter schwerer Strafe verbothen worden, und bleibt noch wirklich verbothen.

eben so bündiges Räsonnement, wie das vorhergehende, in seine Note einschaltet.

Der Verfasser, spricht er mit vieler Bedeutenheit, der in gegenwärtiger Rezension gedachten Schmähschriften hat es offenbar darauf angelegt, einige würdige Landgeistliche des Bisthums Speyer bey dem dortigen Vikariate anzuschwärzen, und sie, wo möglich, in eine gefährliche Inquisition zu verwickeln.

Hm, Hm! wird auch Saul den Propheten beygezählet? — Wahrhaftig hier hat der renommirte Scharfschütz Hübner ziemlich tief in die Scheibe getroffen; denn ich will es nicht läugnen, daß die Absicht des Verfassers mitunter auch diese gewesen seyn mag, einigen speyerschen Vikariatsverwandten (von der Rechtschaffenheit der meisten aus selben ist er schon lange vollkommen überzeugt) noch besser ihre, vom Aufklärungsstaube benebelten Augen zu öffnen; nicht, um etwa diese, nur in den Augen der Aufklärungszünftler würdige, Landgeistlichen anzuschwärzen; weil selbe ja ohne sein Zuthun schon schwarz genug sind: auch nicht, um sie nur etwa in eine gefähr-

li-

liche Inquisition zu verwickeln; weil selbe aus solcher sich schon öfters durch Lügengewebe glücklich herausgewickelt haben, wie der Verfasser deutlich bewiesen, und mit sichern Thaten belegt hat: sondern damit dem vielfältigen Aergerniße, das von diesen würdigen Landgeistlichen bisher verbreitet wurde, von einem hochwürdigen Vikariate zu Speyer doch einmal mit Nachdruck möchte gesteuert werden.

Nein doch, fällt Herr Hübner ein: Das Vikariat schweigt; was es nicht thun würde, und dürfte, wenn die Behauptungen des Verfassers auch nur einigermassen gegründet wären? es erklärt ihn demnach stillschweigend für einen verachtungswürdigen Pasquillanten, und rechtfertiget durch eben dieß Stillschweigen die Angeschuldigten vor dem Publikum: (vor welchem?) welches sie ohnehin kennt, und schätzt. — Anmerk. des Red.

Ach beßter Herr Rezensent! dieser Donnerschlag, von Ihres Redakteurs Hand geschleudert, hätte sicher jeden andern zu Boden gestreckt. — Aber mich nicht. — Warum? — Unter uns gesagt, der Verfasser hat sichern

Rücken

Rücken und gute Brustwehre. — Er hat sogar sichere Geleitsbriefe von Mattadors aus dem speyerschen Vikariate in seinen Händen, daß seine, auf gut hübnerisch, so genannten Schmähschriften und Pasquille, auf diese würdigen Landgeistlichen, NB. auf diese sehr passend seyen. — Was das speyersche Vikariat hierinnfalls hätte thun können, und sollen; oder vielleicht wirklich gethan hätte, wenn nicht die ohne Hosen-Männer ein so abscheuliches Intermezzo angestimmt hätten; weißt der Verfasser gewiß so gut oder besser, als Ihr Abgott Hübner. — Sagen Sie doch diesem zweyzüngigen Dreyfüßler, wenn Sie ihn etwa in einem Clubb zu Salzburg treffen, er möchte doch, wenn er ein andersmal Ihren Apologeten machen wollte, seine neulogikalische Schluß- oder Trugkunst weglassen. Denn welcher Trug liegt nicht in diesem Satze: Das Vikariat schweigt zu den Behauptungen des Verfassers: also erklärt es ihn stillschweigend (könnte es das mit gutem Gewißen?) für einen verachtungswürdigen Pasquillanten, und rechtfertiget durch eben dieses Stillschweigen die Angeschuldigten vor dem Publi-

blikum? — Einmal, trautester Herr Rezensent! einen solchen logikalischen Schnitzer hätten Sie ja nimmer zu Ihrer Vertheidigung annehmen sollen. Denn was pflegen heute geistliche Dikasterien nicht alles mit Stillschweigen zu übergehen, und dabey durch die Finger zu gucken, um nicht Uebel ärger zu machen? — Wie würde Ihnen der Schluß behagen, wenn ich sagen wollte: **Die O. Allg. Litteraturzeitung und ihre Rezensionen werden an den meisten Orten mit Widerwillen und äußerstem Abscheu, aber doch mit Stillschweigen aufgenommen: also müßen ihre Verfasser und Redakteurs die vortrefflichsten Leute von der Welt und eitel Wahrheitsprediger seyn. —** Oder nach ihren Begriffen noch faßlicher: **Die Litteraturzeitung kömmt im Angesichte Ihres Hochw. Herrn Erzbischofes und seines Vikariats ins Publikum: also rechtfertigen dieselben den anbeschuldigten Hübner und Konsorten durch ihr Stillschweigen, und erklären stillschweigend alle, die dawider** muchsen, als verachtungswürdige Pasquillanten; denn Hübner und seine Helfershelfer sind Männer, die das Publikum ohnehin kennet und schätzet. Was

Was halten Sie nun, mein beßter Herr Rezensent! von so kunstreichen Schlußfolgen? — Ich sehe schon, Sie legen den Finger auf den Mund, und scheinen zu sagen, Herr Hübner sagte 's. — Goldener, seidener Herr Rezensent! das hätte ich nimmer geglaubt, daß Sie so leichtgläubig wären, da sonst die Aufklärer überaus hartgläubig sind, und so gar der ewigen untrüglichen Wahrheit nichts mehr glauben wollen. Wie möchten Sie doch ihrem Redakteur so blindlings auf sein Wort trauen? — Ihm, der schon so oft auf dem faulen Pferd, und in der abscheulichsten Nothzüchtigung der lieben Wahrheit ist ertappet worden, wie am Ende dieser Antwort weitwendiger zu ersehen seyn wird. — Auch hätten Sie nebst der Hübnerschen Note gar füglich auch das übrige weglassen können, was Sie noch hinzusetzten, nämlich: Sein (des Verfassers) überall ausgestreuter Klosterwitz, *) seine albernen Räson-

*) Also giebts in Klöstern doch einen Witz? Ist fast zu viel eingestanden: und ich hätte schier Lust es völlig zu läugnen; denn ich kann versichern, daß nicht einmal der drolligte (meinetwegen gar scurrile und eben nicht

sonnements, wovon wir eben ein Beyspiel (ja ein erbärmliches!) gegeben haben, und deren Unsinn nur ein solcher Mensch nicht fühlen kann, machen seine Piece zu einem Ganzen, das man mit allem Rechte die Quintessenz aller bisher gedruckten Jesuiten- und Mönchs-Absurditäten, und alles seit mehrern Jahren ausgegeiferten Bonzengiftes nennen kann.

Liebster Herr Rezensent! was machen Sie doch da wieder für einen Kickel Kackel? wie mochten Sie doch alle die Lobsprüche wiederholen, die Sie schon oben an den Verfasser der quästionirten Piece verschwendet haben, so daß man

mit

nicht lobwürdige) Gedanke von Verschwendung des heiligen Oeles bey der Salbung eines schlechten Geistlichen in einem Kloster, sondern in dem witzigen Kopfe einer Dame, welche die große Welt kannte, gewachsen ist. Kann also dieß nicht statt eines Pröbchens vom Klosterwitz dienen, noch eine Beziehung auf die Mönchsfressereyen und Saufereyen haben. Mithin steht auch das: Derer Gott der Bauch ist, nicht am rechten Platz; sondern würde nach einer kleinen Abänderung viel besser über dem Eingange eines Aufklärer- oder Illuminaten-Klubbs paradiren: Derer Götter der Bauch und die Venus sind.

mit Terenz sagen kann, es ist nichts gesagt, was nicht schon zuvor ist gesagt worden? — Oder, es ist eine aufgewärmte Suppe. — Einmal Sie scheinen offenbar in das Leidenschaftliche zu verfallen, und der Verfasser wird in sein Fäustchen hineinlachen, und etwa sagen: Dießmal habe ich die Aufklärungspursche ins Bockshorn gejagt; sie rasen, toben und wüthen ganz entsetzlich. — Zudeme, haben Sie denn schon wiederum vergessen, daß die losen Vögel, die Mönche und ihre Anhänger in der Kunst etwas umzukehren, und zu verdrehen Meister sind? — Wie leicht wird es einem wohlgemästeten Mönche oder Jesuiten, ohne seiner Verdauung zu schaden, seyn, Ihr illustres Räsonnement umzuwenden, und zu sagen: „Ihr (der Aufklärer) überall ausgestreuter Afterwitz, ihre albernen Räsonnements, wovon wir so viele Beyspiele in Händen haben, und deren Unsinn nur solche aufgeklärten Menschen nicht fühlen können, machen ihre Piecen und Rezensionen zu einem Ganzen, das man mit allem Rechte die Quintessenz aller bisher gedruckten Schwärmer- und Ketzer-Absurditäten, und aller seit Jahrhunderten ausgegeier-

ferten, und in unsern aufgeklärten Tagen wieder aufgewärmten Plutongiftes nennen kann. — Genug! hier haben Sie Ihr schönes Räsonnement abermal zurück.

Aber Ihnen, mein menschenfreundlicher Herr Rezensent! ist dieß noch lange nicht genug; Sie gehen gegen alle Erwartung noch weiter, und scheinen dem Verfasser der Ihnen so verhaßten Piece so gar seinen ruhigen Schlaf zu mißgönnen, welch' ein Neid!

Dennoch, fahren Sie fort, darf der boshafte Verfasser ruhig schlafen: es wird ihm kein Haar gekrümmt werden. Das Schicksal der Verfolgung gehört nur für vernünftige Leute, für wohlthätige *) Aufklärer!

Hm! könnte man antworten, der Mann, nämlich der Verfasser der rezensirten Piece muß doch ein gutes Gewißen haben, und überzeugt seyn, daß man ihm mit Rechte kein Haar krümmen kann; sonst könnte er unmöglich so ruhig schlafen. Denn Leute, die sich einer

*) Was für große und ganz unerhörte Wohlthaten diese Leute dem armen Menschengeschlecht gewähren, davon ist Frankreich ein durch die ganze Welt laut redender Beweis.

bösen That bewußt sind, haben gemeiniglich keinen guten Schlaf. — Zudeme, wenn das Schicksal der Verfolgung nur für vernünftige Leute und wohlthätige Aufklärer gehört; so müßte man wohl den Verfasser auch für einen vernünftigen Mann und wohlthätigen Aufklärer passiren lassen; weil er von den Rezensenten, besonders den salzburgischen so hitzig verfolget wird.

Ja, erwiedern Sie, er verdient es nicht besser; denn — Er schrieb erzdumm, erzboshaft, aber auch erzorthodox! dieß ist sein Privilegium. Unter dieser Firma darf er ungestraft alle ehrlichen Leute mit dem Kothe seiner Verläumdungen beschmitzen, jedem Selbstdenker Hohn sprechen, jede Schrift, die er nicht versteht, widerlegen; jeden dummen Aberglauben vertheidigen; jede Wahrheit verdrehen, und alles thun, was ihm seine Ausgelassenheit, und sein Fanatismus eingiebt: es kostet ihn gar nicht einmal eine merkliche Mühe, denn er hat Vorgänger genug, die er plündern, mit deren abgerissenen elenden Fetzen er seine ei-

gene Geistes-Armuth nothdürftig decken kann.

Ach! nun bald ganz unausstehlicher Herr Rezensent! was machen Sie doch da wieder für einen dummen Streich? — Wie mögen Sie doch all jenes noch einmal wiederholen, was Sie schon oben zwey-drey-und viermal bis zum Eckel uns her deklamirt haben, und worauf ich Ihnen schon mit dem Holzschlägel gedeutet habe, wie ohngefähr die Antwort ausfallen dürfte? Bald kann ich Sie gar nicht mehr als einen Rezensenten, sondern nur lediglich als einen plauderhaften Repetenten, der nur längst abgedroschenes Stroh aufzulegen pflegt, ansehen; und so wäre ich gezwungen, ihre Parthie, die ich bisher offenbar hielte, endlich gar zu verlassen, und jene ihres Gegners zu ergreifen. — Doch um nicht auf einmal mit Ihnen zu brechen, will ich Ihnen nur ganz gelassen darauf deuten, wie etwa das Publikum (nicht das aufgeklärte und heterodoxe, sondern das von der Afteraufklärung noch unverdorbene und ächt orthodoxe Publikum) von Ihrem Räsonnement urtheilen werde. Es wird nämlich ohngefähr also lauten: „Diese

mit so vieler Aufklärungswuth hergesprudelte Deklamation, ja diese ganze mit so sichtbarer Leidenschaft und Niederträchtigkeit hingeschmierte Rezension stellt die alles übertreibende Aufklärer in ihrer schändlichsten Gestalt vollkommen dar. Man weiß, und ist schon seit längerer Zeit überzeugt, daß sie manchmal erzdumm, öfters erzboshaft, am öftesten aber erzheterodox schreiben; und dieß sehen sie als ihr Privilegium an. Je toller, je unsinniger, je besser, heißt es bey ihnen. — Man weiß, daß sie unter dieser Firma fast ganz ungestraft (außer daß sie bisweilen von alten Zionswächtern auf die Finger geklopft worden,) alle ehrlichen Leute, Päbste, Bischöfe, Mönche, Jesuiten, Ordensstifter und ganze Orden zusammt ihren Heiligen mit dem Kothe (in der Kothwerferkunst zeichnet sich vorzüglich die D. Allg. Litteraturzeitung aus) ihrer Verläumdungen *) beschmitzen dürfen. — Man weiß, daß

*) Was der Verfasser der hier rezensirten Piece an Herrn Brunner und Konsorten rügte, kann unmöglich Verläumdung genannt werden; denn derselbe erzählte ja nur blos Thatsachen. Liegt hierinn eine Verläumdung, dann fällt das Unrecht und Schande einzig auf Brunner und seines gleichen. Dieß mögen diese saubern Gesellen auch wohl gefühlt haben, drum liefen sie so ängstlich um Rechtfertigungsscheine, die sie aber nirgends erhalten konnten.

daß diese manchmal ganz gedankenlose Selbstdenker jedem Katholischdenkenden Hohn sprechen, jede Schrift, die sie nicht verstehen, weil sie mit erschrecklicher Blindheit geschlagen sind, nicht zwar widerlegen, das sie nicht im Stande sind; wohl aber mit ihrem partheyischen Rezensentengeifer abscheulich verunstalten. — Man weiß, daß sie jeden löblichen Kirchengebrauch und selbst die heiligsten Dogmen, als dummen Aberglauben verschreyen; jede katholische Wahrheit bestreiten und ver-

 drehen,

---

ten. Je nun, was thut man nicht in solcher Verlegenheit? man sucht sich zu helfen, wie man kann. Hätte sich aber Herr Brunner, den der Verfasser des Trauerspiels — Noch einmal der Cölibat ist nicht aufgehoben — schon einmal in einem Kapnziner-Kloster sterben ließ, nicht viel rühmlicher helfen können, wenn er leibhaft ein Kapuziner geworden wäre? Dann hätte man von ihm vielleicht auch sagen können, was der neuwiedische Novellist an den Mainzischen Kapuzinern am 1ten Merz d. J. rühmte, nämlich daß diese Väter „deutsche Ehre und Religions-Ehrfurcht verdienen.“ — Warum? — „Sie haben den „Eid nicht geleistet; sie ließen sich lieber „einkerkern, verjagen, mißhandeln. — Man „wird künftighin die deutschen Gelehrten „zu den Kapuzinern in die Lehre der Deutsch„heit schicken; da können sie lernen, „was für Pflichten deutsches Vaterland, „und Religion jedem Deutschen zu seinem „Glück vorschreiben.“

drehen, und alles thun, was ihnen ihre Ausgelassenheit, und ihr übertriebener Aufklärungs-Fanatismus eingiebt. — Man weiß endlich, daß sie dieses gar nicht einmal eine merkliche Mühe kostet; denn sie haben an den ältern und neuern Religionsstürmern Vorgänger genug, die sie plündern, mit deren abgerissenen, zerlumpten und modernden Ketzerfetzen sie ihre eigene Geistes-Armuth reichlich und überflüßig decken können.

Sehen Sie, lieber Herr Rezensent! wie weit Sie mich treiben. Ich mußte Ihnen doch nothgedrungen die Meinung, so das noch katholische Publikum von Ihnen heget, aufrichtig sagen. — Wie mochten Sie doch Ihr so offenbar sich widersprechendes Räsonnement so oft und stirnlos wiederholen, daß der Verfasser der Piece — Der nach Gebühr gezüchtigte P. Meinrad Widmann — zwar erzorthodox, beynebens aber erzdumm geschrieben habe? — Welches Histeron Proteron! — Glauben Sie also im Ernst, daß alle geistlichen und weltlichen Fürsten vom Pabst und Kaiser an bis auf den letzten katholischen Bauern eben darum erzdumm seyn müßen, weil sie erzorthodox sind, oder zu seyn verlangen? — Glauben Sie also ernstlich, daß Orthodoxie und Dummheit unabsönderlich sind? — Noch einmal glauben Sie dieß, als ein vorgeblicher Katholik wirklich und so ganz unbedingt? — Wer reimt mir das Ding zusammen? — Antwort

wort will ich haben; oder Ihre Schmähtirade bleibt eine unverbesserliche Lobrede auf den wider alle Billigkeit matrosenmäßig gelästerten Verfasser. — Antwort fodere ich. — Allein diese werden Sie wohl bis auf den ersten griechischen Monatstage schuldig bleiben.

Sehen Sie, mein stummer Herr Rezensent! so geht's, wenn man nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern aus Leidenschaft die Feder ergreift, und diese Leidenschaft ohne alle Zurückhaltung wider einen Gegenstand toben läßt, den man sich einmal zur Zielscheibe seines unbedingten Hasses ausgesteckt hat. So weit verliert sich nämlich die Rezensentenwuth, nachdem sie sich einmal in Kopf gesetzt hat, alles, was noch altkatholisch klinget, verhaßt und verächtlich zu machen. Sie zieht den Katholizismus aus, um denselben als eine Dummheit verfolgen zu können. — Ich bedaure Sie, mein Herr M —! Vielleicht sind Sie ein Mann von gutem Herze, und haben sich nur von dem salzburgischen Rezensenten-Clubb so schändlich einhun, und hinreißen lassen. Von diesem einführerischen Clubb sage ich; der es nun einmal fest beschlossen hat, die Jesuiten und Mönche, als die getreuen (nicht ganz ohne Grund!) Haustruppen des römischen Stuhls, gehe es, wie es wolle, mit äußerster Wuth zu verfolgen: und darum kann dieser berüchtigte Clubb in seinen Rezensionen fast kein Blatt liefern, in welches er nicht die Mönche und Jesuiten

mit Haaren hineinzieht, um seine Galle über dieselben im vollen Maaße auszuschütten. — Freund! möchten Sie doch ihr seelengefährliches Rezensenten-Handwerk, wie einst Levi den Zollbank verlassen, und der rufenden Stimme unsers Heilandes und seiner Kirche folgen! Möchten Sie den Ihnen weiter oben wohlmeinend ertheilten Rath befolgen, und ein Mönch werden, wenn Sie nicht etwa schon vorhin, wenigst dem Namen nach, einer waren! — Was gilts, Sie würden bald ganz andere Begriffe von den Mönchen und den erzdummen Orthodoxen bekommen!

Allein Sie lassen mich nicht viel hoffen; sondern beharren trotz der erkannten Wahrheit in Ihrem nun einmal angenommenen Irrthum und höchst strafbaren Vorurtheilen, da Sie ganz dreuste und mit vieler Selbstgenügsamkeit sagen: Wir wünschen dem Verfasser zu allen diesen Vortheilen Glück; wollen uns aber unserer Seits mit der Ehre, für die er freylich kein Gefühl hat, begnügen, uns von ihm, und ihm ähnlichen Skriblern öffentlich und heimlich verlaumden zu lassen, (Seneka sagt: Die Leute denken von dir Böses, aber nur die boshaften; den Boshaften misfallen ist löblich.) und ohne Geräusch zur Verbreitung einer wohlthätigen Aufklärung, und zur Reinigung der eben so wohlthätigen Religion so viel beyzutragen, als möglich ist.

Schö-

Schönen Dank, mein Herr! für den ganz unvermutheten und ohne Zweifel ungeheuchelten Glückwunsch, den Sie dem Verfasser zu seinen Vortheilen so menschenfreundlich darbringen! — Es lohnt sich auch wirklich der Mühe, demselben dazu Glück zu wünschen; denn seine Vortheile sind nach dem Urtheile des entscheidenden Publikums so auffallend, daß jeder unbefangene Leser mit Händen greift, der Verfasser habe die Afteraufklärung, und mitunter die salzburger Clubbisten fast durchgehends mittelst Thatsachen dergestalt in die Klemme genommen, daß sie ihm weiter nichts, als erzgrobe, erzboshafte und erzausgelassene Lästerungen statt einer ordentlichen Widerlegung entgegen zu stellen wußten, wie aus Ihrer illustren Rezension erhellet. — Ach! bedauernswürdiger Herr Rezensent! wie leid thut es mir, daß nicht auch ich den Trost finde, Ihnen zu Ihrer einmaligen Selbsterkenntniß und aufrichtigen Bekehrung glückwünschen zu können; denn Sie wollen sich lieber mit der Ehre begnügen, sich von dem Verfasser, und ihm ähnlichen Skriblern, das heißt ohngefähr von allen katholischen Schriftstellern, und der ganzen alleinseligmachenden und unfehlbaren Kirche öffentlich, und heimlich (dieß letztere ist gewiß schon geschehen) nicht verläumden; (dann Ihre Thaten reden) sondern brandmarken, und verfluchen zu lassen. Für eine solche Ehre hat freylich der Verfasser kein Gefühl.

Es ist übrigens eine nicht geringe, und beynahe nur eines verstockten Sünders würdige Bosheit, daß Sie den steifen Vorsatz fassen, zu Verbreitung der verschollenen und seelenverderblichen, keineswegs aber wohlthätigen Aufklärung, und zur Reinigung, d. h. zur Untergrabung und Vertilgung der eben so wohlthätigen Religion *) so viel beyzutragen, als möglich ist, und was dabey das schönste ist, ohne Geräusch. — Also wollen Sie, mein Herr, in Zukunft nicht nur schlechterdings einen Rezensenten, sondern auch einen Glaubensfeger und unberufenen Reformator machen? — und dieß ohne Geräusch? — Daß die heutige Aufklärung so ganz ohne Geräusch befördert wird, kann ganz Frankreich, und so manche deutsche Provinz sattsam bezeugen: was aber die ungebetenen Glaubensfeger, und unberufenen Reformatoren für Leute sind, können Sie nebst andern in dem Aufklärer-Alphabeth und in den freymüthigen Anmerkungen zu demselben ohne Mühe finden. — Den Senekaischen Denkspruch, du stehst im üblen Rufe, wenn Sie klug gewesen wären, hätten Sie sicher auch weggelassen; denn Jedermann sieht klar und deutlich, daß er hier nicht

*) Was muß wohl dieß für eine Religion seyn? Der Himmel wolle uns vor einer Religion, die eben so wohlthätig ist, **als die heutige Aufklärung, bewahren!**

nicht anwendbar ist; und selbst Seneka, sollte er aus seiner Asche erstehen, würde sagen, daß derselbe vollkommen auf die heutige Aufklärer gemünzt sey.

Noch eine schwerere Sünde begehen Sie, mein Herr! daß Sie mit Ihrer Verstockung und Beharrlichkeit im Bösen nicht zufrieden, auch den Herrn Pfarrer **Brunner** zu einer ebenmäßigen anspornen und ermuntern; indem Sie zum Beschluß Ihrer höchst leidenschaftlichen und über alle Maßen ungesitteten Rezension noch sagen: **Dieß** (**nämlich Aufklären**, oder vielmehr verfinstern) **wird auch Herr Pfarrer Brunner thun; und wir glauben nicht, daß er sich durch so nichtswürdige, den Verfasser mit eigener Schande brandmarkende Pasquille werde hindern lassen, seine Talente dem Besten der Religion und des Staates, das er bisher mit so viel Ruhme that, noch ferner zu widmen.** M.

Ja, ja, mein Herr! wenn sich **Brunner**, der durch seine heillose Notenmacherey ꝛc. schon Uebel genug angerichtet hat, durch dergleichen einschneidende Wahrheiten und offenbare Thatsachen, (nicht **Pasquille**) die freylich den Herrn **Brunner**, nicht aber den redlich erzählenden **Verfasser** recht schändlich **brandmarken**; — wenn, sage ich, **Brunner** sich dadurch nicht hindern läßt, **seine Talente etwa dem Besten des verworrenen Neufränkischen Staates und dessen überhandnehmenden Irreligion zu wid-**

widmen; so kann gewiß dieser muthige, oder meinetwegen muthwillige Volkslehrer einen Ruhm erwerben, um den ihn ja kein biederer Deutschmann beneiden wird; — einen Ruhm nämlich, der den beeidigten Priestern und Volkslehrern in Frankreich geworden, von denen ein öffentliches Zeitungs-Blatt im Aufrufe an Elsaß zum Beschluß also pathetisiret:

„ Diese Geistliche, die den Eid abgeleget,
„ was sind es für Leute? — Schurken von dem
„ ersten Range, gewissenlose Pursche, deren
„ Name gebrandmarket, in jedem Bißthume
„ auf der schwarzen Tafel geschrieben steht; —
„ Leute sind es, die sich mit einem Kartusch
„ bekannt gemacht, mit den viehischen Grund-
„ sätzen Voltairs ausgezeichnet, derer Seele
„ einem Hunde gleichet; schlechte, nächtliche Lot-
„ tersbuben sind es, die sich nicht getrauten,
„ die unfähig waren, durch Rechtschaffenheit
„ und gute Sitten eine Pfründe zu erhalten. —
„ Mein lieber Bürger! prüfe, betrachte nur
„ die Sache etwas reifer. Geh jetzt zum Bey-
„ spiel in die Pflanzschule der jungen Geistli-
„ chen; du wirst dort einige arme muthwil-
„ lige Buben finden *), denen ehemal ein halb-
„ vermoderter, ehrlicher Superior Jeanjean

wegen

*) Man beliebe sich hier dessen zu erinnern, was der Verfasser des — Nach Gebühr gezüchtigten P. Meinrads — vom Aufkommen Brunners historisch angemerkt hat.

„ wegen ihrem schändlichen Betragen das Le-
„ bewohl gesagt. — Betrachte die naturalisir-
„ te Pfarrherren und Kapläne, was sind das
„ für Leute? — Theils verlumpte Zottler,
„ die bey der Bettelschüssel auferzogen, und
„ bey Erwählung ihres Standes keinem andern,
„ als ihrem Bauchberufe folgten: theils sind
„ es stolze, hochmüthige Stuzer, die längst ih-
„ re Seele an gewissenlose Broschüren ver-
„ kauft, und sich bey dieser Gelegenheit empor
„ schwingen. Sieh, mein guter Bürger,
„ solche sind deine Seelenhirten! o wie elend
„ bist du besorgt! du mußt jezt Vorsteher und
„ Lehrer haben, die dich zu einem Gott führen
„ sollen, den sie selbst nicht kennen! — Doch
„ mag dieser Zeitpunkt vortheilhaft für unsere
„ christliche Kirche seyn; wir lernen nun ehr-
„ liche Männer von Schurken, und Schaa-
„ fe von Böcken zu unterscheiden, sonst wäre
„ der Schaafstall Christi immer mit Böcken
„ vermischt geblieben. — Nur eines, ehrli-
„ cher Bürger! muß dir noch hart fallen, —
„ — — — — gehest du in das Heiligthum,
„ so findest du befleckte Oerter, die alle Ehr-
„ lichkeit abgeleget, die treugesinnte Ermah-
„ nungen der christlichen Kirche verachten, die
„ ihre Treue, welche sie ihrem Bischofe vor
„ dem Altare schwuren, gebrochen, sich mit
„ einem Meyneid von der Einheit der Kirche,
„ ihrem Oberhaupt losgetrennt, die dich noch
„ durch niederträchtige Kunstgriffe, oder ande-
„ re Unbilligkeiten in ihre Mördergruben zwin-

„ gen

„ gen wollen. — O mein guter Bürger, wie
„ sehr bist du zu bedauren! diese nichtswür-
„ digen Menschen sollen dich, deine Gattinn
„ und Kinder mit Religion unterstützen, die sie
„ selbst nicht haben! — Diese sollen beym
„ Sterbbette dein Trost, deine Begleitung zu
„ jenem Richter seyn, den sie selbst nicht glau-
„ ben, oder wenigstens durch ihre Handlun-
„ gen läugnen! u. s. w. "

So einen Ruhm ohngefähr mag der Volks-lehrer Brunner, trotz den beeidigten Priestern in Frankreich, häufig einärndten, wenn er nach dem Zuspruch des Rezensenten M. fleißig fortfährt aufzuklären. Der bessere Theil des katholischen Pubikums wird hingegen von Herzen gen Himmel flehen:

Errett' uns Herr von Jakobiten,
Von aufgeklärten Antichristen,
Von superklugen Reformanten,
Von Priestern, die den Katechismus
Aus Rom, aus Genf, aus Wittenberg
Zusamm in einen Tiegel schmelzen,
Und es dann nennen Christuslehr'
Von diesem Volk errett' uns Herr!
Dann stehts gewiß um Deutschland besser,
Dann kehret alte Treue wieder,
Dann wanken keine Throne mehr,
Dann sind wir selig hier und dort.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Merz, Aloys, 1727-1792

Gesammelte Schriften unserer Zeiten zur Vertheidigung der Religion und Wahrheit

Bd.: 15

Augsburg (1793)

Bamberg, Staatsbibliothek -- .21 E 3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11403270-5
VD18 80019471-001